

Archiv der Gossner Mission
im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0950

Aktenzeichen

6/23

Titel

Rundbriefe aus dem Missionfeld und der Heimat

Band

1

Laufzeit

1973 - 1980

Enthält

u.a. Rundbriefe verschiedener Autoren aus den Missionsgebieten Nepal und Zambia zur Lage und Arbeit in den Gebieten

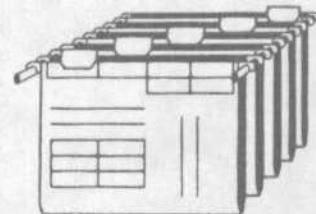
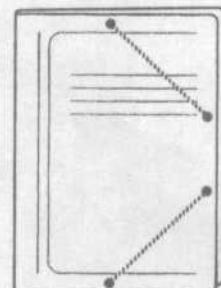
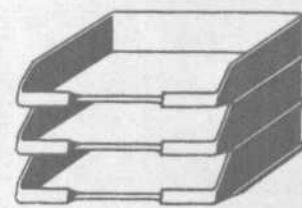
GOSSNER-MISSION-

Indien
~~Martin, Ilse~~
Seeberg, Martin

NEPAL

Dietz, Angelika und Martin
Furthmüller, Else
Muxfeldt, Ellen
Sleggs, Melody
Schutzka, Monika
ZAMBIA

Allgemein
Jähn, Klaus
Janssen, Arnold und Grete
Schlottmann, Ulrich
Bredt, Frieder
van Keulen, Anja



LEITZ

GOSSNER MISSION

1 Berlin 41 (Friedenau)
Handjerystraße 19-20

Fernsprecher: (030) · 851 30 61 · 851 69 33
Postscheckkonto: Berlin West 520 50-100
Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 200 00
Kto.-Nr. 0407480700

7. Dezember 1976
psbg/sz

An die
Mitglieder des Kuratoriums

und

an die Mitarbeiter(innen)
der Gossner Mission

Liebe Schwestern und Brüder!

Zum bevorstehenden Weihnachtsfest übermittele ich Ihnen allen ganz besonders herzliche und brüderliche Grüsse.

Nicht vieler Weisheit und Erkenntnis bedarf es, damit wir uns einreihen in das Volk, das im Finstern wandelt (Jesaja 9,1); sehr viel mehr, um das grosse Licht zu sehen: Jesus Christus, den Retter und Befreier!

Ich bin bisweilen verwirrt und angefochten, weil mir dieses grosse Licht sehr weit entfernt scheint, noch dazu von Irrlichtern umtanzt. Ist es auch Ihre Erfahrung, dass Sie in solchen Zeiten voller Sehnsucht sind, Zeichen SEINER Nähe zu spüren? Wo anders als in der brüderlichen Gemeinschaft gibt ER uns solche Zeichen?

Ich lege diesem Brief die Jahreslösung 1977 unserer Kirche bei. Die Schätze der Weisheit und der Erkenntnis liegen leider nicht offen, so dass wir nur hinein zugreifen brauchten. Unsere Ratlosigkeit, die wir ehrlicherweise bei uns immer wieder feststellen, ist also ein wichtiger Teil unseres Glaubens. In Christus sind die Schätze verborgen, die wir nur sehr mühsam und sehr stückweise bekommen und verwalten. Ich glaube, dass einem jeden von uns auch für 1977 das rechte Mass zugeteilt wird und wir dabei die Grenzen unserer Masslosigkeit erkennen.

Für mich ist es erleichternd und befreiend zu wissen, dass bei Christus die Schätze der Weisheit und Erkenntnis nicht nur verborgen, sondern auch geborgen sind. So werden sie nicht missbraucht und verschleudert für wenige Privilegierte und für eine kurzlebige Generation, sondern aufbewahrt für viele und für die kommenden Geschlechter.

Gestatten Sie mir, bitte, dass ich Ihnen jetzt noch einige Namen nenne. Am 15.Januar 1977 wird unser verehrter Vorsitzender des Kuratoriums, Bischof D.Kurt Scharf, verabschiedet von seinem Amt in der Berliner Kirche. Wir sind ihm an diesem Tag besonders verbunden und hoffen, dass er im Kuratorium uns weiterhin - vielleicht sogar verstärkt - zur Verfügung steht.

Im Januar beenden Albrecht und Imke Bruns ihren Dienst in Lusaka/Zambia. Wir haben die beiden als Mitarbeiter bei der Gossner Mission seit 1964 schätzen gelernt. Sie haben einen besonderen Dank verdient. Als Nachfolger sollen, falls das Kuratorium und die Evangelische Kirche im Rheinland zustimmen, Ende März 1977 Pfarrer Peter Weiss und Frau Gerhild Weiss nach Lusaka entsandt werden. Herr Weiss ist bis jetzt Studieninspektor am Predigerseminar, Frau Weiss ist in der Telefonseelsorge Essen beschäftigt.

Am 9.Januar 1977 wird Schwester Melody Koch für ihren Dienst in Nepal in der amerikanisch-lutherischen Gemeinde Berlin ausgesandt.

Zwischendurch eine unpassende Nachricht: Am 16.November 1976 wurde in unserer Rendantur der Tresor gestohlen; Nachforschungen blieben bisher ohne Ergebnis. Der finanzielle Verlust ist nicht sehr gross (wir sind versichert), wohl aber der von wichtigen Urkunden und Papieren.

Ich schliesse mit einer Mitteilung, die mich selbst betrifft: Die Gossnerkirche in Ranchi hat für Mitte Januar 1977 die leitenden Brüder aus den Kirchenbezirken eingeladen, um über die Beendigung des Kirchenstreits zu verhandeln. Auf Wunsch der Gossnerkirche und nach dem Willen des Kuratoriums werde ich am 10.Januar 1977 nach Ranchi fliegen. Ich tue dies nicht leichten Herzens und bitte um Ihr Mitdenken und um Ihre Fürbitte. Es muss damit gerechnet werden, dass die Verhandlungen einige Wochen in Anspruch nehmen werden.

Seien Sie Gott befohlen!

In herzlicher Verbundenheit bin ich

I h r

Martin Seeberg

Anlage

Zur Abzug

Abreiß-Nr. 623

Abschlussbericht für 1971 - 1977

25.11.

Missionsdirektor Seeberg 14.10.1977

Handzeichen *Obie*

Dies ist ein zusammenfassender Bericht über die Jahre 1971 bis 1977, in denen ich im Auftrag des Kuratoriums als Direktor der Gossner Mission meine Aufgaben wahrnahm. Wohl bestimmt das Kuratorium die Richtlinien der Arbeit, aber sowohl die Tradition als auch die Bestimmungen in der Satzung geben dem Direktor ein reiches Mass an Freiheit der Entscheidung, an Einflussnahme und Mitbestimmung, soviel, dass er gut beraten ist, wenn er die Verantwortung so weit wie möglich mit seinen Mitarbeitern teilt. Dies habe ich getan, und ich danke den Mitarbeitern hier und in Übersee, den jetzigen und den bereits ausgeschiedenen von Herzen, dass sie freundlich, konstruktiv, ideenreich, geduldig und gern mit mir zusammengearbeitet haben.

Die vergangenen sechs Jahre sind durch Kontinuität gekennzeichnet. Bestehende Aufgaben und Dienste wurden fortgesetzt; neue nicht begonnen. Die Leidenschaft des Aufbruchs zu neuen Ufern fehlte, ebenso fehlten bahnbrechende Ideen. Es waren arbeitsreiche, aber ruhige Jahre. Die Gossner Mission machte keine Schlagzeilen, wobei ich mir erlaube, die kleinen Aufregungen um die Festrednerin Dorothee Sölle zu übersehen. Große Probleme blieben uns erspart, weil unsere Übersee-Aufgaben nicht dort zu leisten waren, wo fast unerträgliche politische Spannungen auszuhalten sind wie im Nahen Osten, in Südafrika oder Äthiopien.

Unsere Arbeit in Zambia ist für die vergangenen sechs Jahre unterschiedlich zu beurteilen, und zwar ist in der ersten Hälfte der Berichtszeit mehr der Eifer und in der zweiten mehr die Geduld zu loben. Wir erinnern uns der Zeit heitiger Diskussionen im Kreis der Mitarbeiter und auch des Kuratoriums um Arbeitsziele und -planungen, an mancherlei Zweifel und Ungewissheit, ja Streit und Hektik. Inzwischen ist stattdessen eine ruhige Besonnenheit, ein geduldiges Bemühen zu beobachten - eine erfreuliche Entwicklung. Das Gossner Service Team knüpft an die ortsüblichen Techniken und

und Begabungen und sieht seinen Dienst mehr als Mäeutiker denn als Experten. Der Aufbau von Genossenschaften bleibt ein Schwerpunkt unserer Arbeit. Überraschend ist das grosse Vertrauen der Regierungsstellen in Lusaka, die unkompliziert diese Arbeit fördern und 1975 den Vertrag mit der Gossner Mission verlängerten. Die Zusammenarbeit mit der zambischen Kirche ist noch nicht befriedigehd, doch bemühen sich besonders die zwei Theologen im Team um eine Intensivierung. Freilich steht dieser positiven Beurteilung die Ungewissheit gegenüber, ob nicht durch eine offene militärische Auseinandersetzung im Grenzgebiet Rhodesiens unsere Arbeit eingeschränkt oder gar aufgegeben werden muss. Wir hoffen sehr, dass es trotz düsterer Prognosen dennoch eine politische Lösung in diesem Konflikt gibt. Zambia ist für die Gossner Mission innerhalb weniger Jahre zum Hauptarbeitsgebiet in Übersee geworden, nicht nur, weil dort die meisten Mitarbeiter tätig sind, sondern auch weil die Kooperation mit den Afrikanern reibungslos verläuft und weil es als mittelfristiges Engagement beispielhaft für zukünftige Unternehmungen ist. 1972 wurde von der Gossner Mission erstmals eine Mitarbeiterin nach Nepal entsandt, ein Jahr später eine zweite. Das blieb ein bescheidener Beitrag im Rahmen der grossen UMN. Die Möglichkeiten für eine Einflussnahme auf die Gesamtverantwortung blieben deshalb eher eingeschränkt. Ich habe den Eindruck, dass die Gossner Mission durch ihr Arbeitsgebiet Nepal mehr die Empfangende als die Gebende ist. Die UMN ist eine grossartige oekumenische Werkstatt auf Grund der unterschiedlichen geographischen und konfessionellen Herkunft der Mitarbeiter. Die ständige Auseinandersetzung mit dem Hinduismus bedeutet eine gesunde Herausforderung. Auch hier ist die mittelfristige Verpflichtung positiv zu würdigen. Dass die Gossnerkirche trotz wiederholter Bitten und Aufforderungen sich an dieser Arbeit nicht wie seinerzeit zugesagt beteiligt hat, bleibt enttäuschend, sollte aber kein hinreichender Grund sein für die Gossner Mission, die Arbeit kurzfristig zu beenden.

Die Arbeit auf dem traditionellen Überseegebiet Indien kann ich für den Berichtszeitraum leider nicht in der gleichen Art charakterisieren. Zwar ist die Missionsarbeit der Kirche, die fast ganz von der Gossner Mission finanziert wurde, kontinuierlich weitergegangen mit mehr als 200 hauptamtlichen Mitarbeitern. Im Blick auf die eingesetzten Mittel sind die Ergebnisse freilich nicht befriedigend. Die meisten Missionsstationen sind inzwischen zu Gemeinden geworden, die sich von anderen nur dadurch unterscheiden, dass hier Gehälter und Sachausgaben von Deutschland gezahlt werden. Die Verantwortung für diese Entwicklung liegt bei den Anchals, Dr.Singh als dem Leiter der Missionsarbeit sind nur beratende und abrechnungstechnische Funktionen zugestanden worden. Seitdem ein Anchal nicht mehr mit der Kirchenleitung kooperiert, sind die von uns bereitgestellten Finanzmittel als Waffe für innerkirchliche Auseinandersetzungen benutzt worden.

Die diakonischen Einrichtungen, die auf unsere Initiative in den sechziger Jahren entstanden, haben insofern eine erfreuliche Entwicklung erfahren als die grosse Zahl der deutschen Fachkräfte durch indisches Personal ersetzt werden konnte. Diese Umstellung wurde 1975 abgeschlossen. Dennoch ist die Diakonie in der Gossnerkirche ein Fremdkörper geblieben. Das landwirtschaftliche Zentrum wurde durch Machtkämpfe zerrieben; die Handwerkerschule Fudi fand seit 1971 durch die Hereinnahme der Katholiken und Anglikaner eine gesunde oekumenische Basis, gleichzeitig verlor die Gossnerkirche ihr Interesse an dieser Institution. Die Krankenhäuser Amgaon und Takarma haben gute Mitarbeiter; aber die Kirchenleitung kümmert sich nicht um sie.

Im Blickfeld der letzten Jahre stand eindeutig der Versuch, die verfassungsrechtlichen Strukturen der Kirche zu verbessern. Der Waffenstillstand nach dem Streit in den fünfziger Jahren zerbrach endgültig. In den mehrjährigen Verhandlungen gab es keinen Erfolg; am Ende ist heute die Gossnerkirche mindestens in zwei Teile zerbrochen. Weil ich mich selbst intensiv um friedliche und vernünf-

tige Lösungen bemüht habe, schmerzt mich diese Entwicklung ganz besonders. Dabei ist weniger das Ergebnis deprimierend, sondern die Art und Weise wie es zustande kam. Die Bemühungen dieser Jahre waren gekennzeichnet durch das Fehlverhalten der verantwortlichen Kirchenführer. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen beklage ich bei ihnen das Fehlen eines guten Willens und der Fähigkeit, friedliche Strukturen zu entwickeln, Zusagen einzuhalten, Entscheidungen zu treffen; ich bedauere feststellen zu müssen, dass persönlicher Ehrgeiz, Rechthaberei, ja Lüge, Hass und Korruption dem Ansehen der Gossnerkirche innerhalb und ausserhalb Indiens schwer geschadet haben.

Die Gossner Mission hat die indische Kirche in diesen Jahren negativ beeinflusst, weil durch finanzielle Hilfen die geistige und geistliche Vergiftung beschleunigt wurde. Von daher habe ich vorgeschlagen, jedenfalls diese Gefahrenquelle zu verstopfen und die Beziehungen zur indischen Kirche zeitlich begrenzt zu unterbrechen, damit der Entgiftungsprozess beginnen kann. Der Indien-Ausschuss konnte sich dazu nicht entschliessen. Im Protokoll der Kuratoriumssitzung von 1920 ist vermerkt, dass Präses Stosch auf Grund des innerkirchlichen Streits für die Einstellung der Indienarbeit plädierte. Er kannte Indien seit Jahrzehnten. Sein Rat wurde nicht angenommen. Die Gossner Mission leitete neue Liebe, Ideen, Hoffnungen und Mittel in die Gossnerkirche. Sie waren leider keine Hilfe zur Selbsthilfe.

Die von der Indienkommission angeregte Konsultation wird keine neuen Erkenntnisse und Ergebnisse bringen. Das Kuratorium muss klar sagen, was die Gossner Mission zu tun gedenkt. Der Text des Briefes an die Gossnerkirche vermittelt den für mich fatalen Eindruck, als sei nichts Besonderes in diesen Jahren in der Gossnerkirche geschehen.

Gemeindedienste

Wir haben in den siebziger Jahren mehr Gemeindedienste anbieten können als in den Jahren davor; Schwerpunkte lagen in Bayern, Westfalen, Ostfriesland. Es ist anstrengend unterwegs zu sein, sich jeweils auf neue Situationen einstellen zu müssen; und doch hat es Freude gemacht. Wir haben dann und wann Zweifel ausgesprochen, ob die zu kurzen Aufenthalte in den Gemeinden nicht zu geringe missionarische Wirkungen hervorrufen. Vielleicht wäre weniger mehr, wenn wir - wie in Modellversuchen erprobt - mehrere Tage in einer Gemeinde verbringen und die Informationen vertiefen. Wichtiger noch ist eine andere Erwägung, die mit der Frage zusammenhängt, was wir mit unseren Gemeindediensten bewirken wollen. Früher war die Antwort einfach: Meldungen, welche Auswirkungen die Gebete und die Opfer der Gemeinde auf dem Missionsfelde gehabt haben. Diese Siegesmeldungen wurden ersetzt durch allgemeine Informationen über die politische, wirtschaftliche, religiöse Situation in Übersee.

Heute entdeckt die Missionsgesellschaft zusammen mit der Gemeinde zu Hause auf Grund der Übersee-Erfahrungen, dass Mission zu Hause not tut. Bekehrung zum Glauben heute hat eine radikale Tiefe, bedeutet sie doch eine entschiedene Änderung unserer äusseren Lebensweise. Der bisherige Lebensstandard, Konsumgewohnheiten, politische Abstinenz werden in Frage gestellt. Diese Mission zielt auf den Alltag der reichen Christen. Massenbekehrung ist bei solcher Anrede kaum wahrscheinlich. Die Arbeit an und mit kleinen Gruppen, die als Sauerzeug für die grosse Gemeinde wirken können, steht uns vor Augen. In diesem Sinne möchten wir die zukünftige Arbeit in Mainz sehen. Die dort vorhandenen Räume laden geradezu ein zu Seminaren und Gruppenbegegnungen; die etwas theoretisch-akademisch betriebene UIM-Arbeit kann einen neuen verheissungsvoller Anfang machen mit vielen, besonders jungen, Leuten, die auf der Suche nach einem neuen Lebensstil Antworten aus dem gelebten Evangelium erwarten.

Mit Teilnehmern an solchen Seminaren - ob sie zu Hause oder in Mainz bekehrt wurden - müsste ein ständiger Kontakt bleiben - so wie es schwach versucht wird im Mainz-Kasteler Konvent. Dies würden dann die zukünftigen Freundeskreise der Gossner Mission, nicht nur mehr Empfänger von Informationen, sondern selbst Missionare ihrer Zeit und Umgebung.

Kirchen und Missionswerke

Nach diesen - wie Sie vielleicht zu Recht anmerken - Träumen und Visionen habe ich mich jetzt mit einigen Anmerkungen der Realität zuzuwenden: das Verhältnis der Gossner Mission zu den Missionswerken und Kirchen. Im Berichtszeitraum stand die Gossner Mission vor der Entscheidung, sich in das Berliner Missionswerk zu integrieren oder lediglich zu kooperieren. Niemand unter uns verkannte den inneren Zusammenhang von Kirche und Mission; dennoch bestanden und bestehen starke Zweifel, ob die Konsequenz aus dieser Erkenntnis die organisatorische Zusammenlegung von landeskirchlicher Verwaltung und Missionsgesellschaften in einem Missionswerk erfordere. Selbstverständlich benötigen die Landeskirchen eine oekumenische Abteilung, durch die Beziehungen zu befreundeten Überseekirchen geregelt und sofern Missionsgesellschaften sich als Sachwalter solcher Beziehungen wussten, war ihre Auflösung gerechtfertigt. Wenn jetzt diese oekumenischen Abteilungen der Landeskirchen Missionswerke genannt werden, so handelt es sich um eine irreführende Bezeichnung. Die Missionswerke haben es im Inland mit engagierten Gemeindegliedern zu tun und in Übersee mit der Stabilisierung kirchlicher Strukturen. Von Mission kann nicht mehr die Rede sein.

Die Gossner Mission hat diesen Schritt nicht vollzogen; ganz abgesehen davon, dass ihre Verknüpfung mit westdeutschen Gemeinden und Kirchen, sowie die Arbeit in Mainz nicht in ein regionales Werk der Berliner Kirche eingegliedern waren. Gegen den Widerstand des Vorsitzenden des Kuratoriums habe ich in diesen Jahren konsequent den Grundsatz vertreten, mit dem Berliner Missionswerk zwar

freundschaftlich zusammenzuarbeiten, aber keine organisatorische Verschmelzung anzustreben. Ich halte dafür, dass die Gossner Mission gut beraten ist, diesen Weg auch für die Zukunft fortzusetzen. Dabei sei sie sich freilich bewusst, dass darin die Eigenverpflichtung eingeschlossen ist, als kleine selbständige Organisation bezüglich Arbeitsmethoden und -zielen beweglich zu bleiben.

Die westdeutschen Missionswerke begegnen der Gossner Mission bisher mit freundlicher Duldung (Bayern, EMS) oder als willkommener Partner (VEM).

Wird die Gossner Mission als eine der ganz wenigen landeskirchlich geprägten aber nicht in ein Missionswerk integrierten Missionen isoliert werden? Die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass das Interesse von Gemeinden und Gruppen an unserer Arbeit grösser geworden ist. Andererseits ist auch nicht zu verkennen, dass die Gossner Mission durch die Missionswerke mehr und mehr von den Verwaltungen und Leitungen der Landeskirchen abgeschrieben wird. Das kann zur Folge haben, dass die finanzielle Unterstützung seitens dieser Landeskirchen nicht so problemlos bleiben wird wie bisher. Schon dieses Jahr zeigt sich, dass von Berlin und Hannover etwas geringere Beträge einkommen wie im Vorjahr, während die Zuschüsse aus Bayern und über EMS seit einigen Jahren gleich bleiben. Westfalen und auch Lippe bilden eine wohltuende Ausnahme.

Angesichts solcher Tendenzen muss die Tatsache als hoch erfreulich bewertet werden, dass Vertreter der genannten Landeskirchen sich im Juni d.J. grundsätzlich beraten haben, in welcher Weise sie mithelfen können, die Probleme der zukünftigen Arbeit der Gossner Mission zu lösen. Dieses Angebot sollte dankbar angenommen werden.

Das überregionale Evangelische Missionswerk scheint die gehegten Hoffnungen nicht zu erfüllen, die besonderen Anliegen der überregionalen und nicht integrierten Missionsgesellschaften zu vertreten. Man kann den bisherigen Zustand ironisch beschreiben: Das EMW ist fest in der Hand und unter der Kontrolle der regionalen Missionswerke. Aber vielleicht muss man diesem Unternehmen eine etwas längere Anlaufzeit gönnen.

Die eigene Organisation

In der ersten Hälfte der Berichtszeit hat das Kuratorium sich nicht unerheblich mit sich selbst beschäftigt. Es war in der Tat nötig, die Satzung der Gossner Mission zu überdenken und neue Formulierungen zu diskutieren. Ein völlig neuer Entwurf mit mehr Paragraphen stand zur Debatte. Das Ergebnis, auf das wir uns einigten, mag für Außenstehende verblüffend sein. Wir liessen mit zwei Ausnahmen alles beim alten. Einige argumentierten, dass es sich nicht lohne, in der Übergangszeit bis zur völligen Integration in das BMW eine neue Satzung zu beschliessen. Die Mehrheit des Kuratoriums hatte andere Gründe; sie setzte die bisherige Tradition der Gossner Mission fort, der ein Ordnungsdenken fremd war. Eine sehr unkomplizierte, einfache Verwaltung, die der Exekutive grösstmögliche Freiheit lässt, ist bis zum heutigen Tage ein Charakteristikum der Gossner Mission. Dabei wird in Kauf genommen, dass in besonderen Krisen und Konfliktfällen das notwendige Instrumentarium fehlt. Das haben wir schmerzlich erlebt während des Streits der Mitarbeiter in Mainz. Solche Ausnahmefälle können wir nicht ignorieren, aber auch nicht überbewerten. Mit nicht geringem Stolz darf ich insgesamt eine positive Bilanz ziehen: Die äusseren Verhältnisse der Gossner Mission sind in besserer Verfassung als je zuvor, die Finanzen geordnet, die Verwaltung übersichtlich, die Arbeitsverträge sorgfältig, der Arbeitsstil in der Geschäftsstelle konfliktfrei.

Ich erwähnte zwei Veränderungen in unserer Satzung. Die eine forderte die Steuerbehörde, die andere betrifft Zusammensetzung und Amtsdauer des Kuratoriums. Seit 1974 besteht ein Drittel des Kuratoriums aus sechs von Landeskirchen bestellten Repräsentanten; die Amtszeit für alle Kuratoren beträgt sechs Jahre. Ich habe den Eindruck, dass die Veränderungen einschliesslich der erfolgten Neuwahlen das Profil dieses Gremiums nicht verändert haben. Nach wie vor werden die unterschiedlichen Meinungen dezidiert zum Ausdruck gebracht. Dieser Dauerstreit zeigt einen ziemlich freien

Geist, der unter uns herrscht und den ich für notwendig halte. Ich danke dem Kuratorium für das Vertrauen, das es dem Missionsdirektor entgegengebracht hat, auch bei unterschiedlicher Interpretation bestehender Sachfragen. Ich glaube, dass ich dieses Vertrauen nicht missbraucht habe.

Dank

Ich habe an anderer Stelle bereits zum Ausdruck gebracht, dass es für mich und für die Gossner Mission gut ist, wenn das Direktorat jetzt neu besetzt wird. Auch andere leitende Mitarbeiter, besonders für Mainz, werden hinzukommen. Ich bitte Sie, diesen Mitarbeitern Mut zu machen und mit ihnen neue Wege zu wagen. Experimente sind immer ein Wagnis, weil sie fehlschlagen können; dennoch sind sie vonnöten.

Seit meinem Dienstantritt hat das Kuratorium 45 Mal getagt und beraten; fünfmal habe ich gefehlt, weil ich die Gossnerkirche besuchte. Ich verabschiede mich heute von Ihnen, indem ich Ihnen noch einmal für die brüderliche Begleitung und auch für die Kritik danke. Ich habe gern bei der Gossner Mission meinen Dienst getan. Ich habe viel gelernt, auch an meinen Fehlern. Ich bin reich beschenkt worden mit Einsichten und Erfahrungen. Ich werde die Arbeit der Gossner Mission mit allen guten Wünschen und mit meiner Fürbitte begleiten.

Berlin, den 9.Juni 1975
psbg/sz

Rundbrief Nr. 6

An
alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
der Gossner Mission
in aller Welt

Liebe Freunde!

Dieser Mitarbeiter-Rundbrief kommt verspätet, und dafür gibt es Gründe. Im April und Mai d.J. gab es eine grosse Zahl von Reisediensten, Konferenzen und Besuchern, die uns in Berlin in Atem hielten. Trotzdem frage ich mich, ob diese vielen kleinen Dinge des täglichen Betriebs wichtiger als die Stunden der Besinnung, der Meditation, des Nachdenkens über die "grosse Linie" sind.

Es wird uns auf allen Arbeitsgebieten ähnlich gehen: Die täglich auf uns zukommende Arbeit, die ohne grossartige Schlagzeilen zu geschehen hat, fordert uns ganz und niemand von uns will sich dieser Last entziehen. Die Gefahr, dass wir uns in Details verlieren und in den täglichen Pflichten untergehen, ist allerdings gross. Wir haben uns in der Gossner Mission in Berlin in den vergangenen Jahren auf diese Details konzentriert; wir haben uns in der grossen Öffentlichkeit bewusst zurückgehalten, wir haben weniger über das gesprochen, was wir in Zukunft zu tun gedenken und mehr die Pflichten, die uns konkret vorgelegt wurden, erledigt.

Es mag nun die Zeit kommen, in der wir eine Atempause einlegen müssen. Das Kuratorium und die Missionsleitung haben sich vorgenommen, die zukünftigen Aufgaben und Dienste neu zu formulieren. Sobald die Ergebnisse der ersten Diskussionen fixiert sind, werden alle Mitarbeiter selbstverständlich darüber informiert werden und Anteil nehmen können.

Unmittelbarer Anlass zu solchen grundsätzlichen Erwägungen sind zunächst einmal Fragen unserer Partner in Übersee: Die indische Gossnerkirche hat offiziell gebeten, die Beziehungen zwischen ihr und der Gossner Mission (zuletzt formuliert 1968) zu überprüfen und neu zu bedenken. Die mündlichen Verhandlungen darüber werden vermutlich Anfang 1976 geführt werden. Auch unsere afrikanischen Partner in Zambia haben Fragen nach Inhalt und Methode unserer Arbeit gestellt.

Andererseits ist ein unmittelbarer Anlass auch in Deutschland gegeben. Hier ist die Integration von Kirche und Mission nahezu abgeschlossen. Regionale Missionswerke sind entstanden (im Nordwesten und Niedersachsen in Vorbereitung). Dies bedeutet praktisch, dass viele Missionsgesellschaften ihre bisherige Struktur aufgegeben haben. Zum Jahresende ist die Gründung des (zentralen) Evangelischen Missionswerks als Ergänzung zu den regionalen Werken zu erwarten. Die Gossner Mission hat bisher diese Entwicklung zwar sehr interessiert verfolgt und hier und da mitgearbeitet, aber an eine totale Integrierung und Auflösung der Gossner Mission ist bisher nicht gedacht worden. Ist dieser Weg richtig oder muss er überprüft werden?

Ende April d.J. fand die Frühjahrstagung des Kuratoriums in Mainz statt, auf der u.a. der Haushaltsplan der Gossner Mission für 1976 mit Einnahmen und Ausgaben in Höhe von DM 2.250.000,-- beschlossen wurde. Die Einnahmen müssen mit vielen Fragezeichen versehen werden und deshalb können wir nicht sicher sein, ob die geplanten Ausgaben realistisch sind.

Unter den Besuchern der letzten Wochen sind besonders der amtierende Kirchenpräsident der Gossnerkirche, Dr. Singh, der allerdings gleich nach der Ankunft erkrankte, und Herr Tiru, ebenfalls Mitglied der indischen Kirchenleitung, der für mehrere Wochen Gemeinden und Landeskirchen bereiste, zu erwähnen. Dazu kamen viele andere Gäste für kürzere Zeit. Herr und Frau Bruns und Herr Bredt aus dem Arbeitsgebiet Zambia sind zu einem Zwischenurlaub in Deutschland gewesen, den sie zur Erholung und für Gemeindedienste nutzten. Ende Juni d.J. kehrt Schwester Ilse Martin von ihrem Arbeitsgebiet in Indien endgültig nach Deutschland zurück (über Nepal und Zambia). Ihre erste Ausreise erfolgte am 10. Februar 1953; sie ist also die Dienstälteste unter den hauptamtlichen Mitarbeitern der Gossner Mission neben Bruno Schottstädt von der Gossner Mission in der DDR. Hier folgt noch die Geburtstagsliste der Monate Mai, Juni und Juli: 2. Mai Frau Meyer, Berlin; 11. Mai Frau Gisela Kriebel, Berlin; 16. Mai Anja van Keulen, Zambia; 20. Mai Herr Pohl, Berlin; 21. Mai Frau Bruns, Zambia; 20. Juni Herr Börnert, Berlin; 9. Juli Frau v.Wedel, Berlin; 10. Juli Herr Apel, Berlin; 15. Juli Herr Schlottmann, Zambia; 16. Juli Frau Hecker, Indien; 18. Juli Herr Kriebel, Berlin; 23. Juli Frau Clemens, Zambia.

Wie angekündigt, wird Ihnen diesmal die Liste der Mitglieder des Kuratoriums beigelegt.

Ich wünsche allen Mitarbeitern viel Kraft und gute Gesundheit und freue mich über jede Nachricht von Ihnen allen.

Mit herzlichen Grüßen

I h r

Anlage

Pastor
Martin Seeberg

Berlin, den 21. Februar 1975
psbg/sz

Rundbrief Nr. 5

An
alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
der Gossner Mission
in aller Welt

Liebe Freunde!

Obwohl ich gewiss nicht "fromm" erzogen worden bin, erinnere ich aus früheren Zeiten, dass die Wochen vor Ostern durch die besonderen Wochengottesdienste ganz tief in mir etwas zum Klingen brachten, was mich selbst überraschte. Diese Passionsgottesdienste hatten besondere Lieder und Texte aus der Leidensgeschichte Jesu, die meditiert wurden und unmittelbar den - schon damals verloren geglaubten - religiösen Menschen ansprachen. Das ansonsten ziemlich formelhafte Gebet verwandelte sich hier in eine persönliche Anrede. Ich fand es weiter angenehm, dass diese Gottesdienste nicht am helllichten Vormittag, sondern in der Abenddämmerung stattfanden, was die Andacht vertiefte. Ich fühlte mich jedenfalls nachher reicher, gereifter, gefüllt.

Bei Ihnen wird es andere Erinnerungen und Bilder geben, die herzuholen ich Sie bitte. Wir werden dann feststellen, dass es viel mehr Sehnsucht nach Glauben gibt als wir uns das eingestehen wollen. Warum hüten wir unser Geheimnis so scheu? Wir sind unsicher, weil wir wenig Übung darin haben, untereinander von dieser Sehnsucht zu reden. Ich habe in diesen Tagen ein Buch gelesen mit dem Titel "Türen nach innen" - Wege zur Meditation. Die Beiträge darin stammen von verschiedenen Verfassern. Insgesamt ein sehr interessantes, aber auch enttäuschendes Buch, weil der technische Vorgang im Vordergrund steht, der Leser also gesagt bekommt, wie er Seele und Körper "in den Griff" bekommt.

Ich habe stattdessen lieber bei Jörg Zink nachgelesen, um es für Sie aufzuschreiben: "Wir werden merken, wieviel Mühe es kostet, auch nur drei Minuten lang bei einer Sache zu bleiben, ohne an zehn andere Dinge zu denken, also ganz einfach: Die Gedanken zu beherrschen oder ein Wort zu hören, sich einzuprägen und nachzusprechen. Wir werden merken, dass wir für andere Menschen nur dann beten können, wenn wir an ihrem Schicksal teilnehmen oder

fähig sind, ohne Vorurteile zu sehen, was um uns her vorgeht. Auf der anderen Seite werden wir merken, dass das Gebet bei uns fast nur noch in einem Reden besteht. Aber das Gebet ist mehr noch ein Hören. Beten kann heissen, einfach nur vor Gott "da" zu sein oder vor Gott in aller Sachlichkeit einer Arbeit nachzugehen. Und was es heisst, nicht nur mit dem Mund, sondern mit dem ganzen Menschen zu beten, etwa auch mit den Füssen, das könnten wir am Kreuzweg Christi, diesem ersten und wichtigsten Gebetsweg der Christen, einmal wieder versuchen".

Die Mitteilungen sind diesmal im Telegrammstil: Gerhard Mey ist offiziell zum theologischen Mitarbeiter im Arbeitszentrum Mainz berufen worden. Seine Kollegin Christa Springe befindet sich eben auf dem Weg nach Japan zu einer Konsultation über UIM in Calcutta und Ranchi. In Tokio ist auch Bruno Schottstädt, Ostberlin, dabei. Ihn konnten wir zu unserer Freude als Guest auf unserer letzten Kuratoriumssitzung begrüßen - nach vierzehnjähriger Abwesenheit.

Nicht alle Mitarbeiter sind gesund. Ellen Muxfeldt, Nepal, lag mit Typhus im Krankenhaus und ist immer noch nicht ganz genesen. Familie Bruns und Frieder Bredt, Zambia, werden im März zu einem Zwischenurlaub in Deutschland erwartet. Die Geburtstagsliste für März/April: 5.3. Arnold Janssen; 17.3. Albrecht Bruns; 22.3. Else Schulz, Berlin; 30.3. Christian Berg, Berlin; 31.3. Friedrich Clemens; 5.4. J.G.v.Keulen; 14.4. Bruno Schottstädt; 18.4. Frau Meudt.

Ich selbst werde zusammen mit Frau Friedericci Zambia besuchen und vom 22.2. bis 20.3. unterwegs sein. Es ist gut, die Mitarbeiter zu sehen und zu sprechen. Der nächste Rundbrief wird im April kommen.

In herzlichem Gedenken grüsse ich Sie als

I h r

Berlin, den 6. Januar 1975

Rundbrief Nr. 4

An
alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
der Gossner Mission
in aller Welt

Liebe Freunde!

Dieser Gruss zum neuen Jahr kommt zu Ihnen in herzlichem Gedenken und mit guten Wünschen. Ich benutze dazu das sehr persönlich gehaltene Losungswort unserer Kirche für 1975: Weisst Du nicht, dass Gottes Güte Dich zur Umkehr treibt? Dies Wort ist deshalb so willkommen, weil uns zu leicht und zu oft Gottes Forderung - und sei es die der Liebe - als Zitat auf den Lippen und in den Ohren liegt: Du musst Dich so oder so verhalten, wenn Du Christ bist. Die Nicht-Christen reagieren auf unsere Forderungen nicht, weil sie zumeist dazu nicht in der Lage sind - physisch und psychisch. Evangelium ist ja auch etwas anderes als ein Gesetz, auch wenn es noch so gut gemeint ist. Evangelium ist die gute Botschaft, es spricht von der Güte Gottes. Wir werden versuchen, dieser Güte Gottes in unserem Leben nachzuspüren und auch für die kommenden Monate zu erwarten. Er will uns hineinnehmen in seine Welt, die nicht den Spielregeln der Gewalt, der Erpressung, der Ausbeutung und der Korruption unterworfen ist. Was die Umkehr anbetrifft, die das Losungswort von Ihnen wünscht, so ist die Voraussetzung dazu ein gewisses Innehalten, ein kurzes Stehenbleiben. In Europa ist das kein ungewöhnliches Ansinnen. Wir haben im Bereich der Politik und der Wirtschaft einen Punkt erreicht, an dem die bisherigen Wege nicht mehr gangbar sind und neue Ansätze - wenn sie überhaupt bedacht wurden - scheiterten. Nicht nur die Grenzen des Wachstums, sondern die Grenzen der Machbarkeit des Geschehens in der kleinen und in der grossen Weltgeschichte sind überaus deutlich. Für den Einzelnen bedeutet dies: Die Routinearbeit ist zu überprüfen, neue Überlegungen sind an der Tagesordnung. Ich möchte Ihnen und mir wünschen, dass wir ebenfalls den Ort und die Richtung unseres Glaubens neu bedenken.

Die Nachrichten, die im Januar-Heft der "Gossner Mission" enthalten sind, möchte ich ergänzen durch die Geburtstagsliste unserer Mitarbeiter im Januar und Februar. Es sind am:

17. Januar Schwester Ellen Muxfeldt in Nepal,
 30. " Frau Sietske Krisifoe in Zambia und Fräulein Eval Gerull im Berliner Missionshaus,
 31. " meine Frau Mechthild Seeberg,
3. Februar Kirchenrat Lokies in Anderten (80.Geburtstag).
- Herzliche Segenswünsche! Wer den Geburtstagskindern schreiben möchte, findet die Anschriften in der beiliegenden Liste.

Soeben kommt aus Zambia die erfreuliche Nachricht von der Geburt des Bernhard Cornelis Krisifoe am 20. Dezember 1974. Möge er mit seinen drei Schwestern zur Freude seiner Eltern heranwachsen!

Am 24. Januar 1975 kommt das Kuratorium der Gossner Mission zu seiner ersten Sitzung in diesem Jahr in Berlin zusammen. Es sind keine spektakulären Beschlüsse zu erwarten, aber es liegen die Arbeitsberichte aus allen Bereichen vor. Darüber hinaus werden sich das Kuratorium und die Missionsleitung mehr und mehr mit der sich verschärfenden Finanzlage beschäftigen müssen: Bei etwa gleichbleibenden Einnahmen erhöhen sich die Ausgaben laufend, besonders auf dem Personalsektor. Wir können z.B. den Theologen, den wir für Zambia brauchen, nicht aussenden.

Nochmals herzliche Grüsse für jeden von Ihnen

I h r

(Martin Seeberg)

Anschriften:

Indien

Schwester Ilse Martin, GEL Church Dispensary, Takarma P.O.Lassia,
Dt.Ranchi/Bihar
Pfarrer Dieter und Ursula Hecker, GEL Church Compound, Lal Bungalow,
Ranchi 834001/Bihar.

Nepal

Schwestern Monika Schutzka und Ellen Muxfeldt, United Mission to Nepal,
P.O. 126, Kathmandu.

Zambia

Albrecht und Imke Bruns, P.O. Box RW 162, Lusaka,
Frieder Bredt,)
Friedrich und Heidi Clemens,)
Arnold und Grete Janssen,) P.B. l x c, Choma
George und Anja van Keulen,)
Izaak und Sietske Krisifoe,)
Ulrich Schlottmann,)

Berliner Mitarbeiter, 1 Berlin 41, Handjerystr. 19-20, Missionshaus,
Mainzer Mitarbeiter, 65 Mainz, Albert-Schweitzer-Str. 115,
Gossner Mission in der DDR, X 1058 Berlin, Göhrener Str. 11,

Alt-Direktor Lokies, 3001 Anderten, Drosselweg 4

Pastor
Martin Seeberg

Berlin, den 4. Dezember 1974

Rundbrief Nr. 3

An alle
Mitarbeiterinnen und
Mitarbeiter der Gossner Mission
in aller Welt

Liebe Mitarbeiter!

Dieser Gruss an Sie in der Adventszeit bringt Ihnen gute Wünsche. Ich möchte daran erinnern, dass Advent uns zum Warten auffordert. Das wird nicht immer von allen gern getan. Wir möchten lieber schnell am Ziel sein, unsere Aufgabe bald beenden, in der ganzen Fülle leben. Aber die Wirklichkeit ist ganz anders; sie konfrontiert uns mit dem Noch-Nicht. Jesus gibt unserem unvollkommenen oder zerbrochenen Leben eine Endgültigkeit und Fülle, die uns überrascht und überwältigt. Gut, wer in dieser Zeit die eigene Aktivität zügeln kann und dem Vollender unseres Glaubens Raum gibt.

Einige schlimme Erfahrungen in den vergangenen Monaten haben Christen und Nichtchristen überzeugt, dass Menschen und ihre Verhältnisse nicht durch Gewalt geändert werden. Krankheit wird nicht durch Gift geheilt. Auch negative Erfahrungen sind wertvoll.

Die Gossner Mission hat viel Kritik erfahren, weil im Dezember 1973 zum 200. Geburtstag von J.E. Gossner in einem Festvortrag ebenso leidenschaftliche wie einseitige theologische Sätze gesprochen und später auch veröffentlicht wurden. Dabei zeigte sich erneut, dass die Freunde der Gossner Mission in Deutschland sehr unterschiedlich in ihrem Denken und Fühlen sind. Es ist nicht leicht, gemeinsam in einem Werk zu arbeiten, ohne dass einer den anderen verletzt oder vergrämt. Wir werden uns jedenfalls Mühe geben, nicht unnötig zu provozieren.

Die Information in Deutschland und der Aufruf zur Weltverantwortung bleibt eine langfristige und manchmal mühselige Aufgabe, die wir besser als bisher zu leisten haben. Nicht immer haben unsere Mitarbeiter in Übersee dafür Verständnis, dass der Rückbezug ihrer Arbeit zur Heimat wichtig ist.

Ich darf Ihnen jetzt einige "Familien-Nachrichten" bringen. In den vergangenen Monaten sind aus dem Dienst in Übersee zurückgekehrt: Dieter und Ingrid Koehpcke (Zambia), Siegwart und Gisela Kriebel (Zambia), Gerhard und Klara May (Kamerun). Neu ausgesandt wurden von Juli bis September 1974 Ellen Muxfeldt (Nepal), Arnold und Gretel Janssen (Zambia) und Ulrich Schlottmann (Zambia).

Geboren wurde Friso Hecker, Indien (4.1.74) und Wiebke Janssen, Zambia (15.10.74). In Deutschland sind aus dem Dienst ausgeschieden Klaus Schwerk, (Zambia-Referat Berlin), der zum DED ging; sein Nachfolger wurde Siegwart Kriebel; ferner Horst Symadowski in Mainz (nach 31 Jahren Dienst!), der einen tätigen Ruhestand vor sich hat. Die Leitung des Arbeitszentrums Mainz hat Christa Springe übernommen. Gerhard May ist dort nun in das ständige Arbeitsteam eingetreten. Im Spätsommer beendete Karl-Ernst Neisel seine mittelfristige Aufgabe für UNECLAM in Montevideo und übernahm vorläufig ein Gemeindepfarramt in Frankfurt/M.

Wir begleiten alle Genannten mit unserer Fürbitte und schließen auch die Gossner Mission in der DDR mit ein, die am 29.12.74 ihren 20. Geburtstag feiert (vorher mit Westberlin verbunden).

Dank für Ihre Zuschriften zum letzten Mitarbeiterbrief! In Zukunft werden Sie diesen Brief regelmäßig jeden Monat bekommen. Die aktuelle Liste der derzeitigen Mitarbeiter in Übersee werde ich dem nächsten Brief beilegen.

Möchten Sie viel Frieden und Freude haben zum Weihnachtsfest und neue Kraft für neue Aufgaben.

In treuer Verbundenheit

I h r

(Martin Seeberg, Missionsdirektor)

Rundbrief Nr. 2

An die
Mitarbeiter(innen) der Gossner Mission in aller Welt

Liebe Mitarbeiterinnen und liebe Mitarbeiter!

Es gab mancherlei Gründe - vor allem ein sechswöchiger Aufenthalt in Indien -, die die Versendung dieses 2. Rundbriefes verzögerten. So sind diese Zeilen ein besonderer Gruss zum Advent, mit dem Zuruf also: Gott kommt. Viele fragen: "Wozu"? Eine Antwort liegt in einem neueren Liedvers: "Sieh deine Welt, Herr Jesu Christ, wie sie durch uns geworden ist. Gerechtigkeit ist kaum bekannt. Das Unrecht nimmt jetzt überhand. Zuviele Menschen sind in Not, zuviele sind vom Krieg bedroht, zuviele werden unterdrückt, zuviele hungrig fortgeschickt, zuviele sind des anderen Feind, zuviele Tränen sind geweint. Allzuviel Zeit ist schon vertan. Herr, brich dem Frieden endlich Bahn." (O. Schulz).

Wenn wir früher lautstarke Bekenntnisse abgelegt haben, so sind es heute Gebete und Fragen, die uns sehr bewegen und die uns zurückversetzen in die Zeit des Erdenlebens Jesu, wo auch gefragt und gezweifelt wurde: "Bist du, der da kommen soll oder sollen wir auf einen anderen warten?"

Wir haben in Europa dieses Jahr mehr Zeit zur Besinnung, weil wir an vier Sonntagen vor Weihnachten ein Autofahrverbot verfügt bekamen, - eine Folge der sogenannten Ölkrise. Dabei sind die Vorräte an Benzin und Heizöl noch nie so groß gewesen wie in diesen Wochen. Aber es könnte ja knapp werden, und deshalb beginnt man schon rechtzeitig mit der Aufregung, - und die Konzerne erhöhen vorsorglich ihre Preise und horten. Nicht die ganze Ölkrise, aber mindestens ein großer Teil ist der Bluff von Kapitalisten, die ihr großes Ölgeschäft machen wollen. Dass zum ersten Mal in der Weltwirtschaftsgeschichte die Rohstoffländer die Industrieländer unter Druck setzen können, ist eine ganz neue Erfahrung, denn bisher war es ja immer umgekehrt. Neue innen- und ausßenpolitische Denkanstösse, an diesem Sonntag ein statt 50 Verkehrstote, intensiveres Familienleben (in Italien erwartet man zum Herbst 100 000 mehr Babys) sind einige ganz angenehme Nebenprodukte unserer Krise.

Ich habe Ihnen zu berichten, dass das Kuratorium der Gossner Mission in einer neuen Zusammensetzung das nächste Mal zusammenentreten wird. Es sind einige unwesentliche Satzungsänderungen beschlossen worden, die vor allem die Amtszeit eines Kurators auf sechs Jahre festlegen. Bisher war jeder Kurator solange Mitglied, bis er seinen Rücktritt erklärte. Ich werde Ihnen im 3. Rundbrief die Liste der neuen Kuratoren übersenden.

Die Missionsleitung ist sehr bemüht, die Kuratoren zu aktivieren und sachverständiger zu machen. Darüber hinaus werden wir uns ganz allgemein klar werden müssen, über die besondere Aufgabe der Gessner Mission, nachdem die Verkirchlichung der anderen Missionsgesellschaften fast abgeschlossen ist.

Im vierzehn Tagen feiern wir den 200. Geburtstag von Johannes Evangelista Gessner. Die Freunde in Ostberlin und in Mainz haben ein eigenes Programm. In Westberlin beginnen wir am 15.12.73 mit einem Festvortrag von Dorothee Sölle, Köln, über das Thema: "Christsein in der dritten Konfession". Die Auswahl dieser engagierten Theologin mit Linksdraill, hat uns schon viel Kritik eingetragen, aber wir möchten diese Tage nicht nur dazu benutzen, um der alten Zeiten zu gedenken, sondern auch um über den Weg der Kirche in die Zukunft nachzudenken. Am Abend des selben Tages haben wir zu einem Treffen aller ehemaligen und derzeitigen Mitarbeiter eingeladen. Natürlich kann nur ein kleiner Teil kommen, aber wir erhoffen uns einen ansprechenden Abend. Am 16. Dezember findet in unserem Hause ein Festgottesdienst und nachher eine Feier am Grabe Gessners statt.

Die indische Gossnerkirche (man wechselte nach dem ersten Weltkrieg den Namen von German Church in Gossner Church) bleibt nicht nur ein lebendiges Denkmal für den Gründer unserer Mission sondern auch ein Arbeitsgebiet für uns, auch wenn seit 1970 die personelle Hilfe stark vermindert wurde. Während meines Besuches in der Gossnerkirche habe ich zahlreiche neu entstandene Gemeinden gesehen, deren Lebendigkeit mich stark beeindruckte. Die Verkündigung des Evangeliums geschieht fast ausschließlich durch Lied und Tanz, an einigen Orten auch durch Gebetsheilungen bei kranken Nichtchristen. Die Qualität der etwa 200 indischen Missionare liegt nicht in ihrem Wissen, sondern in ihrem Enthusiasmus. Die Verwaltung der Gossnerkirche mit ca. 300 000 Mitgliedern bringt grosse Probleme und Schwierigkeiten. Ich wurde in die Rolle eines Vermittlers gedrängt, da die Kirchenleitung sich unfähig erklärte, die aufgetretenen Spannungen zu lösen. Misswirtschaft, Streitsucht, Gruppeninteressen verdunkeln das Bild der Kirchenleitung, die Ende Oktober zurücktrat, zusammen mit dem Kirchenpräsidenten. Als amtierender Kirchenpräsident übernahm Dr. Paul Singh die Leitung und eine verfassunggebende Versammlung wurde einberufen.

Wir waren sehr glücklich, dass die entsprechenden Beschlüsse einstimmig gefasst werden konnten. Einige haben vor wenigen Tagen ihre Zustimmung allerdings wieder zurückgezogen und das Ende der Krise ist noch nicht abzusehen. Anfang 1974 soll eine Kirchensynode einberufen werden. Der Lutherische Weltbund in Genf und die Gossner Mission sind als Berater eingeladen.

Mitarbeiter der Gossner Mission in aller Welt

I. Deutschland

1 Berlin 41, Handjerystr. 19-20

Pfarrer Martin Cunz

Dipl.-Ing. Klaus Schwerk

Pfarrer Martin Seeberg (Missionsdirektor)

Frau Mechthild Seeberg (Buchhandlung)

Frau Dorothea Friederici (Öffentlichkeitsarbeit)

Frau Brigitte Meudt (Rendantin)

Frau Liselotte Meyer (Buchhaltung)

Frau Else Schulz (Sekretärin)

Frau Barbara Hahnfeldt (Kontoristin)

Frau Mady von Wedel (Kontoristin)

Herr Max Pohl (unser aller seelischer Mülleimer, Telefonist)

Herr Frank Börnert (Buchhandlung)

Frau Elisabeth Müller (Buchhandlung)

Frau Eva Gerull (Köchin)

Herr Otto Apel (Hausmeister)

Pfarrer Bruno Schottstädt, X Berlin 1058, Göhrener Str. 11

(Leiter der Gossner Mission in der DDR)

65 Mainz, Albert-Schweitzer-Str. 115

Pfarrer Horst Symanowski (Leiter der Gossner Mission Mainz)

Pfarrerin Christa Springer (Leiterin der Gossner Mission Mainz)

Pfarrer Theo Arntz

Pfarrer Wolfgang Gellert

Frau Winter (Hausmeisterin)

Frau Pfeiffer (Hausangestellte)

Frau Erhard (Hausangestellte)

Frau Klein (Sekretärin)

Frau Höcke (Sekretärin)

Herr Feldmayer (Buchhaltung)

Dr. Markus Braun

II. Übersee

c./o. Gossner-Service-Team, P.O. Box 212, Choma/Zambia

Rolf-Friedrich Bredt (Landwirt)

Friedrich Clemens (Dipl.-Ing.)

Frau Heidi Clemens (Nähkurse)

Johann Georg van Keulen (Dipl.-Ing.)

Frau Anja van Keulen (Gesundheitsdienst)

Dieter Koehpcke (Dipl.-Ing.)

Frau Ingrid Koehpcke (Gesundheitsdienst)

Siegwart Kriebel (Theologe)

Isaak Krisifoe (Landwirt)

Albrecht Bruns, c./o. Minrudev, P.O. Box R.W. 197, Lusaka/Zambia

Schwester Monika Schutzka, United Mission to Nepal, P.O. Box 126

1/29 Thapatihali, Kathmandu/Nepal

Schwester Ilse Martin, GEL-Church Dispensary Takarma, P.O. Lassia

Dt. Ranchi, Bihar/India

Karl-Ernst Neisel, Calle Montero 3071, Apt. 801 Montevideo

Uruguay/Südamerika

Pfarrer Dieter Hecker und Frau Pfarrerin Hecker, GEL-Church

Compound, Ranchi 834001, Bihar/India

Jochen Riess, c./o. Peters Lodge, P.O. Box 4927, Rosettenville/Johannesburg/Südafrika

Frank-Lothar Krawolitzki, P.O. Box R.W. 596, Lusaka/Zambia

Gerhard Mey, Yaoundé, P.O. Box 4011 Kamerun

III. zukünftige Mitarbeiter

Hans-Heinrich Wirthgen, 1 Berlin 38, Schoppenhauer Str. 53

Arnred Janssen und Frau, 2951 Collinghorst, Ostfriesland

Ellen Muxfeldt, 10 Kirk-Street (Topflat), Edinburgh-Leith

Scotland

Zum Schluss noch ein paar "Familiennachrichten": Am 7.12. 1973 heiraten in Berlin Hermann Kloss (1959-1966 Theologe in Ranchi) und Marianne Koch (1964-1970 Schwester in Amagam/Indien), Dieter Koehpcke ist mit seiner Familie nach Deutschland zurückgekehrt und nimmt zur Zeit an einem mehrmonatigen Kurs in unserem Mainzer Arbeitszentrum teil. Ebenfalls zurückgekehrt ist Jochen Riess (Pfarrer in Kenia und Südafrika), jetzt Mitglied des Kuratoriums und Pfarrer in Marburg. Mein Kollege Klaus Schwerk musste seinen Zambia-Besuch absagen, weil er merkwürdigerweise kein Visum bekam.

Herzlichen Dank allen, die mir nach dem letzten Rundbrief geschrieben haben. Vielleicht kann ich wieder Nachrichten von Ihnen erwarten, damit die Sache nicht einseitig wird.

Ich wünsche Ihnen und den Ihren eine gesegnete Weihnachtszeit und ein gutes Jahr 1974.

I h r

Martin Seeberg
(Martin Seeberg)

Martin Seeberg

25. Mai 1973

Rundbrief Nr. 1

An die

Mitarbeiter (innen) der Gossner Mission in aller Welt

Liebe Mitarbeiterinnen und liebe Mitarbeiter!

Dieser erste Rundbrief an Sie alle soll nicht der letzte sein, mit dem ich Sie sehr herzlich grüße und versuche, eine Verbindung herzustellen zwischen denen, die in verschiedenen Teilen der Welt so verschiedene Aufgabenbereiche wahrnehmen.

Einige von Ihnen haben mit Recht darüber geklagt, dass die Gossner-Mitarbeiter zu wenig voneinander wissen. Unsere Informationsblätter, die Sie hoffentlich regelmäßig bekommen, können diesen Mangel nicht ausgleichen. Deshalb möchte ich versuchen, als Vermittler von Mitteilungen zwischen Ihnen eine Gemeinschaft herzustellen. Ich werde im nächsten Rundbrief davon berichten, wie Sie im einzelnen darauf reagiert haben.

Natürlich sollen Sie im Laufe der Zeit auch die Namen sowie Sorgen und Freuden der Mitarbeiter in den Arbeitszentren Berlin und Mainz erfahren. Zunächst aber möchte ich unsere Mitarbeiter in Übersee vorstellen und ich beginne mit Südamerika:

Seit Dezember 1971 arbeitet Pfarrer Karl-Ernst Neisel in Montevideo/Uruguay. Seine Dienststelle heisst UNELAM - eine oekumenische Zentrale der Süd- und Mittelamerikanischen evangelischen Kirche. Neisel ist zur Zeit verantwortlich für die sog. Atlantische Region (Argentinien, Brasilien, Uruguay, Paraguay). Allgemein kann man sagen, dass UNELAM sich darum bemüht, die Kirchen an ihre gesellschaftspolitische Verantwortung zu erinnern. Neisel muss viel reisen und schreibt dann lange und gute Berichte, die wir vervielfältigen und auf Anfrage zuschicken. Frau Neisel ist aktiv geworden im deutschsprachigen Kirchenfunk in Montevideo. Die politischen Spannungen im Gastland und in Südamerika überhaupt, machen den Aufenthalt der Familie (32 Kinder) manchmal problematisch,

Und nun zu unseren Afrikanern: Vom Arbeitszentrum Mainz ausgesandt wurden die Pfarrer Jochen Riess und Gerhard Mey. Riess hat im Auftrag des National Christian Council of Kenia ein Community Centre in Nakuru aufgebaut, nachdem er vorher einen sechs-Monate-Kurs über Urban and Industrial Mission für Kirchliche Mitarbeiter in ostafrikanischen Kirchen abgehalten hatte. Er hat in diesen Wochen seine Arbeit abschließen können und ist zur Zeit in Johannesburg, um dort einen ähnlichen Kurs mitzugestalten. Seine Frau (drei Kinder) wohnt jetzt in Mainz und studiert Psychologie. Gerhard Mey arbeitet in Yaunde/Kamerun und hat eben ein UIM-Seminar für Mitarbeiter aus westafrikanischen Kirchen abgeschlossen. Er wird noch 1 1/2 Jahre dort bleiben, um die Seminarteilnehmer in ihre Arbeit einzuführen, d.h. er muss viel reisen und seine Frau (2 Kinder) allein lassen. Unsere Zeiträume berichten jetzt häufiger über die verheerende Dürre in West- und Mittelafrka, die Not hat ein Ausmass angenommen, dass internationale Hilfe erforderlich wird.

Die grösste Gruppe unserer Mitarbeiter lebt in Zambia. Hier hat die Gossner Mission mit der Regierung eine Vereinbarung getroffen zur Entwicklung des Kariba-Tals. Über die Arbeit - sie begann 1970 - werde ich in den nächsten Rundbriefen berichten. Hier die Namen: Siegwart Kriebel(Theologe, Frau Gisela, 3 Kinder), J. Georg van Keulen (Landwirt, Frau Anja - zeitweise im Gesundheitsdienst mitarbeitend - 2 Kinder), Dieter Koehpcke (Dipl.-Ing., Frau Ingrid - zeitweise im Gesundheitsdienst mitarbeitend - 2 Kinder - Ruth wurde am 1. 4. 73 geboren). Seit 1971: Friedrich Clemens (Dipl.-Ing., Frau Heidi - hält zeitweise Nähkurse - 3 Kinder), Isaak Krisifoe (Landwirt, Frau Cornelia, 2 Kinder - Bella-Anja wurde im Mai 1973 geboren) und Frieder Bredt (Landwirt). Frank Krawolitzki gehörte auch zum Team, hat aber jetzt einen Sonderauftrag übernommen.

Nicht im Tal, aber in Lusaka arbeitet seit März 1973 Albrecht Bruns (Ing., früher Gossner-Kirche Indien, Frau Imke, 4 Kinder).

Last not Least hat dieser Brief drei Adressaten in Asien. Schwester Monika Schutzka arbeitet in Nepal, und zwar sehr abgelegen und einsam in einem Dorf ca. 250 km westlich von Kathmandu im Gesundheitsdienst. Vorher hatte sie bereits fünf Jahre in einem Krankenhaus der Gossner-Kirche in Indien gearbeitet. Nach Nepal kam sie 1972.

Die schon genannte Gossner-Kirche in NO-Indien ist ja das älteste Arbeitsgebiet (seit 1845!). Als theologische Dozenten wirken Pfarrer Hecker und Pfarrerin Hecker (1 Kind) seit 2 Jahren in Ranchi; zur Zeit machen sie ihre zweite Sprachprüfung in Hindi, in den kühlen Bergen des Nordens.

In dem gleichen Gebiet, aber im ländlichen Bereich, stöhnt Schwester Ilse Martin unter der abnormalen Hitze dieses Jahres. Sie ist die "Seniorin" der Gossner Mission, seit 20 Jahren in Indien arbeitend, mehr Ärztin als Krankenschwester. Ihr Dorf heisst Takarma, wo sie ein kleines 30-Betten-Krankenhaus gebaut hat und gleichzeitig drei Dispensaries in der weiten Umgebung.

Viele unserer Mitarbeiter schreiben besondere Berichte über ihre Arbeit, die Sie gern bekommen können. Diesmal erhalten Sie als "Beilage" eine Predigt, die ich im April im RIAS gehalten habe.

Ihr

Martin Seeberg
(Martin Seeberg)

Mitarbeiter der Gossner Mission in aller Welt

I. Deutschland

1 Berlin 41, Handjerystr. 19-20

Pfarrer Martin Cunz

Dipl.-Ing. Klaus Schwerk

Pfarrer Martin Seeberg (Missionsdirektor)

Frau Mechthild Seeberg (Buchhandlung)

Frau Dorothea Friedericci (Öffentlichkeitsarbeit)

Frau Brigitte Meudt (Rendantin)

Frau Liselotte Meyer (Buchhaltung)

Frau Else Schulz (Sekretärin)

Frau Barbara Hahnenfeldt (Kontoristin)

Frau Mady von Wedel (Kontoristin)

Herr Max Pohl (unser aller seelischer Mülleimer, Telefonist)

Herr Frank Börnert (Buchhandlung)

Frau Elisabeth Müller (Buchhandlung)

Frau Eva Gerull (Köchin)

Herr Otto Apel (Hausmeister)

Pfarrer Bruno Schottstädt, X Berlin 1058, Göhrener Str. 11

(Leiter der Gossner Mission in der DDR)

65 Mainz, Albert-Schweitzer-Str. 115

Pfarrer Horst Symanowski (Leiter der Gossner Mission Mainz)

Pfarrerin Christa Springer (Leiterin der Gossner Mission Mainz)

Pfarrer Theo Arntz

Pfarrer Wolfgang Gellert

Frau Winter (Hausmeisterin)

Frau Pfeiffer (Hausangestellte)

Frau Erhard (Hausangestellte)

Frau Klein (Sekretärin)

Frau Höcke (Sekretärin)

Herr Feldmayer (Buchhaltung)

Dr. Markus Braun

II. Übersee

c./o. Gossner-Service-Team, P.O. Box 212, Choma/Zambia

Rolf-Friedrich Bredt (Landwirt)

Friedrich Clemens (Dipl.-Ing.)

Frau Heidi Clemens (Nähkurse)

Johann Georg van Keulen (Dipl.-Ing.)

Frau Anja van Keulen (Gesundheitsdienst)

Dieter Koehpcke (Dipl.-Ing.)

Frau Ingrid Koehpcke (Gesundheitsdienst)

Siegwart Kriebel (Theologe)

Isaak Krisifoe (Landwirt)

Albrecht Bruns, c./o. Minrudev, P.O. Box R.W. 197, Lusaka/Zambia

Schwester Monika Schutzka, United Mission to Nepal, P.O. Box 126

1/29 Thapathali, Kathmandu/Nepal

Schwester Ilse Martin, GEL-Church Dispensary Takarma, P.O. Lassia

Dt. Ranchi, Bihar/India

Karl-Ernst Neisel, Calle Montero 3071, Apt. 801 Montevideo
Uruguay/Südamerika

Pfarrer Dieter Hecker und Frau Pfarrerin Hecker, GEL-Church
Compound, Ranchi 834001, Bihar/India

Jochen Riess, c./o. Peters Lodge, P.O. Box 4927, Rosettenville/Johannesburg/Südafrika

Frank-Lothar Krawolitzki, P.O. Box R.W. 596, Lusaka/Zambia

Gerhard Mey, Yaoundé, P.O. Box 4011 Kamerun

III. zukünftige Mitarbeiter

Hans-Heinrich Wirthgen, 1 Berlin 38, Schoppenhauer Str. 53

Arnred Janssen und Frau, 2951 Collinghorst, Ostfriesland

Ellen Muxfeldt, 10 Kirk-Street (Topflat), Edinburgh-Leith
Scotland

GOSSNER MISSION

1 Berlin 41 (Friedenau)
Handjerystraße 19-20
Fernsprecher: (030) · 85 10 21
Postscheckkonto: Berlin West 520 50-100
Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 200 00
Kto.-Nr. 0407480700

Nachrichten aus Nepal Nr. 4

27.8.1980

1. Else Furthmüller in Amp Pipal

Nach dem Ende des Lehrerstreiks im April ging es mit Schülerunruhen weiter. Schließlich bewarfen die Schüler das Lehrerzimmer mit Steinen und schlugen einen Lehrer zusammen. Anschließend ging der Unterricht ruhig weiter. Alte Fehden bzw. politische Differenzen zwischen zwei Lehrern und auch zwischen Schülern und einem Lehrer scheinen eine Rolle gespielt zu haben. Die Gurkha-Bevölkerung in dieser Gegend war schon immer sehr unruhig. Die Missionare am Krankenhaus scheinen stark verunsichert zu sein, obwohl das Krankenhaus diesmal nicht betroffen war.

Im Juli hat Else Furthmüller einen herrlichen Urlaub in Kaschmir/Indien gemacht, mit "Kirschen, Pfirsichen, Äpfeln, Trauben, Mandeln" in einer schwarzwaldähnlichen Landschaft. Sie wohnte bei einer befreundeten strenggläubigen Moslemfamilie und hat dabei sehr viel gelernt.

Im September/Oktober wird die Schul-Abteilung der Vereinigten Nepal-Mission ein Seminar über die Zukunft der Schularbeit der Mission halten. Es ist wichtig, daß dabei auch geklärt wird, welche Funktion die ausländischen Lehrkräfte der UMN an den nepalesischen Oberschulen in Zukunft haben können und sollen.

2. Angelika und Hans-Martin Dietz in Bojha

Dietzens haben einen Teil ihres Urlaubs im April/Mai in Sri Lanka verbracht. Im September werden sie an einer Ernährungstagung in Jakarta/Indonesien teilnehmen, dabei Clem und Ruth Schmidt (früher Indien, später Zambia) auf Sumatra besuchen und Urlaub in Bali machen.

Zu dem Dorfentwicklungs-Team, zu dem bisher neben dem Leiter und Dietzens eine Dorfgesundheits-Schwester gehören, wird demnächst eine englische Landwirtin stoßen, die zur Zeit im Sprachkurs sitzt.

Frau Dietz hat ihre Ernährungsberatung in den Dörfern zeitlich von der Babygesundheitsberatung getrennt, weil sonst sich die Mütter zu viel auf einmal merken müssen.

3. UMN und Regierung

Am selben Tage, als der bisherige Vertrag zwischen der UMN und der Regierung von Nepal aus lief, ist von beiden Parteien ein neuer Dreijahresvertrag unterzeichnet worden. Die Regierung hat es abgelehnt, die Vertragsdauer auf 5 Jahre zu verlängern.

4. Regionale Konferenz der UMN-Mitgliedsorganisationen in Europa

In Dorking/Esssex haben sich in der Woche nach Pfingsten die europäischen Mitgliederorganisationen der UMN getroffen. Carl Johannsson war dazu aus Kathmandu gekommen. Er reiste anschließend zu einer weiteren Regionalkonferenz und

zu einem Heimaturlaub in die USA weiter.

Die Ergebnisse der Mitgliederversammlung, die im April in Kathmandu stattgefunden hatte, wurden noch einmal durchgesprochen. Carl Johansson legte darüber hinaus umfangreiches Material über die personelle Zusammensetzung und die Finanzen der UMN vor.

Grundlegende Fragen des Selbstverständnisses der UMN wie etwa das Verhältnis von Entwicklungsarbeit zur Evangelisation, die Funktion der ausländischen Mitarbeiter im Blick auf die nepalesische Regierung und die nepalesischen Christen, das Verhältnis von menschlicher zu technischer Entwicklung usw. wurden nur am Rande gestreift.

Deutlich waren ein starkes Interesse und eine große Erwartung im Blick auf eine erneute Möglichkeit zur Mission in China, zumal auch die nepalesischen Christen die Mission in China als eine ihrer großen Zukunftsaufgaben ansehen.

Im Blick auf eine mögliche Religionsfreiheit in Nepal wurde unsere Anregung überwiegend positiv aufgenommen, die Mitgliedsorganisationen möchten sich verpflichten, keine eigene Mission neben der Nepali Christian Fellowship (NCF) zu beginnen, so daß die Einheit der Christen in Nepal jedenfalls nicht von der UMN her gefährdet wird.

5. Die Christen in Nepal

Nach dem Referendum im Mai, das eine Mehrheit für das bisherige parteilose Panchayatsystem erbrachte, ist die Bevölkerung vom König eingeladen worden, Vorschläge für eine Verfassungsreform einzureichen. Daraufhin haben die Christen Nepals ihre Bitte um Religionsfreiheit schriftlich eingereicht und eine entsprechende Änderung der Verfassung vorgeschlagen.

In diesem Zusammenhang haben sie ihre Zahl mit zur Zeit 10.000 angegeben. Im April wurden noch 7.000 genannt, ein Jahr zuvor 3.500. Die Kirche scheint also sehr schnell zu wachsen.

Die Nepali Christian Fellowship hat aus ihrem Anwachsen Konsequenzen gezogen und sich eine Verfassung (Guidelines) gegeben. Daraus einige Einzelheiten: Mitglieder können Gemeinden in Nepal werden sowie einzelne "wiedergeborene Getaufte" auf Empfehlung von Gemeinden in Nepal.

Jede Gemeinde muß pro Mitglied 3 Rupien (,-,50 DM) pro Jahr zahlen und in jedem Quartal eine Kollekte für NCF einsammeln.

Grundlage des Glaubens sind das Alte und das Neue Testament und das Nicänische Glaubensbekenntnis.

Oberstes Entscheidungsgremium ist die Generalkonferenz. Dazu gehören aus jeder Gemeinde ein (bis zu 24 Mitgliedern), zwei (bis zu 99 Mitgliedern) oder drei Vertreter (ab 100 Mitglieder). Sie tagt im April. Sie wählt ein Exekutiv-Komitee (alle zwei Jahre), bestehend aus dem Präsidenten, Vizepräsidenten, Geschäftsführer, stellvertr. Geschäftsführer, Schatzmeister und zwei weiteren Mitgliedern. Die Vorsitzenden der Regionalkomitees nehmen ohne Stimmrecht an den Sitzungen teil. Der Haushaltsplan soll der Evangelisation und der Errichtung neuer Gemeinden Vorrang einräumen.

Die Regionalkomitees haben einen Vorsitzenden, einen Geschäftsführer und einen Schatzmeister aus den Gemeinden der Region. Sie treffen sich vierteljährlich. Im Oktober finden Regionalkonferenzen statt.

Mit diesen "Richtlinien" ist die NCF noch keine offiziell anerkannte Organisation geworden. Sie ist noch keine juristische Person. Aber sie hat nun doch angefangen, eine landesweite kirchliche Struktur zu entwickeln.

Geplant sind eine Druckerei, ein Gästehaus, Erwachsenenbildungsprogramm, eine Bibelschule.

An alle unsere betenden Freunde.
Wir grüßen Euch im Namen Jesu!

Nach 26 Tagen in Polizeigewahrsam wurden wir, die 18 Christen, im August 1978 dem Distriktrichter in Bhairawa vorgeführt und des "Wechsels der Religion" angeklagt. Der Staatsanwalt forderte aufgrund der nepalesischen Gesetze 6 Jahre Gefängnis für alle außer einem. Die Anklagepunkte waren:

- A. Übertritt zum Christentum
- B. Predigen des christlichen Glaubens
- C. Bekehren anderer zum Christentum

Entsprechend wurden vier zu 6 Jahren und der Rest zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Die Angeklagten entschieden sich jedoch, Berufung einzulegen und das Gericht ließ sie auf Kaution frei, wobei die vier mit 6 Jahren jeder 3.240 Rupee (DM 500), zehn weitere jeder Rs 540 (DM 85) und vier schließlich gar nichts hinterlegen mußten. Das Gericht ordnete an, daß die Angeklagten sich jeden Monat persönlich beim Gericht melden müßten, bis das Urteil rechtskräftig würde.

Der Standpunkt der Angeklagten war klar: "Wir folgen Jesus Christus, und damit sind wir Christen, aber wir bekehren niemanden - Jesus Christus allein kann bekehren, so wie er uns bekehrt hat."

Die Angeklagten haben sich einen bekannten Anwalt, Mr. B.D.Joshi, genommen, um sie vor Gericht zu vertreten. Sie haben ihre Stellungnahme vorbereitet und dem Gericht dann im einzelnen dargelegt. Jeden Monat haben sie sich regelmäßig beim Gericht gemeldet. Schließlich erhielten Simon Pandey und Narayan Pradhan, zwei der Betroffenen, eine Audienz bei Seiner Majestät, dem König von Nepal. Danach forschte das Sekretariat des Palastes beim Gericht in Bhairawa nach und forderte auch einige einschlägige Akten in Kathmandu an. Wir wissen jedoch nicht, ob die Regierung etwas Entscheidendes unternehmen wird.

Im Laufe der Zeit wurde folgenden vier Personen gestattet, die Gesamtzahl der Angeklagten vor den Gerichten zu vertreten: Simon Pandey, Narayan Pradhan, Chitra Bahadur und Harka Bahadur. Sie dürfen auch für die andern mit jeden Monat beim Gericht erscheinen.

Bei der letzten Anhörung im März teilte das Gericht den Angeklagten mit, daß das endgültige Urteil beim nächsten Termin am 11. April 1980 gefällt werde. An diesem Tage verkündete das Gericht jedoch, daß die Entscheidung in diesem Fall wieder vertagt werde, weil der Staatsanwalt "auf Urlaub" sei. Nächster Termin: 14. April. An diesem Tage war der bisherige Richter von einem neuen abgelöst worden. Dieser neue Richter verlangte Zeit, um den Fall zu studieren, ehe er sein Urteil sprechen könne. Das ist verständlich, denn die Akten des Butwal-Prozesses umfassen 120 Seiten! Neuer Termin für das Urteil ist der 16. Mai 1980 oder Jestha 3, 2037 (nepalesischer Kalender). Welchen Verlauf wird der Prozeß nehmen?? Wird das Urteil günstig sein oder werden die Gläubigen ins Gefängnis gesteckt? Für eine Antwort ist es noch zu früh. Aufgrund der Gesetze des Landes kann das Gericht die Beschuldigten nicht freisprechen, weil sie bekannt haben: "Wir sind Christen." Wie das Urteil auch immer ausfallen wird, es wird abschließend die Stellung der Regierung im Blick

auf die christlichen Gemeinden in Nepal verdeutlichen. Darum wird der Butwal-Prozeß weitreichende Folgen haben und die Stellung der Christen ein für alle mal festlegen.

Darum ist dieser Brief zwar eine Nachricht über den Verlauf des Prozesses, zugleich aber auch eine Bitte um dringendere Gebete überall in der christlichen Welt. Wir danken Euch für alle Eure Gebete und Unterstützung bisher. Gott segne Euch.

Simon Pandey Narayan Pradhan
Für alle Angeklagten im Butwal-Prozess

GOSSNER MISSION
Handjerystr. 19/20
1000 Berlin 41
Tel. 030 - 85 10 21
Postscheckkonto Berlin West 520 50-100
Berliner Bank (BLZ 100 200 00) Kto.-Nr. 0407480700

Der Präsident der nepalesischen Christen schreibt, daß der König eine Kommission für die Reform der Verfassung des Landes eingesetzt hat. Bis zum 15.7.1980 konnte jeder Bürger Vorschläge unterbreiten. Da haben auch die nepalesischen Christen ihre Wünsche schriftlich unterbreitet. In ihrer Bittschrift haben sie die Grundlagen ihres christlichen Glaubens erwähnt, ihre Haltung im Blick auf das Land und seine Führer, gelegentliche Verfolgungen an einzelnen Orten, Zitate aus dem Alten und Neuen Testament, und schließlich ihre Bitte:

Der Wortlaut von Artikel 14 der Verfassung:

Über das Religionsrecht: "Jedermann kann seine eigene Religion bekennen, so wie er sie von seinen Vorfahren aus alten Zeiten ererbt hat, und kann sie praktizieren mit Rücksicht auf die Traditionen."

möge folgende Fassung erhalten:

"Jedermann ist frei, die Religion anzunehmen, die er möchte, und kann seine Religion, Sakamente oder Aktivitäten praktizieren und den Gott anbeten, an den er glaubt."

Nun bitten uns die Christen in Nepal um unsere Fürbitte, damit dieser Vorschlag auch in die Verfassung aufgenommen wird.

Seit dem vergangenen Jahr hat sich die Zahl der Christen in Nepal von 3.500 auf 7.000 verdoppelt. Sie haben 6 Evangelisten und einen Bibellehrer angestellt, um in den Bergen Nepals die Christen zu ermutigen und die Nichtchristen einzuladen. Sie wollen in Nepal eine Bibelschule eröffnen und führen in den Bergen ein Alphabetisierungsprogramm durch. Ein neu ernannter Generalsekretär der Kirche soll alle diese Aktivitäten und Pläne koordinieren und durchführen.

Angelika Dietz
Buling-Arkhala-Projekt (BAP)
Vereinigte Nepal-Mission

Jahresbericht 1980
Dorfgesundheitsdienst

Während meines ersten Jahres in Bojha und im BAP waren viele Situationen neu für mich. Ich mußte lernen, daß sich viele Ideen und Pläne für meine Arbeit nur viel langsamer verwirklichen lassen, als ich anfangs gedacht hatte. Meine Aufgaben erstreckten sich auf mehrere Programme im Projekt:

1. Gesundheit für Mutter und Kind (MCH - Mother and Child Health)

Eine ANM-Schwester (Assistant Nurse Midwife) des BAP und ich gingen in 16 Dörfer im Buling-Panchayat (Bezirk) und in 6 Dörfer im Arkhala-Panchayat zu MCH-Terminen. Solche Termine wurden in diesem Jahr in 5 Dörfern neu eingerichtet.

Davor hatten die Freiwilligen, die aus jedem dieser Dörfer ausgewählt worden waren, eine Ausbildung im Wiegen, im Gebrauch einfacher Medikamente und in Ernährungsfragen erhalten. Einige neue Freiwillige aus dem östlichen Teil des Buling-Panchayats mußten ebenfalls ausgebildet werden, da die bisherigen ihren Dienst nicht fortsetzen. Leider konnten wir kein Treffen mit allen "alten" Freiwilligen abhalten, die 1978 von Gwen Coventry ausgebildet worden waren. Aber bei unseren regelmäßigen Besuchen zu den MCH-Terminen konnten wir die Probleme der einzelnen Freiwilligen durchsprechen.

Im kommenden Jahr wird vor allem die ANM-Schwester mehr Zeit haben, besonders für Schwangerenberatung, aber auch für eine weitere, gründliche Ausbildung einiger ausgewählter Freiwilliger.

Im Jahre 1980 unternahmen wir MCH-Touren im Februar/März, im Juni/Juli und im August/September. Auf jeder Tour kamen ungefähr 500 Kinder in beiden Panchayats. In allen diesen Dörfern benutzten wir den Gewicht/Alter-Vergleich als anthropometrische Methode zur Feststellung des Grades von Unterernährung. Nach den Unterlagen hatten wir im Februar/März den höchsten Anteil an gut und ausreichend ernährten Kindern. Zu dieser Zeit hatten die Menschen noch genug zu essen. Aber in den späteren Monaten wurde das Essen knapper und knapper. Auf unserer Tour im Juni/Juli beobachteten wir, daß viele Kinder Gewicht verloren hatten, so daß ihr Ernährungszustand eine Stufe schlechter war als drei Monate zuvor. Auf der Tour im August/September hatten viele noch nicht wieder den Stand vom Frühjahr erreicht. Obwohl es wieder mehr Essen gab, blieb das Gewicht der Kinder niedrig aufgrund von Krankheiten wie Durchfall oder Wundinfektionen (genauere Angaben auf den Tabellen im Anhang).

Auf der letzten Tour fingen wir mit Tbc-Behandlung in solchen Fällen an, wo ein Kind während der letzten 3-4 Monate gar nicht zugenommen und keine andere Behandlung angeschlagen hatte. Eine Überprüfung dieser Fälle nach drei Monaten zeigte einen überraschenden Erfolg. Außer in zwei Fällen, in denen die Behandlung zu spät gekommen war, hatten alle Kinder mindestens ein Kilo zugenommen.

Neben der Krankenbehandlung impfen die Schwestern auch gegen Tbc (BCG) und gegen Diphtherie, Keuchhusten und Tetanus (DPT) bei Kindern unter 5 Jahren. Denn die Leute, die die Regierung zum Impfen ausschickt, erreichen nur wenige Kinder in diesen Magar-Dörfern.

2. Ernährung

Um den bestmöglichen Erfolg zu erzielen, haben wir beim Unterricht in Ernährungsfragen verschiedene Medien benutzt. Während der MCH-Termine ist die Einzelberatung am geeignetsten. Bei den ersten Terminen im Jahr haben wir vor Beginn der MCH-Beratung in dem entsprechenden Dorf erst einmal einige Poster der UNICEF vor den Dorf-Freiwilligen und einigen Einwohnern (Männer, Frauen, Kindern) erläutert. Meistens haben die wartenden Väter und Mütter über die Bedeutung der Plakate eifrig diskutiert, bevor sie an die Reihe kamen.

Die Dorfbewohner waren noch aufgeregter, wenn wir Filme von "Welt-Nachbarn" (World Neighbours) über Ernährungs- und Gesundheitsfragen in den dunklen Abendstunden zeigten.

Damit die Mütter die verschiedenen Ratschläge nicht durcheinanderbringen, sollte bei den MCH-Termen nur Einzelberatung stattfinden. Darum haben wir zwischen diesen Terminen soviel Zeit wie möglich für Gruppenunterricht verwendet, mit Sätzen von Karton-Bildern als Anschauungsmaterial.

Zweimal im Jahr haben wir Gemüsesamen von UNICEF durch die Dorf-Freiwilligen verteilen lassen. Da die aufgedruckten Saatzeiten nicht bei allen Gemüsesorten für unsere Gegend zutrafen, gab es auch Fehlschläge. Aber wenigstens haben die Leute angefangen zu lernen, wie man einen richtigen Gemüsegarten anlegt. Natürlich ist noch viel Nacharbeit nötig.

Besonders in der Zeit von Februar bis Juli sind es die Leute gewohnt, verschiedene wilde Blätter und Pflanzen im Wald oder bei den Flüssen zu sammeln. Um den Nährwert dieser Blätter herauszufinden, haben wir Proben an das Lebensmittel-Labor in Kathmandu geschickt, und getrocknete Blätter und Blüten zur Bestimmung auch an das Botanische Institut in Godvari.

Da die Analysen des Lebensmittel-Labors nicht sehr befriedigend ausfielen (der Endbericht liegt noch nicht vor), müssen wir im kommenden Jahr wieder Proben sammeln, die wir vermutlich nach Indien zu UNICEF zur Analyse schicken werden.

Einige der Freiwilligen und Dorfführer gewannen Interesse an den neuen rauchfreien Herden, die an der Tribuvan-Universität in Kathmandu entwickelt worden sind. Da diese Leute solch einen Herd in ihren Häusern zur Anschauung für das ganze Dorf bauen wollten, haben wir zunächst einen Herd auf der Veranda unseres Hauses gebaut. Das erste Testkochen wird in Kürze stattfinden.

3. Neue Methode zur Feststellung von Unterernährung

David Nabarro und Stuart McNab (UNICEF) haben eine neue Methode entwickelt, wobei Körpergröße und Gewicht miteinander verglichen werden. Sie haben eine farbige Wandkarte geschaffen, an der man unterernährte Kinder leicht feststellen kann. Diese Methode ist auch für die Mütter leicht verständlich. Diese neue Größe/Gewicht-Methode wird zur Zeit in 8 Dörfern im Buling-Panchayat getestet, indem sie neben der Gewicht/Alter-Methode bei den MCH-Termen angewendet wird.

Die Größe/Gewicht-Methode haben wir auch benutzt bei der Untersuchung des Ernährungszustandes, die wir im Frühjahr in den Dörfern des Arkhala-Panchayats nach den ersten MCH-Termen dort durchgeführt haben. Bei dieser Gelegenheit haben wir diese Methode auch mit der Oberarmumfang-Methode und der Gewicht/Alter-Methode zur Feststellung unterernährter Kinder verglichen.

4. Nahrung-für-Arbeit-Programm (Food for Work Programme)

Während der ersten drei Monate in 1980 dauerte das Nahrungs-für-Arbeit-Programm in den beiden Panchayats noch an. Während wir die Ernährungssituation der Familien untersuchten, die an dem Programm teilnahmen, erteilten wir zugleich Ernährungsunterricht an den beiden Ausgabestellen für die Lebensmittel vor mehreren Gruppen von Dorfbewohnern. Wir erklärten vor allem den Nährwert der ausgegebenen Lebensmittel und deren Zubereitung. Als ein Ergebnis dieses Unterrichts gaben wir Saatgut für eine verbesserte Maissorte aus (Mais ist das Hauptgetreide der Magars) auf Gutscheine, die die Leute für ihre Arbeit gegen Ende des Programms erhalten hatten.

5. Magartücher und Maitras

Die Magarfrauen weben ihre Tücher auf ihren eigenen Webstühlen aus einer Mischung selbst angebauter und gekaufter Baumwollgarne. Indem wir "than" für "than" (eine Bahn von 8 m x 65 cm) kauften, bekamen wir Probleme mit der Vermarktung. Wir mußten neue Produkte und Verkaufskanäle finden und zugleich den Dorfbewohnern helfen, diese neuen Produkte auch ohne die Hilfe von Ausländern herzustellen und zu verkaufen. Eine Gruppe von 6 Dörfern im östlichen Teil des Buling-Panchayats hat bereits die ersten Schritte in dieser Richtung getan. Sie haben ein Handwerker-Komitee gebildet und den gemeinsamen Einkauf von Garn zum Weben der neuen Produkte organisiert. Eine Ausbildung im Stoffdrucken fand dort im Januar 1981 statt. Zu diesem Zweck wurde ein Fachmann des Amtes für Dorfin industrie, Kathmandu, geschickt. Eine andere Gruppe von Dörfern, darunter Bojha, ist noch nicht so weit, offenbar wegen geringeren Interesses.

Im Arkhala-Panchayat zeigten die Frauen eines Dorfes Interesse, Maitras guter Qualität für den Verkauf zu weben. Ein Maitra ist ein weißes Stück Stoff wie ein Schal mit einem Muster aus bunten Fäden, die beim Weben eingearbeitet werden. Normalerweise tragen nur Männer die Maitras, und zwar um ihre Hüften wie einen kurzen Rock. Da das Weben dieses Schals sehr arbeitsintensiv ist, haben die Frauen sie gewöhnlich nur für ihre Männer und Brüder gemacht, aber nicht zum Verkauf. Besonders die Schneiderinnen-Genossenschaft in Bhaktapur ist an den Maitras interessiert. Die Frauen haben auch einen Auftrag aus der Bundesrepublik erhalten, Röcke aus diesem Material zu liefern.

Anhang

Tabellen der Impfungen gegen Diphterie, Keuchhusten, Tetanus (DPT) und der unterernährten Kinder während der 3 MCH-Touren in den Buling- und Arkhala-Panchayats 1980.

(Der Grad der Unterernährung wurde anhand der Gewicht/Alter-Methode festgestellt, da die "Weg zur Gesundheit"-Karten bei unseren MCH-Terminen für alle Kinder unter 6 Jahren benutzt werden).

Tabelle 1: Arkhala-Panchayat (6 Dörfer)

Zahl der untersuchten Kinder	Febr./März	MCH-Tour im Juni/Juli	Aug./Sept.
die die 1. Impfung	-	-	43
2. "	-	-	19
3. "	-	-	1
erhielten			

Zahl der untersuchten Kinder	Febr./März	MCH-Tour im Juni/Juli	Aug./Sept.
die in guter Verfassung waren	44.0 %	40.0 %	23.6 %
mit Unterernährung			
1. Grades	32.7 %	27.3 %	46.5 %
2. Grades	20.0 %	25.8 %	23.0 %
3. Grades	3.3 %	6.9 %	6.9 %
Gesamtzahl (100 %)	150	159	148

Tabelle 2: Buling-Panchayat (16 Dörfer)

Zahl der untersuchten Kinder	Febr./März	MCH-Tour im Juni/Juli	Aug./Sept.
die die 1. Impfung erhielten	67	46	15
2. "	34	58	20
3. "	19	48	27
die in guter Verfassung waren	37.0 %	21.0 %	36.7 %
mit Unterernährung			
1. Grades	38.0 %	43.6 %	48.9 %
2. Grades	19.6 %	29.4 %	6.0 %
3. Grades	5.4 %	7.2 %	8.4 %
Gesamtzahl (100 %)	316	347	335

GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41, Tel. 030 - 85 10 21
Postscheckkonto: Berlin West 520 50 - 100
Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 200 00, Kto.-Nr. 0407480700

Martin Dietz
Buling-Arkala-Projekt
United Mission to Nepal

Jahresbericht 1980

In den ersten Tagen des Dezember 1979 zogen wir von Lalitpur um nach Bojha. Obwohl wir bereits in Lalitpur eine Einführung und Orientierung in unsere spezifische Arbeit in Nepal erhielten, war Bojha doch wieder ein Neuanfang. Die Leute, die Topographie und die geographische Lage unterschieden sich sehr stark und erforderten eine Umstellung auf die neue Situation. Bereits vor unserer Ankunft erhielten wir aus den verschiedensten Quellen Informationen.

1. Ingwer

Daraus ging hervor, daß die Verarbeitung und Vermarktung von Ingwer, der Haupteinnahmequelle für Bargeld in diesem Gebiet, einen wichtigen Teil meiner Arbeit darstellen werde.

Da im Januar die Ingwerernte beginnt, war es leicht, Informationen über den Anbau, die Verarbeitung und Vermarktung zu sammeln. Die zwei Hauptprobleme zeigten sich sehr rasch: die arbeitsintensive Rauchtrocknung, die viel Holz erfordert (grüner Ingwer : Holz = 1 : 6 bis 1 : 8), und der Preisverfall auf dem lokalen Markt in den vergangenen Jahren. Da, wie bereits erwähnt, Ingwer zu den wichtigsten Bargeldeinnahmen zählt, wirkte sich der Preisverfall auf die gesamte wirtschaftliche Lage des Gebietes aus.

Das erste Problem, die Trocknung, schien rasch gelöst zu sein. Im Technischen Institut Butwal (BTI) wurde ein Luftreibungstrockner entwickelt, der von einer Wasserturbine angetrieben wird. 1979 konnte ich ihn zusammen mit einem Kollegen in Butwal testen. In verschiedenen Versammlungen mit Dorfleuten wurde zu Beginn des Jahres beschlossen, daß eine Wassermühle zusammen mit einem Standardsatz an Maschinen (Ölpresse, Mehlmühle und Reisschälmaschine), sowie ein Trockner dieser Art in Arkala installiert werden sollten.

Viel Optimismus und Enthusiasmus waren geweckt. Verschiedene Regierungsstellen meinten, das Problem der Trocknung sei das schwierigste, Märkte gebe es für den Ingwer genügend.

Um das zweite Problem, die Vermarktung, zu lösen, war es wichtig, eine Qualitätsanalyse der im Buling-Arkala-Gebiet angebauten Ware durchzuführen. In Zusammenarbeit mit dem Wasserkraft-Projekt Tinau (TWP), der Regierung von Nepal (HMG), schweizer und deutscher Entwicklungsorganisationen (SATA und GTZ), dem BTI, dem Lebensmittel-Labor (FRL) in Kathmandu und dem Institut für Tropische Produkte, London, unternahm ich im Frühjahr 1980 diese Studie.

Da die Qualität des Ingwers sich sehr stark mit der Erntezeit verändert, wurde er in verschiedenen Abständen gegraben. Das Material wurde in Butwal getrocknet und nach London zur chemischen Analyse gesandt. Um die Einflüsse der Höhenlage auf die Qualität zu studieren, wurde Ingwer von verschiedenen Dörfern im Lebensmittel-Labor, Kathmandu, untersucht.

Das Wasserkraft-Projekt Tinau, welches für Palpa eine ähnliche Untersuchung durchführte, bat 1979 durch die Handelskammer Kathmandu das "International Trade Centre" (GATT/UNCTAD) in Genf um eine internationale Marktstudie für getrockneten nepalesischen Ingwer. Diese Studie wurde im Herbst 1980 durchgeführt, und der Report liegt vor.

Im Laufe des vergangenen Jahres sandte ich auch selbst eine Reihe von Ingwerproben an deutsche und englische Gewürzverarbeiter. Die Ergebnisse der Studien lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Die Qualität des Ingwer ist mittelmäßig, zu vergleichen mit niedrigen Cochin-qualitäten (Cochin = Hauptanbaugebiet in Indien). Die Farbe, ein wichtiges Qualitätskriterium bei der Vermarktung, ist zu dunkel. Der Oleoresingehalt (Aroma + Schärfe) liegt unter dem international geforderten Standard. Der Gehalt an ätherischen Ölen (entspricht Aroma) ist gut. Zu einem vernünftigen Preis angeboten, läßt er sich verkaufen. "Vernünftiger Preis" heißt in diesem Kontext die Hälfte des Preises, der auf dem traditionellen Markt angeboten wird. Erschwerend kommt hinzu, daß Nepal als ein Binnenland beim Export sehr lange und unzuverlässige Lieferfristen hat. Eine Erholung der Preissituation auf den internationalen Märkten ist nicht abzusehen, da neue Anbieter wie Thailand und Indonesien ihren Anbau von qualitativ besserem Ingwer ausweiten. Auf dem lokalen Markt ist nur der rauchgetrocknete Ingwer bekannt. Im neuen Trockner getrockneter Ingwer würde maximal die gleichen Preise erzielen. Da neben dem Wasserentzug das Räuchern auch eine konservierende Wirkung hat, brauchen die Bauern bei ihrer traditionellen Methode nur auf ca. 25 % Wassergehalt zu trocknen. Bei der neuen Methode muß mindestens auf 10 % getrocknet werden. Der Bauer verkauft also bei seiner traditionellen Methode mehr billiges Wasser.

In diesem Jahr erzielten die Bauern auf dem lokalen Markt einen guten Preis. Assam, dessen stetig steigende Produktion in den letzten Jahren den Preisverfall verursachte, konnte in diesem Jahr wegen der politischen Unruhen nur geringe Mengen auf den nordindischen Markt liefern. Im kommenden Jahr ist jedoch wieder mit einer gesteigerten Lieferung aus Assam zu rechnen.

Im Oktober machte ich eine Reihe von Experimenten mit Gewürzmischungen. Dazu verwendete ich ausschließlich Gewürze, die in diesem Gebiet angebaut werden. Die Mischungen wurden an eine Reihe von Testpersonen (auch Händler) zusammen mit Fragebögen verschickt. Die Ergebnisse liegen noch nicht vollständig vor, und es läßt sich deshalb wenig über die Aussichten sagen.

Die ätherischen Öle wurden bei den Untersuchungen als gut bezeichnet. Im Februar 1981 werden die ätherischen Öle von ca. 120 kg getrocknetem Ingwer abdestilliert und die Proben durch das Institut für Tropische Produkte, London, an Händler weitergegeben. Der gesamte Weltmarkt absorbiert jedoch nicht mehr als ca. 15 to Ingweröl im Jahr, so daß diese Alternative als sehr begrenzt betrachtet werden muß. Der Prozeß der Destillation ist nicht sehr kompliziert und könnte z.B. in der Mühle in Arkhala durchgeführt werden. Die Einführung neuer Ingwersorten besserer Qualität ist ein sehr langfristiges Projekt. In einer Versammlung vor zwei Jahren wurde diese Arbeit der Regierungsgartenbaustation in Pokhara übergeben. Dort hat das Projekt jedoch die Aktenordner noch nicht verlassen.

Eine potentielle Alternative zum Ingweranbau scheint Chilly zu sein. In geringen Mengen kultiviert man in Buling Arkhala einen sehr scharfen Chilly-Typ, der sich für Extraktionszwecke verwenden ließe. Proben sind durch das Institut für Tropische Produkte an Händler weitergegeben worden.

Die Ingwerstudien des vergangenen Jahres erbrachten sehr klare und deutliche Ergebnisse. Auch wenn wir es uns etwas anders vorgestellt hätten, helfen uns die Resultate, zukünftige Entscheidungen zu treffen.

2. Lagerung von Vorräten

In den vergangenen Jahren wurde die Bedeutung der Nachernteverluste vor allem jene, die bei der Lagerung von Getreide und Hülsenfrüchten entstehen, sehr stark betont. Für Nepal werden Zahlen von 25 bis 30 % angegeben. Es erschien

mir deshalb wert, die spezifische Situation in Buling Arkhala kennenzulernen. Sehr schnell mußte ich erfahren, daß man sich in manchen armen Dörfern bei der Befragung nach Getreideverlusten sehr lächerlich macht. "Wenn man nichts zu lagern hat, hat man auch keine Verluste." Es gibt jedoch eine Anzahl von Problemen, die auch die armen Haushalte verspüren. Kritisch ist vor allem die Lagerung von Hülsenfrüchten, Weizen und Saatgut verschiedener Art.

Aus den verschiedenen Erfahrungen heraus schrieb ich eine Anleitung für Getreidelagerung. Während des Jahres gab ich diesen Kurs in 12 verschiedenen Dörfern. Eine Reihe von Dorfleuten baten um mehr Unterlagen. Zur Verwendung in unserem und in anderen Projekten wird es im Frühjahr 1981 als kleines Handbuch gedruckt.

Ich arbeite auf diesem Gebiet sehr eng zusammen mit dem Projekt "Rettet Getreide auf dem Lande". Inzwischen erhielten vier Dorfleute eine ausführliche Ausbildung in Kathmandu. Nach Abschluß der Ausbildung erhielt jeder Teilnehmer eine kleine Kiste mit Mitteln zur Begasung, zum Besprühen, Rattengift und Plastik (zum Abdecken bei der Begasung). Jeder wird auch zwei Blechbehälter und einen abgewandelten traditionellen Behälter zur Getreidelagerung erhalten. Zusammen mit diesen ausgebildeten Personen werde ich Demonstrationen in den Dörfern zur Begasung und Rattenbekämpfung durchführen. Eine geregelte Versorgung mit Insekten- und Rattengift wird durch die Genossenschaft in Arkhala gesichert.

Die Zusammenarbeit mit dem Projekt "Rettet Getreide auf dem Lande" war bisher für beide Seiten sehr fruchtbar.

3. Wassermühle

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres verbrachte ich viel Zeit in Arkhala. Wie bereits erwähnt, beschlossen dort die Dorfleute im Frühjahr 1980 in verschiedenen Versammlungen, eine Wassermühle zu bauen. Die Mühle sollte von einer Genossenschaft betrieben werden. Die Mehrzahl der Genossenschaften in Nepal sind reine Kreditgenossenschaften. Arkhala bot somit die Möglichkeit für eine neue Art von Genossenschaft im Land. Die bisherigen Wassermühlen, die vom Kleinturbinen-und -mühlen-Projekt in Butwal verkauft und installiert wurden, waren enorm gewinnträchtig. Die Müller zahlten die Investition von ca. Rs. 80.000 bis Rs. 100.000 (je nach Lage und Größe) innerhalb von zwei bis vier Jahren zurück an die Landwirtschaftsbank, die dafür Kredite gibt. Eine Wassermühle gäbe somit einer Genossenschaft die Möglichkeit, selbst ein gutes Einkommen zu erzeugen.

Wir steckten uns das Ziel, daß Entscheidungen soweit wie möglich von den Dorfleuten getroffen werden. Zu diesem Zweck formte sich im Juni ein Mühlenbaukomitee, das forthin für die Organisation verantwortlich war.

Zunächst mußten Druckrohre, Zement und Maschinen nach Arkhala getragen werden, alles zusammen etwa 10.000 kg. Das schwerste Einzelstück, das streckenweise von einer Person getragen wurde, wog 145 kg! Das Tragen ging zögernd vor sich. Der Preis war niedrig angesetzt (die Träger erhielten Rs. 0,50/kg) und der Monsun machte die Wege an manchen Tagen unpassierbar.

Mitte August begann das Installationsteam aus Butwal mit der Arbeit in Arkhala. Dieses Team ist zuständig für die Installation der Druckrohre, der Turbine und der Maschinen. Alle anderen Arbeiten wie der Bau des Auslaßkanals, des Mühlenhauses usw. mußte von den Dorfleuten durchgeführt werden. Das Mühlenbaukomitee beschloß, für diese Arbeiten kein Bargeld zu zahlen, sondern Gutscheine im Wert von Rs. 5 für einen Tag Arbeit. Mit diesen Gutscheinen sollten die Leute später in der Lage sein, sich ihre Genossenschaftsanteile zu kaufen.

Diese Idee war sehr gut, die Leute ließen sich jedoch mit Gutscheinen nicht sonderlich gut motivieren. Die Arbeit ging recht zäh vor sich. Für bestimmte

Projekte wie die Reparatur des bereits vorhandenen Kanals wurden Akkorde ausgegeben: Pro Meter wurde ein gewisser Preis gezahlt. Diese Methode erwies sich als sehr gut und effektiv. Anfang Oktober floß dann zum ersten Mal Wasser durch die Turbine. Im Nachhinein ließen sich die folgenden, gemachten Fehler und Erfahrungen aufzeigen:

- Der Termin für die Installation fiel in eine arbeitsreiche Zeit. Zwar wurde diese Entscheidung vom Komitee getroffen, aber ein gewisses Drängen meinerseits kann ich nicht verleugnen.
- Die Kommunikation zwischen den Komiteemitgliedern und den Dorfleuten war überraschend schlecht. Viele Informationen, die ich an das Komitee gab, erreichten nie die Dorfleute.
- Acht Monate zuvor lief in Arkhala ein "Nahrung-für-Arbeit-Programm", durch das die Leute mit hohen Löhnen verwöhnt wurden. Nun war es für sie schwer zu verstehen, warum sie nur Rs. 5 (der ortsübliche Lohn), die obendrein nur auf dem Papier standen, arbeiten sollten. Zwar betonte ich ständig, daß dies nicht ein Projekt der Mission sei, sondern eines des Dorfes. Dies war jedoch leichter gesagt als verstanden.
- Es war geplant, den ganzen Bezirk (Panchayat) an der Genossenschaft zu beteiligen. Das Panchayat hat jedoch eine sehr heterogene Struktur. Es wäre besser gewesen, das Projekt von Beginn an auf einige Dörfer zu beschränken, die gut miteinander harmonisieren. Die Verschiedenheit der Dörfer ließ nur sehr schwer ein Gemeinschaftsgefühl aufkommen.

Es gibt zwar eine Reihe von anderen Mühlen in der Umgebung, die jedoch mit Dieselmotoren betrieben werden und deshalb einen wesentlich höheren Preis verlangen als die Arkhala-Mühle. Leute kommen einen Tagesmarsch weit zur Mühle. Drei Monate Laufzeit sind allerdings zu kurz, um die wirtschaftliche Lage der Mühle in der Zukunft zu beurteilen.

Es wurden bisher 175 Mitglieder registriert. Das Einlagekapital beträgt knapp Rs. 10.000. Ein Mitarbeiter des DCS, Butwal, arbeitete drei Monate in der Arkhala-Mühle und bildete dabei vier Dorfleute aus. In Management und Buchführung leitet zur Zeit ein anderer Mitarbeiter des DCS Dorfleute aus. Es zeigte sich sehr rasch, daß dies wesentlich schwieriger ist als das Erlernen des technischen Betriebs.

Nach vielen Fehlschlägen mit Genossenschaften zögerte das zuständige Department mit der Registrierung der Arkhala-Genossenschaft. Inzwischen zeigt man sich jedoch sehr an dem Experiment interessiert. Man lud nun drei Genossenschaftsmitglieder zu einem 10tägigen Management-Kurs ein, der eben im Moment (Jan 81) läuft. Der zuständige Direktor des Departments hat seinen Besuch angekündigt. Nach der Registrierung wird die Landwirtschaftsbank den Kredit übernehmen, den die UMN zunächst gab.

4. Weitere Pläne

Im Dezember 1980 fiel in der Landwirtschaftsbank die endgültige Entscheidung, im März 1981 in Arkhala ein "Kleinbauern-Entwicklungsprogramm" zu beginnen. In dieses Programm würde die Genossenschaft mit einbezogen und somit von der Landwirtschaftsbank betreut werden.

Ich habe die Hoffnung, daß diese Genossenschaft eine Struktur bieten wird für viele neue Entwicklungen in Arkhala. Konkret in der Planung ist ein Seidenraupenzucht-Projekt (im April werden einige Arkhala-Leute an einem Kurs in Kathmandu teilnehmen) sowie ein Programm zur Pflanzung und Verbreitung von verbesserten Futterbäumen.

Im Buling-Panchayat ist eine weitere Wassermühle geplant, die ebenfalls von einer Genossenschaft betrieben werden soll. Wir zogen unsere Lehren aus Arkhala und lassen die Entscheidungen ohne Druck von den Dorfleuten selbst fällen. Vor allem wurde darauf Wert gelegt, daß sich nur jene Dörfer beteiligen, die gut miteinander harmonisieren. Die Installation wird wahrscheinlich im Herbst 1981 stattfinden.

Im Buling-Arkala-Projekt kann ich meine Arbeit nicht auf das Gebiet der Nachernte-Technologie, das eigentlich meiner Ausbildung entsprechen würde, beschränken. Wo nur wenig angebaut wird, kann auch nichts verarbeitet werden. Programme wie die Zitrusverarbeitung lassen sich allein in Buling-Arkala nicht einrichten. Eine Endverarbeitung läßt sich aufgrund der Lage (alles muß getragen werden) wirtschaftlich nicht durchführen. Eine Zwischenverarbeitung wäre gut möglich, allerdings brauchte man dafür eine Endverarbeitungsstelle an der Straße. Ich machte mehrmals einen solchen Vorschlag bei verschiedenen Regierungsstellen, erhielt jedoch noch keine Antwort.

In Nepal gibt es bisher noch keine Zitrusverarbeitung, alle Produkte werden aus Indien und Bhutan importiert.

1980 und noch mehr 1981 konnte ich eine beratende Funktion im Kleinturbinen- und -mühlen-Projekt einnehmen, das viele Anfragen zur möglichen Lebensmittelverarbeitung mit Wasserkraft erhält.

GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41, Tel. 030 - 85 10 21
Postscheckkonto Berlin West 520 50 - 100
Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 2-0 00, Kto.-Nr. 0407480700

Angelika und Hans-Martin Dietz
United Mission to Nepal
P.O.Box 126
1/29 Thapathali
Kathmandu
NEPAL

Bojha, im September 1980

2. Rundbrief

Liebe Freunde,

nach langer Pause möchten wir uns Zeit nehmen, Euch wieder mal ausführlicher aus Bojha zu berichten. Nur, wo fängt man an, wo hört man auf?

Wie die meisten von Euch wissen, arbeiten wir seit Dezember des vergangenen Jahres in dem neu begonnenen ländlichen Entwicklungsprojekt Buling-Arkala. Buling und Arkala, das sind zwei Panchayats (Verwaltungseinheiten, bestehend aus bis zu 20 Dörfern), die im Mittelgebirge Westnepals liegen. Zur nächsten Straße sind es 12 bis 16 Stunden in Richtung Norden und 8 bis 10 Stunden in Richtung Süden. Diese Zahlen variieren natürlich sehr, so mancher Besucher braucht die doppelte Zeit, um Bojha zu erreichen. Von einem Ende des Projektgebietes zum anderen sind es etwa 10 Stunden flotten Fußmarsches.

Die Berge werden im wesentlichen von Magars bewohnt, einer tibetanischen Volksgruppe, die sich in ihrer ganzen Kultur und somit auch in ihrer Sprache sehr von der nepalesischen Sprachgruppe unterscheidet. Die letztgenannten, meist Brahman, Chetries und Niedrigkastige, wohnen unten im Tal des Kali-Gandaki-Flusses.

Wie wir hier leben

Aus der obigen Beschreibung wird vielleicht klar, welch großes Problem für uns Kommunikation in ihrer vielfältigen Weise darstellt. Wie oft braucht man schnell etwas, bestimmtes Material für die Arbeit, Informationen oder zwei kg Mehl. Unser "Postbote" geht jedoch nur einmal in der Woche, am Montag morgen, nach Butwal, dem nächsten UMN-Projekt an der Straße, holt dort die Post und sonstige bereitgestellte Waren und Lebensmittel für uns und kommt am Mittwoch abend zurück. In Auftrag gegebene Einkäufe werden in der Zwischenzeit von anderen Leuten in Butwal erledigt und mit dem nächsten "Postboten", also eine Woche später zurückgesandt. Wenn wir zu Hause sind, herrscht am Mittwoch abend immer ein wenig Spannung. Bereits um 16 Uhr läuft man zum ersten Mal ans Ende vom Dorf. Und wenn er sich ab und zu mal um einen Tag verspätet, fällt das Stimmungsbarometer bei allen Leuten.

Auch, vielleicht vor allem, die Sprache lässt Kommunikation zu einem Problem werden. Die Leute verstehen unser Nepali, und wir sind dabei, auch etwas Magar zu lernen, wie oft aber drückt man sich dummm und unbeholfen aus und verursacht Mißverständnisse. Schnell ist man geneigt, die Schuld von sich zu weisen.

Neben der Entfernung und der Sprache birgt der unterschiedliche kulturelle Hintergrund jede Menge an Kommunikationsproblemen.

Wir rufen eine Versammlung ein und nennen einen Tag, der in unseren Terminkalender passt, der aber zufällig ein wichtiger Feiertag oder ein besonders geschäftiger Arbeitstag ist, wovon wir Fremdlinge aber nichts wissen. Aus asiatischer

Freundlichkeit sagt niemand etwas. Unseren Fehler merken wir spätestens dann, wenn wir auf dem Versammlungsplatz nervös und verärgert auf die Uhr schauen. Aus solchen Erfahrungen lernt man.

Hier in Bojha haben wir ein richtiges Zuhause. Gemessen an den hiesigen Verhältnissen leben wir luxuriös. Ihr könnt Euch kaum den Genuss vorstellen, wenn wir nach drei, vier Tagen "Außendienst" nach Bojha zurückkehren, uns unter die Dusche stellen, in einem weichen Bett schlafen und eine Toilette im Haus benutzen können. Wenn wir irgendwo außerhalb von Bojha übernachten müssen, schlafen wir auf einer Strohmatte auf der Veranda. In einer sterbenklaren Nacht im warmen Schlafsack kann das richtig romantisch sein. Zum Waschen trüffelt man sich am nächsten Morgen ein bißchen Wasser übers Gesicht. Das Letztere macht mir (Martin) nicht viel aus, aber nach einer Nacht auf dem harten Boden der Veranda meine ich stets, einen Stecken im Rücken zu haben.

In unserem Gemüsegarten vor dem Haus begann vor einiger Zeit die Ernte. Einen Garten hält man sich nicht zum Spaß. Kommt kein Gemüse aus eigener Produktion, gibts eben gar nichts.

Im Winter ist es herrlich, hier zu leben. Das Tal unter uns ist gefüllt mit Nebel, und vor uns liegt die grandiose Kulisse des Himalaya. Es ist kühl, und die Flüsse sind klein. Mit dem ersten Regen im Juni wird die Sache unangenehm. Ameisen, Kakerlaken und anderes Getier vermehren sich im Haus schlagartig. Da wir viel unterwegs sind, machten wir Bekanntschaft mit Schlamm, hohen Flüssen und Blutegeln. Aber doch sind das alles recht oberflächliche Sachen. Nach einer Woche Kathmandu haben wir stets die Nase voll und sind heilfroh, wieder auf dem Lande zu sein. Zwar sind wir noch Fremdlinge und werden es auch immer bleiben. Man kennt uns aber überall, und wenn wir auf Tour sind, verbringen wir viel Zeit mit Ratschen. Wir erfahren dabei den neuesten Preis für Ingwer in Arunkhola und daß die Affen sich schon wieder über den Mais hergemacht haben. Man hört auch, wann das ganze Dorf wieder zum Jagen oder Fischfang geht. Bei manchen Bekanntschaften entwickelt sich der Ratsch zum vertraulichen Gespräch. Solche Momente lassen Kakerlaken und Blutegel unbedeutend werden.

Unser Projekt

Warum begann die UMN gerade in Buling-Arkala ein ländliches Entwicklungsprojekt?

Bereits vor etwa 10 Jahren baten Leute vom Buling-Panchayat das drei Tage Fußmarsch entfernte UMN-Krankenhaus in Tansen um Hilfe bei dem Aufbau einer Gesundheitsversorgung. Eine australische Krankenschwester begann schließlich in Bojha mit einer kleinen Krankenstation. Zwar ist Bojha ein unbedeutendes, kleines Dorf in Buling, es bot aber zu dieser Zeit die beste Wasserversorgung. Nach einiger Zeit begann man mit einem vorbeugenden Gesundheitsdienst in den umliegenden Dörfern. Es wurden auch einige Trinkwasserversorgungen gebaut. Im Laufe der Jahre erkannte man aber immer deutlicher, daß eine effektive Gesundheitsversorgung nur Hand in Hand mit einer Verbesserung der Landwirtschaft, der Lagerung und Zubereitung von Lebensmitteln, einer besseren Ernährung und einer Anhebung des Lebensstandards möglich ist. So wurde Ende des vergangenen Jahres das Buling-Arkala-Projekt begonnen. Zur Zeit arbeiten zwei nepalesische Krankenschwestern, ein nepalesischer Krankenpfleger, ein amerikanischer Anthropologe, ein amerikanischer Agraringenieur, eine englische Landwirtin und wir. Wir sind ein bunter Haufen, jeder kam mit unterschiedlichen Vorstellungen und Erfahrungen. Das bringt manchmal Ärger mit sich, häufiger aber Bereicherungen.

Bojha, auf dem Grat
in der Bildmitte
Dietzens wohnen unter
dem "großen Baum"



Dietzens Wohnhaus,
links davor eine
Ecke der
Krankenstation

Hans-Martin Dietz
im Gespräch auf
"Magar"



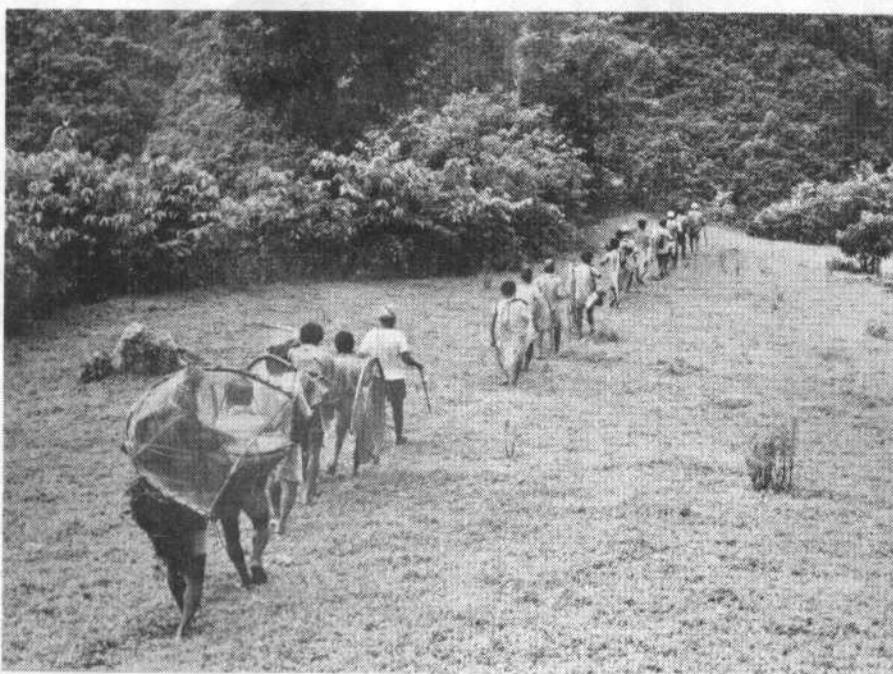
Wo liegen die Probleme in einem Gebiet wie Buling-Arkala? Es gehört sicher zu den vielen Armenhäusern dieses Landes. Jedoch, was heißt hier arm, was heißt reich? Hier können wir mit unseren europäischen Wertmaßstäben überhaupt nichts anfangen. Geld legt man nicht in Werten an, die schnell ins Auge stechen. Schmuck, den man selten trägt, Land und Tiere bedeuten hier Wohlstand.

Praktisch jeder Bewohner betreibt eine Landwirtschaft. Aufgrund der topographischen Lage ist das Land sehr knapp. Bewässerung, die zum Anbau von Reis und Weizen unbedingt nötig ist, lässt sich nur in schmalen Streifen an den Bächen entlang durchführen. An den flachen Hängen sind Felder angelegt. Viele dieser Felder würden wir als Steinbruch bezeichnen. Angelika konnte dies vor einiger Zeit am eigenen Leib erfahren, als sie mit einer Familie aus Bojha zum Reispflanzen ging. Nach einem Tag Arbeit in den steinigen, überfluteten Feldern kam sie abends mit wunden Fingern und aufgeweichten Füßen zurück. Neben dem Land ist vor allem Dünger der limitierende Faktor. Kunstdünger kann sich niemand leisten. Man versucht dem Problem zu entgehen, indem man sich möglichst viele Tiere hält (Schweine, Ziegen, Kühe, Büffel). Eine Kompostierung und geschickte Verwendung des Mistes ist jedoch unbekannt, so daß viele wertvolle Inhaltsstoffe verlorengehen. Mit den traditionellen Methoden lässt sich auf diesen Feldern nicht genügend produzieren, um zu überleben. Deshalb legt man an den steilen Berghängen riesige Brandrodungen an, worauf in der Regel Mais gesät wird. Es mag wie ein Witz klingen, manche Hänge sind aber so steil, daß sich die Bauern beim Säen und Ausgrasen anseilen müssen. Diese Brandrodungen sind meist weit von den Dörfern entfernt. Im September, wenn der Mais reif wird, muß das Feld deshalb ständig bewacht werden, um die Ernte vor Affenherden zu schützen. Ab und zu lassen sich auch Bären blicken, um sich eine Mahlzeit zu holen. Nach der Ernte lässt man die Felder 5-6 Jahre brach liegen. An den Südhängen wächst das Gebüsch nicht rasch genug nach, so daß die ersten schweren Regenfälle große Erdrutsche verursachen können. Das sind sicher Raubbaumethoden, aber was macht man nicht alles, um seinen Bauch voll zu kriegen. Und Spaß macht es sicher niemandem, ein solches Feld anzulegen. Um eine Familie satt zu kriegen, reichen die Erträge der bewässerten Felder, der unbewässerten und der Brandrodungen in den tiefer gelegenen Dörfern 9 Monate, in den hoch gelegenen jedoch nur etwa sechs Monate. Man ist deshalb auf Bargeldeinnahmen angewiesen. Zu den wichtigsten Geldquellen gehört Ingwer, der in fast allen Dörfern angebaut wird. Der Preis für dieses Gewürz sank in den letzten Jahren um ein Vielfaches. In vielen Dörfern findet man Orangen-, Zitronen- und Bananenbäume, deren Erträge auf den Märkten im Terai (Gangestal) verkauft werden. Die Bewohner der hochgelegenen Dörfer produzieren Körbe, Seile, Hüte, Besen und Getreidebehälter, die sie gegen Getreide eintauschen. An den Berghängen baut man auch etwas Baumwolle an. Im Dorf wird sie versponnen, und der Faden wird zu groben Stoffen verwebt. Diese werden zur Herstellung von Kleidung, vor allem für die Männer, verwendet und auch im Terai gegen Reis eingetauscht.

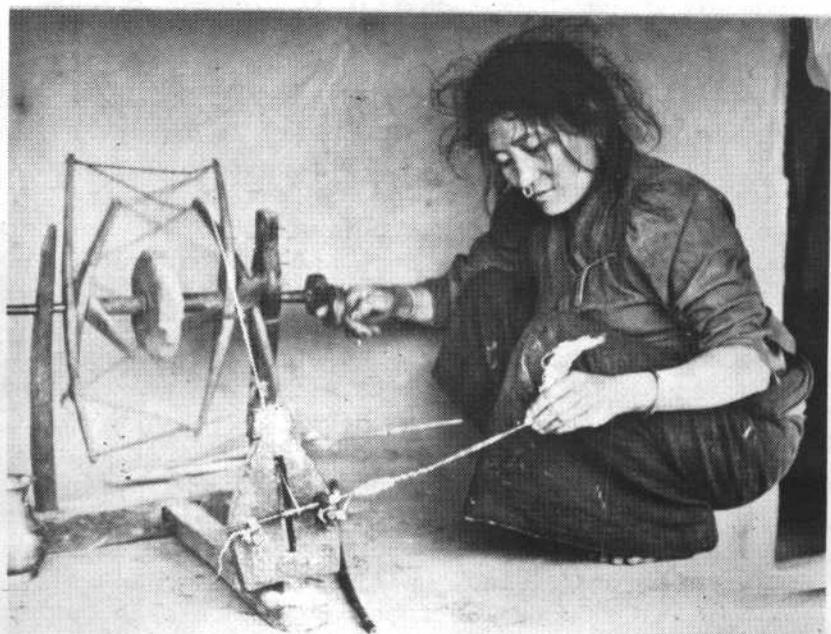
Das Leben ist hier eine Gratwanderung zwischen Hunger und ein bißchen Überschuß. Im vergangenen Jahr war man klar auf der Hungerseite. Durch die langanhaltende Trockenheit fiel die Mäisernte aus. Nach langen Diskussionen beschloß die UMN, ein "Nahrung-für-Arbeit-Programm" durchzuführen. Verschiedene Bewässerungskanäle und Pfade, die die Dorfbewohner vorschlugen, wurden gebaut. Als Lohn wurden Reis, Öl und Bohnen (Dal) gegeben. Dieses Programm endete im März. Kurz vor der ersten Mäisernte im Juli lebte man hauptsächlich von Grünzeug und Wurzeln aus dem Wald. Jedesmal, wenn einer verlegen ums Haus schlich und ein bittendes "Saheb" von sich gab, wußten wir, daß wieder jemand nach einem Darlehen fragt. Welche Entscheidung man in einer solchen Situation auch trifft, sie ist falsch. Wir gaben nur einige wenige Darlehen an jene Leute, von denen wir wissen, daß sie das Geld zurückzahlen.

Damit stellte sich gleich zu Beginn unseres Projektes die Frage, wie man in Zukunft solche Situationen vermeiden kann.

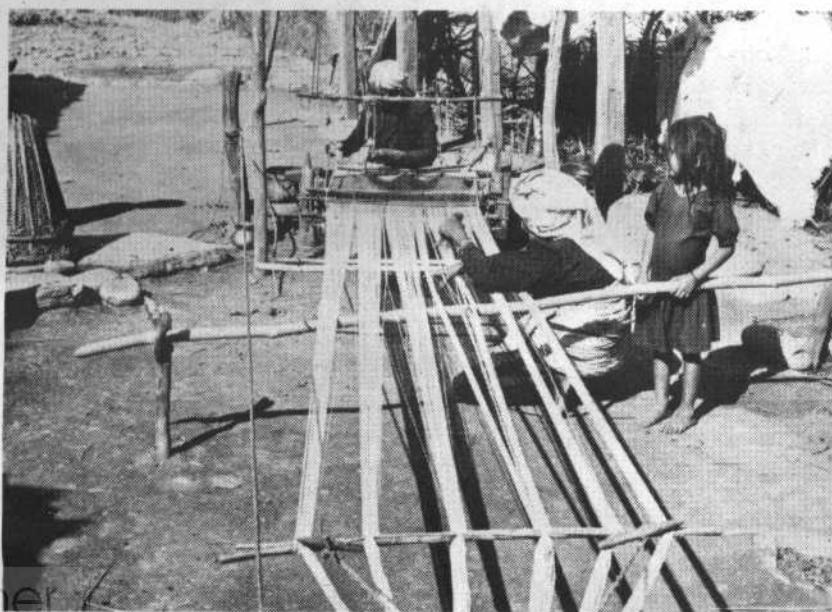
Ein Ansatzpunkt liegt in der Ertragssteigerung der Landwirtschaft durch verbessertes Saatgut, Ausweitung der Bewässerungssysteme und eine bessere Kompostierungs-



Magars auf dem Weg zum gemeinsamen Fischfang



Spinnrad



Webstuhl

wirtschaft. Das ist die Arbeit unserer Landwirte.

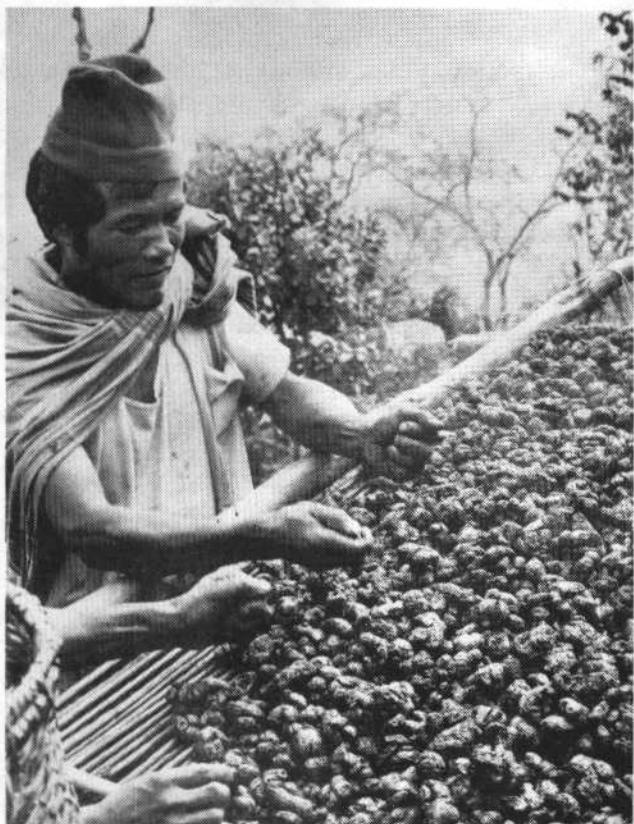
Aus der Arbeit von Hans-Martin

Wie in vielen Ländern stellen auch in Nepal die Nachernteverluste ein ernstes Problem dar. Große Teile der Ernte werden während der Lagerung von Insekten, Nagern und Vögeln vernichtet. Mit dieser Aufgabe wurde ich betraut. Mit viel Mühe schrieb ich ein Getreidelagerungshandbuch für den Bauern und unterrichtete damit in verschiedenen Dörfern Freiwillige, die dann wiederum die eigenen Dorfbewohner unterrichten sollen. In einer Reihe von Dörfern machte es viel Spaß, und ich konnte auch einiges weitergeben. Vor allem auf dem Gebiet der Verbesserung von Getreidelagerungsbehältern werde ich die Arbeit fortsetzen.

In einigen Dörfern war das Ergebnis aber frustrierend, und ich erntete ein müdes Lächeln. Die Leute ernten dort so wenig, daß nach ein bis zwei Monaten bereits alles aufgegessen ist. Das hätte ich vorher wissen sollen, denn in solchen Dörfern gibt es keine Lagerprobleme.

Die Ertragssteigerungen sind jedoch begrenzt, und Selbstversorger werden die Bauern in Buling und Arkhala wohl nie werden können. Deshalb stellen die Programme zur Förderung der "Dorfindustrien" (cottage industry) einen wichtigen Teil des Projekts dar. Wie bereits erwähnt, ist der Verkauf von Ingwer die wichtigste Bargeldquelle der Bewohner der Buling-Arkhala-Gegend. Ingwer wird seit vielen Generationen angebaut. Im März/April wird der Ingwer gesteckt, sehr intensiv gedüngt und mit viel Aufwand alle zwei Monate gejätet. Im Dezember/Januar beginnt die Ernte. Der Ingwer wird geerntet und dann auf Holzrosten ausgebreitet. Darunter wird mit grünen Baumstämmen ein rauchiges Feuer gelegt. Ungefähr 7 Tage wird der Ingwer auf diese Weise geräuchert und getrocknet. Während dieser Zeit muß der Bauer alle 2 Stunden Tag und Nacht den Ingwer kneten und wenden. Der Holzverbrauch ist enorm. Für einen Teil grünen Ingwer werden 7 bis 8 Teile Holz verbrannt. In Buling und Arkhala sind das bei einer Produktion von 400 Tonnen Ingwer im Jahr etwa 3.000 Tonnen Holz. Diese Trocknungsmethode ist also nicht nur sehr arbeitsintensiv, sondern beschleunigt die Abholzung, die hier bereits ein ernstes Problem darstellt. Der geräucherte Ingwer wird im Terai an indische Händler verkauft. Kein anderer Markt würde dieses Produkt akzeptieren. In den vergangenen Jahren stieg die indische Ingwerproduktion stark an, so daß der Preis für nepalesischen Ingwer von Rs 30/kg auf Rs 5/kg fiel. Aus diesen Gründen schien es notwendig, eine Alternative zum traditionellen Trocknungsverfahren zu bieten. In Butwal entwickelten wir einen Trockner, der, von einer Wasserturbine betrieben, Heißluft erzeugt. Anschließend führte ich mit Hilfe des Tropical Products Institute in London eine Qualitätsanalyse des hier angebauten Ingwers durch und studierte die traditionellen Methoden der Verarbeitung und Vermarktung von Ingwer. Die Analysen zeigten eine mittelmäßige, aber akzeptable Qualität. Aber auch auf dem internationalen Markt gab es in den letzten Jahren einen starken Preiseinbruch für Ingwer. Da Nepal vom Meer weit entfernt ist und nepalesische Produkte nur durch Calcutta verschifft werden dürfen, kommen noch hohe Transportkosten dazu. So bekommen die Bauern derzeit auf dem internationalen Markt noch weniger für ihren Ingwer als bei den indischen Händlern. Nun müssen wir das Ergebnis einer internationalen Marktstudie für nepalesischen Ingwer abwarten, die kürzlich von UNCTAD/GATT durchgeführt wurde. Es sieht fast so aus, als wenn in nächster Zukunft auch noch weiterhin Ingwer geräuchert wird und unser Trockner keinen Ingwer zu sehen bekommt.

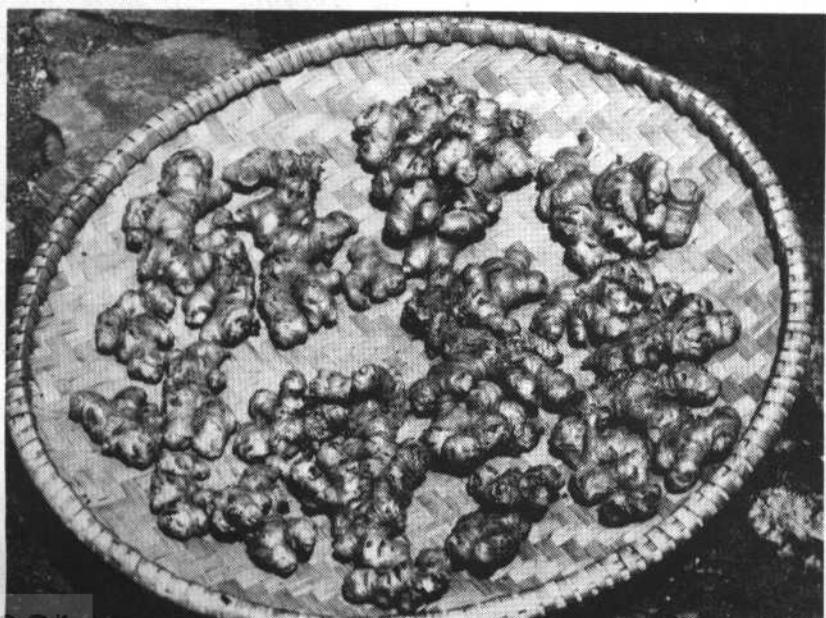
Eine erfolgversprechende Alternative ist die Herstellung von Gewürzmischungen und Curry. Die Gewürze für solche Mischungen werden hier angebaut: Ingwer, Gelbwurz, Koriander, Zimt, Bockshornklee, Chilly, Römischer Kümmel usw. In unserer Küche stellten wir eine Reihe von Mischungen her, die wir nun an ausgewählte Leute in Nepal zum Verkosten schicken. Wir sind gespannt auf die Kommentare und hoffen, daß wir im kommenden Jahr mit einer Produktion in kleinem Maßstab beginnen können.



Der Ingwer wird auf dem Räuchergestell geknetet



Der geräucherte Ingwer wird eingesammelt



Getrockneter Ingwer

Ein weiteres Programm, das mich bisher viel wunde Füße gekostet hat, läuft derzeit in Arkhala. In Butwal wurde in den vergangenen Jahren eine kleine Wasserturbine entwickelt, die jetzt dort in Serie produziert wird. Sie wurde bisher an etwa 25 Plätzen in den Bergen Nepals installiert und treibt je eine Ölpresse, eine Mehlmühle und eine Reisschälmaschine an. Diese Arbeiten werden in den Bergen entweder in zeitaufwendigen Verfahren zu Hause durchgeführt oder von einer teuren, mit Diesel betriebenen Mühle. Soweit man bisher sehen kann, verdienen sich die Besitzer von Wassermühlen eine goldene Nase, denn man hat kaum laufende Kosten zu bezahlen. Wassermühlen, betrieben von Dorfgenossenschaften, könnten deshalb einen guten Ansatzpunkt zur ländlichen Entwicklung darstellen. Da die hier wohnenden Magar sehr gemeinschaftsorientierte Leute sind und viele Arbeiten zusammen durchgeführt werden, waren gute Voraussetzungen dafür gegeben, eine solche Mühle hier von einer Genossenschaft betreiben zu lassen. Die Leute waren begeistert von der Idee, zumal die Aussicht bestand, in der Mühle mit unserem Heißluftgenerator Ingwer zu trocknen. Bereits während des "Arbeit-für-Nahrung-Programms" wurde der notwendige Kanal gegraben. Im August wurde ein Mühlenbau-Komitee gegründet, das alle Entscheidungen bezüglich Entlohnung, Organisation und der zukünftigen Genossenschaft treffen sollte. Solche Versammlungen sind sehr interessant. Jeder kommt zu Wort, und man berät, bis man eine gemeinsame Entscheidung findet, der jeder zu stimmen kann. Mehrheitsentscheidungen, wie wir sie kennen, gibt es hier nicht. Entweder stimmen alle zu, oder das Problem wird solange beraten, bis eine akzeptable Lösung gefunden wird. Dieser Weg der Entscheidungsfindung ist uns sehr ungewohnt, und die manchmal ewig sich hinziehenden Beratungen zerren an den Nerven.

Rohre, Turbine, Antriebswellen, Maschinen und Zement mußten vom Terai hochgetragen werden, insgesamt etwa 5.000 kg. Die Installation wird Mitte September abgeschlossen sein. Es ist die erste Mühle im Land, die von einer Genossenschaft betrieben wird. Ich konnte deshalb nicht auf die Erfahrungen anderer zurückgreifen. Aus den eigenen Fehlern der letzten Wochen habe ich aber genügend gelernt. Die Regierung wollte die Genossenschaft auf Panchayatebene sehen. Das Arkhala-Panchayat besteht aus sieben Dörfern, die nicht alle miteinander harmonieren. Das brachte einige Verzögerungen bei der Installation mit sich und mag sich vor allem in der Zukunft in der Genossenschaft auswirken. Außerdem machten die Leute bisher nur schlechte Erfahrungen mit Genossenschaften. Im Laufe der letzten Jahre setzte die Regierung den Leuten zwei Genossenschaften ins Panchayat. Sie mußten viel Geld dafür ausgeben und hatten letzten Endes keinen Vorteil. Man verlor in beiden Fällen sein eingesetztes Geld. Das jetzt vorherrschende Mißtrauen ist verständlich. Schließlich trug das "Arbeit-für-Nahrung-Programm" zu den augetretenen Problemen bei. Die Leute sehen in der UMN nur noch den großen Geldgeber. Für die Mühle gewährt die UMN der Arkhala-Genossenschaft jedoch nur ein Darlehen. Auch die Kosten der Installation müssen bis auf den letzten Paisa zurückgezahlt werden.

Trotz der aufgetretenen Probleme war das Experiment bisher sehr aufregend und wird es wohl bleiben. Am Ende der Installation wird die eigentliche Genossenschaft gegründet. Wir hoffen, daß sie eine Struktur für viele andere Entwicklungen bieten kann.

Aus der Arbeit von Angelika

Ganz ohne Absicht bin ich (Angelika) ins Textilgeschäft hineingeschlittert. Die vor uns hier tätig gewesene Krankenschwester hatte von den Magars gelegentlich jenen groben, selbst gewebten Stoff gekauft. Da die Leute in diesem Jahr während des "Nahrung-für-Arbeit-Programms" auch Bargeld brauchten, war der Verkauf von Stoff an uns eine willkommene Gelegenheit. Schon bald türmten sich die Stoffballen bei uns im Haus, und niemand wußte so recht, was man damit anfangen soll. Nun waren wir zunächst einmal gezwungen, geeignete Produkte zu entwerfen und Wege der Vermarktung zu finden. Den Dörfern, die Interesse zeigen, bieten wir an, Platzdecken, Tischläufer, Servietten und ähnliches herzustellen, und unterstützen sie beim

Verkauf an verschiedene Läden in Kathmandu. Wir motivieren die Leute, sich selbst zu organisieren und setzen dies für unsere Zusammenarbeit voraus. Das Komitee, dessen Mitglieder von den Dorfbewohnern gewählt werden, soll die verschiedenen Aufgaben übernehmen und delegieren. Wir hoffen, daß es später auch andere Aufgaben in der ländlichen Entwicklung übernehmen kann.

In den Wintermonaten, wenn nur wenig auf den Feldern gearbeitet wird, werden wir ein Training im Färben von Fäden und im Blockdrucken für diese Dörfer anbieten. Im Moment verdienen sich die Frauen und jungen Mädchen von Bojha ein kleines Taschengeld, indem sie die Tischläufer usw. nähen. Selbst beim Kühehüten und auf dem Weg zum Feld ist man in Bojha nun produktiv und säumt die von mir zurechtgeschnittenen Stoffstücke ein. Früh und abends gibts in unserem Haus ein ständiges Kommen und Gehen. Noch schnell vor dem Kühehüten holt man sich einige Stückchen Stoff zum Nähen. Länger Schlafen ist bei uns nicht möglich, denn schon früh rufen die Mädchen nach der "didi" (älteren Schwester). Abends treffen sie sich wieder bei uns, und mit viel Spaß und Gekicher werden weitere Deckchen fertiggestellt.

Diese lassen wir im Terai mit verschiedenfarbigen Blockdrucken versehen und bieten sie in Kathmandu zum Verkauf an. Wir sind erst am Anfang und hoffen, den naturfarbenen, groben Stoff auf diese Weise verarbeitet mit Gewinn verkaufen zu können. Einen Teil des Profits kann das Komitee für andere Anschaffungen oder Kredite verwenden.

Um meinen Aufgaben in der Ernährungsberatung nachgehen zu können, arbeite ich sehr eng mit dem medizinischen Personal unseres Projektes zusammen. Viermal im Jahr geht eine der nepalesischen Krankenschwestern auf "MCH clinic tour" (Klinik für Mutter und Kind) in fast alle Dörfer unseres Projektgebietes. Bei diesen Besuchen in den Dörfern begleite ich sie, da sich mir eine gute Gelegenheit bietet, den Müttern individuell Hinweise für ihre eigene Ernährung und die ihrer Kinder zu geben. Unsere Tätigkeiten ergänzen sich gut, denn ohne kurative medizinische Behandlung würde ein Hinweis zur Ernährung allein nur selten angenommen werden. Bei ernährungsbedingten Krankheiten dagegen ist eine anhaltende Heilung nur durch eine Änderung des Ernährungsverhaltens möglich.

Eine nicht zu unterschätzende Krankheit ist Durchfall, der schwere gesundheitliche Effekte bis zum Tod nach sich ziehen kann. Aus alter Tradition heraus, welche die Lamas (Naturheiler) noch heute vertreten, werden den Durchfallerkrankten keine Flüssigkeiten und so gut wie keine anderen festen Speisen gegeben. Da die Leute glauben, daß der Durchfall mit viel Trinken nur noch schlimmer wird, ist es für uns schwer, sie vom Gegenteil zu überzeugen. Eine zuhause hergestellte Rehydrierungslösung kann nämlich in vielen Fällen den Durchfall in einigen Tagen von selbst zum Stoppen bringen; oder wenigstens die Leute mit schweren Durchfällen, wie Amöbenruhr, soweit stärken, daß sie noch laufen können, z.B. zur nächsten Krankenstation. Die Rehydrierungslösung besteht aus einem Gemisch von abgekochtem Wasser, Salz, Soda und Glucose. Bei der Zubereitung im Haus entstehen erneut Probleme: Glucose gibt es im Dorf nicht zu kaufen. Doch gibt es als Ersatz Honig aus eigener Bienenzucht und gelegentlich zum Süßen von Tee gekauften Zucker. Anstelle von Soda kann, soweit vorhanden, der Saft von Zitrusfrüchten in frischer oder konzentrierter Form verwendet werden.

Wir sind schon froh, wenn dem Kranken wenigstens abgekochtes Wasser mit Salz gegeben wird, um einer zu schnellen Austrocknung vorzubeugen. Da die Leute bisher gewohnt waren, Krankheiten nach "heißen" und "kalten" Zuständen zu beurteilen (Basis der aryurvedischen Medizin), dürfen sie dem Kranken bei Durchfall nichts Süßes geben. Die Glukose fungiert aber als Träger bei der Resorption von Salzen - doch wie soll man das den Leuten verständlich machen? Nur positive Beispiele haben langanhaltenden Erfolg und bewirken eine Verhaltensänderung.

Leider kommt es immer wieder vor, daß ein Kind nach zwei bis drei Wochen Durchfall zur Krankenstation nach Bojha gebracht wird. Dort müssen dann neben der medikamen-

tösen Behandlung des Durchfalles auch Austrocknungserscheinungen und Unterernährung behandelt werden. Doch womit kann man so ein Kind schnell wieder kräftig werden lassen, wenn im Elternhaus nur Gemüse und Mais als tägliche Nahrung vorhanden sind? Drei Monate vor und während des Monsuns, wenn die meisten Leute keine Hülsenfrüchte im Haus haben, geben wir als Starthilfe den Eltern von schwer unterernährten Kindern ein geröstetes Mehlgemisch aus zwei Teilen Sojabohnen, einem Teil Mais und einem Teil Weizen. Der davon gekochte Brei hat einen hochwertigen Proteingehalt, der, auch in kleinen Mengen aufgenommen, wesentlich zur Stärkung der Kinder bei trägt. Falls die Familie selbst zwei verschiedene Getreidearten, wie z.B. Mais und Reis, im Haus hat, geben wir nur Sojabohnen als Zusatz aus.

Die MCH clinics haben nicht nur kurativen Charakter, sondern dienen auch der vorbeugenden Gesundheitserziehung. Dazu ist aber die aktive Mitarbeit der jeweiligen Dorfbewohner notwendig. Sie müssen zunächst einen oder zwei freiwillige Helfer ("village volunteers") mit Grundkenntnissen im Lesen und Schreiben bestimmen, die dann vom MCH clinic team ein Training erhalten. Zu Beginn haben sie die Aufgabe, alle Kinder unter fünf Jahren in ihrem Dorf jeden Monat zu wiegen und einfache Augen-, Ohr- und Hautinfektionen, sowie Durchfallerkrankungen zu behandeln. Diese Helfer dienen uns als wichtige Mittler, den Dorfbewohnern Kenntnisse über Ernährung und Hygiene weiterzugeben. So zeigten wir mit Hilfe der Freiwilligen bei der letzten Clinic-Tour in den Dörfern, in denen wir übernachteten, eine Diaserie über die Behandlung und Vorbeugung von Wunden und Hautinfektionen mit einem kleinen, batteriebetriebenen Projektor. Nach Rücksprache mit den Bewohnern des jeweiligen Dorfes werden zuverlässige Freiwillige ein weiterführendes Training auf dem medizinischen Gebiet und dem der Ernährung erhalten.

Damit soll das Ziel verfolgt werden, wenigstens einigen Personen in jedem Dorf ein Wissen über die Wichtigsten vorkommenden Krankheiten, deren Ursachen und deren Behandlung soweit wie möglich zu übermitteln; sie sollen dann die schwierigen Fälle zur nächsten Krankenstation überweisen. Durch sie können wir auch einen positiven Einfluß auf die Entwicklung im Dorf in Bezug auf Hygiene, Trinkwasserversorgung und Nahrungsmittelanbau und -konsum gewinnen. Dies sind jedoch weit gesteckte Ziele, die in kleinen Schritten mühsam erarbeitet werden.

Inzwischen haben wir erkennen müssen, daß bei den Magars die Arbeit an erster Stelle steht. Um die Dorfbewohner anzutreffen, halten wir MCH clinics zum Beispiel morgens um 6 Uhr, wenn wir die Nacht in diesem Dorf verbracht hatten, ansonsten etwas später. Das heißt dann morgens um 4 Uhr aufstehen und bei Tagesanbruch zu den einzelnen Dörfern losgehen. Jedoch selbst bei soviel Entgegenkommen versuchen uns manche Mütter anzutreiben, da sie nicht einmal fünf Minuten warten können, bis sie an der Reihe sind. Gott sei Dank sind nicht alle so.

Kinder mit hochgradiger Unterernährung brauchen besondere Fürsorge während des ganzen Tages, um wieder in den gewohnten Rhythmus mit zwei großen Mahlzeiten am Tag zu kommen. Vor einer Woche riefen wir eine Mutter mit ihrem fast dreijährigem Kind nach Bojha, um ihr Hilfestellung beim Füttern ihres schwer unterernährten Kindes zu geben. Dies ist in solchen Situationen besonders schwierig. Nach einer langen Durchfallperiode war das Kind so ausgetrocknet und geschwächt, daß es in wenigen Tagen gestorben wäre, wenn es nicht entsprechende Nahrung bekommen hätte. Als nach zwei Tagen noch immer niemand von der Familie in Bojha erschienen war, ging ich die anderthalb Stunden Fußmarsch in das Dorf dieser Familie. Nach einem eindringlichen Gespräch mit den Eltern und der Großmutter machte ich mich mit der Hoffnung auf den Heimweg, daß das Kind überleben und somit ein Beispiel für andere sein wird. Da zur Zeit alle arbeitsfähigen Familienmitglieder auf den Feldern gebraucht werden, erschien es mir besser, daß die Großmutter die Fürsorge für das Kind zu Hause übernimmt.

Es gibt aber auch kleine Freuden, etwa dann, wenn man merkt, daß die Mütter und Väter Interesse an der Entwicklung und Gesundheit ihrer Kinder zeigen. Manche

wissen noch ganz genau, welches Gewicht ihr Kind einen Monat vor der Clinic hatte. Eine andere Mutter fragt: "Mein Kind hat schon wieder nicht zugenommen, was kann ich da wohl machen?"

Solche Ergebnisse sind nicht zuletzt auch auf die gute Arbeit der Freiwilligen zurückzuführen.

Die Zusammenarbeit mit der von der Regierung geführten, etwa 2 Stunden Fußmarsch entfernten Krankenstation ist nicht einfach, da sich deren System der Gesundheitsvorsorge von dem der UMN unterscheidet. Sie brauchen keine Dorffreiwilligen, da sie eigens dafür ausgebildetes Personal im Außendienst haben. Sie sollen bei ihren täglichen Hausbesuchen unterrichten, die schwierigen Krankheitsfälle erkennen und zur Krankenstation überweisen. Die Leute richten sich jedoch nach ihren festen Dienstzeiten und treffen somit nur selten Dorfbewohner an. Sie haben in der Regel ihr Zuhause im Terai und verrichten ihre Arbeit hier in den Bergen nur mit Widerwillen.

Neben vielen anderen Dingen waren uns auch die Eßgewohnheiten der Magars unbekannt. Da man bisher nur in wenigen Dörfern Gemüsegärten anlegte, holte man sich Blätter, Blüten und Wurzeln aus dem Wald. Diese, als Gemüse zubereitet, waren auch für uns eine schmackhafte Bereicherung des sonst recht eintönigen Speiseplanes. Gerade in den letzten 3-4 Monaten gab es mittags und abends meist Reis und Linsen. Das Gemüse aus dem eigenen Garten war noch nicht soweit, und wir mußten deshalb auch in den Wald gehen, um eine grüne Beilage zum Essen zu bekommen. Nun ergab sich die Frage, welchen Beitrag dieses Gemüse zur täglichen Ernährung der Dorfbewohner leiste. Deshalb sammelte ich mit einer Freundin aus Bojha, die die eßbaren Pflanzen genau kennt, Blüten und Blätter. Diese schickten wir getrocknet nach Kathmandu zur Nährstoffanalyse und zur Bestimmung des botanischen Namens. Die Ergebnisse waren bisher sehr aufschlußreich.

Unser Urlaub

Wir hoffen, daß dies genug über unsere Arbeit war. Das Leben besteht aber auch noch aus anderen Freuden, wie z.B. dem Urlaub. Jeder von Euch meint wohl, daß man, wenn man schon in Nepal wohnt, den Himalaya von Nord nach Süd und von Ost nach West durchwandern müßte. Als wir noch in Kathmandu wohnten, unternahmen wir mit einem Freund einen sehr schönen Treck. Seitdem aber das Laufen zu unserer täglichen Arbeit gehört, können wir im Urlaub leicht darauf verzichten. Wir ziehen deshalb dem Aktivurlaub Faulenzerferien am Meer vor. In einer Woche fliegen wir nach Indonesien und wollen für drei Wochen keinen Berg hochlaufen und weder Ingwer noch Mühlen sehen.

Bis zum nächsten Rundbrief, der hoffentlich nicht wieder ein Jahr auf sich warten läßt, Grüßen Euch ganz herzlich

Angelika und Hans-Martin Dietz

GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41, Tel. 030 - 85 10 21
Postscheckkonto Berlin West 520 50-100
Berliner Bank (BLZ 100 200 00) Kto.-Nr. 0407480700

Angelika und Martin Dietz
c/o United Mission to Nepal
P.O.Box 126
Kathmandu/Nepal

Kathmandu, im Juni 1979

1. Rundbrief

Liebe Freunde!

Heute erreicht Euch unser erster Rundbrief. Wir möchten Euch diese Art von Brief im Abstand von vier bis fünf Monaten schicken. Wir können so mehr Leute erreichen, und er bietet uns mehr Raum, bestimmte Punkte anzuschneiden, als wir es bei einem persönlichen Brief könnten. Wenn bei bestimmten Punkten Interesse für ausführlichere Information besteht, so fragt zurück. Wir senden sie gern, soweit wir können.

Als wir am 16. Januar Deutschland verließen, waren unsere Köpfe voll mit Vorstellungen, Erwartungen und Fragen. Sicher verständlich, wenn so etwas vor einem liegt. Vergleichen wir die inzwischen gesammelten Eindrücke mit unseren Anfangsvorstellungen, so können wir uns dem altbekannten Ausspruch anschliessen: Nepal ist doch ganz anders.

Zur Orientierung möchten wir zunächst einige allgemeine Daten über Nepal geben.



Am Rand des Kathmandu-Tales mit der Himalaya-Kette

Mit seinen 142.000 qkm ist es etwa so gross wie Griechenland. Im Süden, Westen und Osten grenzt es an Indien, im Norden an Tibet. Nepal liegt auf der Breite von Süd-Marokko und Florida. Es hört sich fast kurios an, dass der Mt. Everest wie auch Kathmandu südlich von Delhi liegen. Nepal hat etwa 13 Millionen Einwohner, also etwa ein Fünftel der BRD. Das Wachstum wird bei 2,4 % geschätzt. Die Bevölkerung ist sehr heterogen. Die grösste Gruppe mit ca. 50 % spricht Nepali als ihre Muttersprache. Hierzu gehören die Brahmanen, die im 12. Jh. auf der Flucht vor muslimischen Eroberern nach Nepal kamen. Jene Bewohner, die sich mit den Brahmanen mischten, werden als Chetries bezeichnet. Auch sie sprechen Nepali als Muttersprache. Die Brahmanen bilden die höchste Kaste, die Chetries gehören zur zweithöchsten Kaste. Zur zweitgrössten Sprachgruppe gehören die Leute indischer

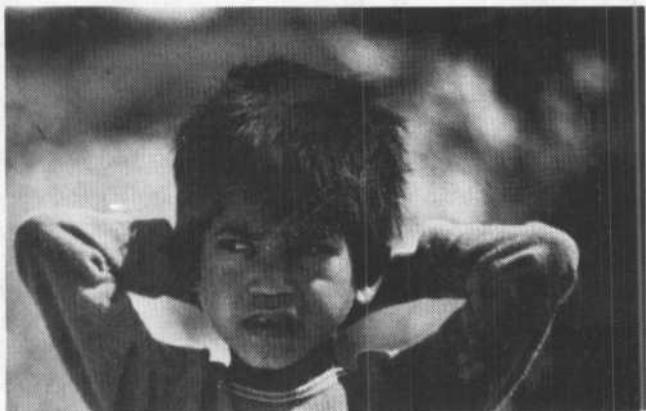
Abstammung, deren Einwanderung vor etwa 200 Jahren begann. Sie wohnen vor allem im Süden des Landes. Die übrigen Gruppen sind tibeto-nepalischer Abstammung und sprechen tibeto-birmanesische Sprachen. Es werden in Nepal mehr als 35 Sprachen gesprochen. Nepal umschliesst in seinen Grenzen eine Fülle von Erscheinungsformen, wie kaum ein anderes Land auf dieser Erde. An die Himalaya-Kette mit dem höchsten Berg der Erde schliesst sich eine Mittelgebirgszone an, die übergeht in die Mahabharat-Kette im Süden, die letzte, grosse Barriere gegen die Terai-Ebene, die ein Teil der Ganges-Ebene Nordindiens ist. Im Terai dehnen sich noch heute grosse Dschungel-Gebiete aus. Angesichts dieser Geographie kann man sich vorstellen, welchen Problemen ein Land wie Nepal gegenübersteht. Die verkehrsmässige Erschliessung gehört zu den grössten Problemen. Dschungelbedeckte Gebiete im Süden, unstabile Hänge im Mittelgebirge und steil zerklüftete Flusstäler machen es dem Menschen schwer, Strassen zu bauen. Zwar treibt man mit grösstem Aufwand den Straßenbau voran, aber noch immer sind weite Teile des Landes nur zu Fuss zu erreichen. Handel und Entwicklung gestalten sich in solchen Gebieten sehr schwer.

Auf unserem Weg nach Kathmandu machten wir einen längeren Halt in Delhi. Hier atmeten wir zum ersten Mal asiatische Luft. Wir besichtigten Delhi und Aggra mit dem weltberühmten Taj Mahal. Schliesslich besuchten wir die "Soja Bean Processing and Research Association" in Barreilly, ca. 200 km östlich von Delhi, wo wir uns mit verschiedenen Fachleuten über die Ernährungssituation und Lebensmittelverarbeitung in Entwicklungsländern unterhalten konnten.

Das hektische Leben Delhis, sein Verkehr, der krasse Gegensatz zwischen Arm und Reich, all' das war anfangs für uns doch ein kleiner Schock. Nach unserer Ankunft in Kathmandu bot sich hier in vieler Hinsicht ein Kontrast zu Delhi. Der Flug führte uns entlang des Himalaya und über die Mahabharat-Kette, deren Berge mit all' ihren Terrassenfeldern uns vorkamen, als wären sie aus Scheiben zusammengesetzt. Schliesslich lag das fruchtbare Tal von Kathmandu, das etwa die Grösse des Bodensees hat, vor uns.

In Kathmandu landeten wir dann erstmal im wohlbehüteten Schoss der United Mission to Nepal (UMN). Wir zogen in eines der beiden Gästehäuser sein, die am Stadtrand Kathmandus liegen. Im folgenden möchten wir die UMN etwas näher beschreiben. Sie setzt sich zur Zeit aus 32 Missionsgesellschaften aus 15 Ländern zusammen. Derzeit sind ca. 250 Mitarbeiter hier tätig. Eine derartige Gemeinschaftsarbeit verschiedener Missionsgesellschaften in einem Land dürfte wohl einmalig sein. Mit der nepalischen Regierung muss

alle fünf Jahre eine neue Übereinkunft getroffen werden, die der Mission für eine weitere halbe Dekade die Arbeit ermöglicht. Nepal ist das einzige Hindu-Königreich der Welt. Das Gesetz verbietet seinen Bewohnern, ihre Religion zu wechseln. Konvertierungen werden mit Gefängnis bis zu sechs Jahren bestraft. Schon aus diesem Grund hat eine Mission im traditionellen Sinn hier keinen Platz. So heisst es in der Verfassung der UMN: "Es ist unsere Aufgabe, den Bewohnern Nepals im Namen von Jesus Christus zu helfen". Helfen heisst hier die Mitarbeit auf dem Gebiet des Gesundheitswesens, Erziehungs-wesens und in der technischen Entwicklung. Falls sich jemand näher für die einzelnen Projekte der UMN interessiert, erhält er auf Anfrage gern ausführlichere Informationen.



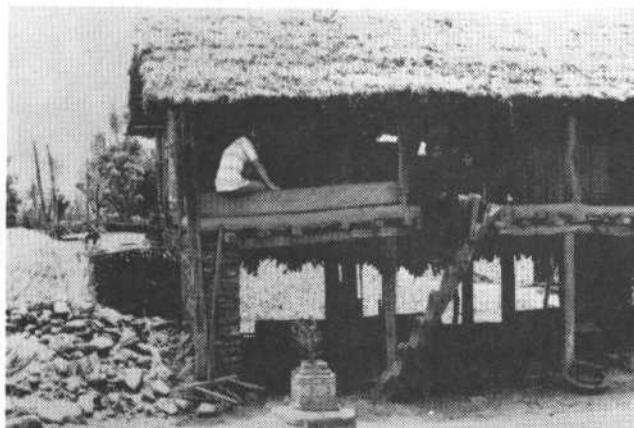
Geschäft in Bhaktapur

Mit uns besuchten 20 neue Mitarbeiter die Sprachschule. Das Zusammenleben war nicht immer gerade einfach. Dies leuchtet ein, wenn man die Verschiedenheit der Leute betrachtet. Man kam aus acht verschiedenen Ländern, die Altersspanne reichte von 24 bis 60 Jahren, und man entstammte den verschiedensten Kirchen: Methodisten, Baptisten, Presbyterianer, Mennoniten, Lutheraner und Katholiken (das war natürlich Angelika). Es entspannten sich manche hitzigen Diskussionen. Trotz allem war die Zeit im Gästehaus für uns wertvoll. Man musste mit den Leuten auskommen und konnte sich vor Konfrontationen nicht davonstehlen. Man hatte viel zu akzeptieren, dem man sonst hätte ausweichen können. So ist es für viele amerikanische und skandinavische Protestanten unvorstellbar, Alkohol zu trinken oder gar zu rauen. Trotzdem schmeckte uns bisher das

Bier ganz ausgezeichnet.

Vor allem an den Wochenenden besuchten wir viele interessante und aufregende Plätze im Kathmandu-Tal. Als Transportmittel dienten unsere Fahrräder, die wir uns bald nach unserer Ankunft kauften. Am bedeutendsten sind wohl die drei alten Königstädte Kathmandu, Patan und Bhaktapur. Es erheben sich dort grosse Tempel und Königspaläste, und man findet eine schier unzählbare Fülle von kleinen Tempeln, Schreinen, kunstvoll geschnitzten Fenstern und Türen. Das Strassenbild wirkte im ersten Moment sehr fremdartig auf uns. Enge, dunkle Gassen, in denen sich ein sehr geschäftiges Leben regt. Ein kleiner Laden reiht sich an den anderen, viele gerade so gross, dass der Verkäufer drin sitzen kann. Dann öffnet sich die Gasse wieder zu einem freien Platz, wo meist ein kleiner Tempel die Passanten zum Putscha, zur Anbetung einlädt. Viele Tempel sind nicht ausschliesslich für Hinduisten oder Buddhisten da, Angehörige beider Religionen verehren im gleichen Tempel ihre Götter. So enthält auch ihre Architektur Stilelemente des Hinduismus und des Buddhismus.

Im Mittelpunkt der vergangenen vier Monate stand das Erlernen der Landessprache Nepali. Anfangs erhob sich ab und zu, wenn auch ganz schüchtern, die Frage, wie wir das jemals lernen sollen. Ein neues Alphabet, viele neue Laute (alleine acht verschiedene "d" und "t") usw. Als wir jedoch nach etwa zwei Wochen die grosse Hemmschwelle des Alphabets überbrückt hatten und lesen und schreiben konnten, verloren die Befürchtungen an Bedeutung. Der Unterricht gestaltete sich sehr intensiv. Jeder Student hatte täglich drei Stunden. In einer Stunde waren wir zu viert, in einer zu zweit und in einer dritten Stunde allein mit dem Lehrer. Zusätzlich arbeiteten wir am Tag einige Stunden mit Tonbändern und einer Arbeitsmappe. Das Wichtigste war natürlich das Praktizieren des Gelernten, das Umsetzen ins Gespräch. Hierzu boten sich viele Gelegenheiten in der Stadt. Der vierwöchige Dorfaufenthalt als Bestandteil des Sprachkurses sollte uns zum Sprechen und zur kulturellen Orientierung besonders viel Raum bieten. Über diese Zeit möchten wir gern etwas ausführlicher berichten.



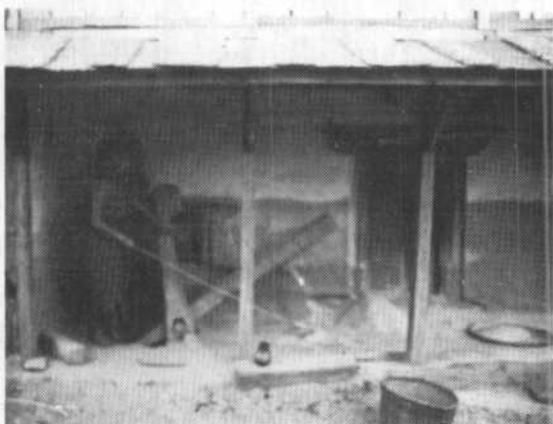
Martin auf dem Balkon vor unserem Zimmer über dem Stall

Grossvater der Familie setzten und mit ihm zu reden begannen, erschien uns wie eine halbe Ewigkeit. Wir verstanden die Neugierde sehr gut, es war aber manchmal nicht ganz leicht, geduldig die vielen Fragen zu beantworten. Viel Interesse erregte jenes blaue Papier (Toilettenpapier) und auch der Zweck der Zahnpaste wurde etwas angezweifelt. Unser tägliches Bad im nahegelegenen Fluss wurde von so manchen Leuten belächelt. Übertreiben muss man es ja wirklich nicht, in der Woche einmal gründlich waschen genügt. Es war zu dieser Zeit sehr heiss, so dass der Fluss uns stets eine Erfrischung brachte. Schon der Name des Dorfes deutet auf das Klima hin: Garambesi heisst in Ne-

Nach sieben Wochen intensiven Sprachtrainings in der Schule waren wir fit für den Aufenthalt im Dorf. Aufgeteilt in zwei Gruppen, bestehend aus jeweils sechs Studenten und zwei Lehrern machten wir uns auf den Weg in zwei Dörfer in den Bergen, etwa 150 km westlich von Kathmandu. Das erste Stück fährt man mit dem Bus, normalerweise sechs Stunden - wir brauchten das Doppelte wegen einer Reifenpanne -; dann läuft man fünf bis sechs Stunden nach Garambesi, dem Dorf, wo wir wohnten, und ca. acht Stunden nach Amp Pipal, dem Dorf der anderen Gruppe. Wir waren in Garambesi die ersten Europäer, die dort für einige Zeit wohnten. Als wir am Haus unserer Familie ankamen, zeigte man uns das Zimmer, einen kleinen Bretterverschlag über dem Kuhstall. Es strömten sofort 30 bis 40 Nachbarn zusammen. Sie beobachteten uns und wir sie. Die Minute, die verging, bis wir die Mauer durchbrachen und uns zum

li "heisse Ebene", in Hindi würde es heissen "zu viel Hitze". Neben den Wanzen, die wir als Dauergäste in unserem Zimmer hatten, belasteten uns die hohen Temperaturen, die wir während des Tages und auch in der Nacht hatten, am meisten. Aus diesem Grund begannen wir am Morgen bereits um 6.30 Uhr mit dem Unterricht und waren meist gegen 9.00 Uhr schon fertig. Während des übrigen Tages hatten wir viel Zeit, uns mit den Leuten zu unterhalten, auf sie einzugehen und uns umzuschauen.

Die Frauen hatten wohl den längsten Tag. Am Morgen gegen 4.00 Uhr, eine Stunde, bevor es langsam hell wurde, gingen sie mit grossen Tonkrügen zum Wasserholen. Als sie nach 1 1/2 Stunden wieder zurückkamen, reinigten sie den Lehmboden im Haus und auf der Veranda unter dem vorspringenden Strohdach mit einem Gemisch aus Kuhmist, Lehm und Wasser (ein gutes Desinfektionsmittel!). Anschliessend begann man mit der Zubereitung der ersten Hauptmahlzeit. Sie setzte sich täglich zusammen aus Dal (Linsen), Bhat (Reis) und Tarkari (Gemüse). Hierzu wurde der Dal jeden Morgen gemahlen und der Reis musste mit dem Dhiki enthüllt und ausgelesen werden (siehe Foto). Diese Arbeit mit dem Dhiki fiel allerdings nicht jeden Morgen an, da man meist gleich für einige Tage enthüllte.



Enthülsen von Reis mit dem Dhiki



Worfeln von Reis

Zwischen 8.00 und 9.00 Uhr assen nacheinander die Familienmitglieder, die Frauen zuletzt. Teller und Töpfe wurden dann an einem bestimmten Platz ausserhalb des Hauses mit Asche, Stroh und Wasser gereinigt. Danach wurde es für die Frauen Zeit, mit der Feldarbeit zu beginnen. Gegen 2.00 Uhr kam eine Frau zum Haus zurück, um für die Männer und Kinder einen Imbiss zuzubereiten: Puffreis, Fladen aus Reis- und Weizenmehl oder gekochten Mais und alles immer mit einer kleinen Portion sehr scharfen Gemüses (ähnlich unseren Mixed Pickles, nur viel schärfer). Waren alle gesättigt, war es schon wieder Zeit zum Wasserholen. Gegen 18.00 Uhr begann man wieder, Dal-Bhat zu kochen, und man ass gegen 19.30 Uhr. Waren die letzten Arbeiten beendet, unterhielt man sich noch etwas und legte sich anschliessend schlafen.

Zu den Hauptaufgaben der Männer gehörte die Feldarbeit und das Versorgen der Tiere. In der ersten Zeit unseres Aufenthaltes pflügten sie die abgeernteten Weizenfelder um und säten Reis. Wegen der anhaltenden Trockenheit gibt es auf den Feldern dann nur noch wenig zu tun. So verbrachten die Männer oft ihre Zeit mit Diskussionen und Kartenspiel im Teeladen, einige flochten Hüte aus Bambus oder gingen Fische fangen.

Zu der Grossfamilie, in der wir lebten, gehörten die Grosseltern mit ihren drei Söhnen, von denen zwei verheiratet waren. Der Älteste hatte drei Kinder im Alter von 10 Monaten bis sieben Jahren. Die Frau des Zweitältesten erwartete ihr erstes Kind. Der jüngste Sohn, Schulleiter der Mittelschule, war noch ledig. Seit einiger Zeit

wohnte dort auch noch die 15jährige Nichte der Grossmutter, da von ihrem Zuhause der Weg zur nächsten höheren Schule zu weit war. Dennoch musste sie täglich 1 1/2 Stunde zur Schule laufen. Früh holte sie mit den anderen Frauen Wasser, lernte noch etwas und ging nach dem Essen zur Schule.

Man lebte zusammen auf sehr engem Raum, praktisch ohne jegliche Privatsphäre. Jedes Ehepaar hatte nur eine kleine Kammer, in der einige Reisstrohmatten zum Schlafen lagen und eine Kiste mit den wenigen persönlichen Utensilien stand.



Tochter des ältesten Sohnes

Niveau assen. Diese Regeln sind religiösen Ursprungs und wurden in dieser Familie noch fest eingehalten. Die kleinen Kinder sassen zum Essen auf der Veranda. Auch die Angehörigen niedriger Kasten müssen ausserhalb des Hauses essen. Höchstens zwei, drei Leute essen zur gleichen Zeit in der Küche und das in einer für uns kaum nachahmbaren Geschwindigkeit. Es wird dabei kaum ein Wort gewechselt. Während der Menstruation dürfen die Frauen bei Essensvorbereitungen nicht mitarbeiten, da sie in dieser Zeit als unrein gelten. In diesen drei Tagen dürfen sie auch kein Wasser holen und müssen ausserhalb des Hauses essen. Die Frau in der Stadt hat in dieser Phase die Möglichkeit sich auszuruhen. Die Frau auf dem Land hingegen muss weiterhin auf dem Feld arbeiten und den Boden putzen.

Die beschriebenen Verhaltensweisen gelten nicht für ganz Nepal. Die meisten findet man nur in Familien der Brahmanenkaste, manche Sitten unterscheiden sich auch innerhalb der Kaste von Ort zu Ort.

In Garambesi gab es jetzt in der Trockenzeit als Gemüse meist nur Kartoffeln. In unserer Familie mussten diese ebenso wie der Reis gekauft werden, denn der auf den eigenen Feldern angebaute Reis war bereits aufgebraucht. Die Familie ist einfach zu gross geworden, um von den 2 ha Land ihren Bedarf an Grundnahrungsmitteln zu decken. Fleisch gibt es nur selten, vielleicht alle zwei Monate einmal. Doch kann mit dem Angebot an pflanzlichen Proteinen aus Reis, Kartoffeln und Linsen der Eiweissbedarf gedeckt werden. Ein grosses Problem in unserer Familie, wie auch bei anderen Dorfbewohnern, war die Versorgung mit grünen Gemüsen. Der daraus entspringende Mangel an Vitamin A zeigte sich sehr deutlich im Auftreten von Sehschwächen und Nachtblindheit bei jungen Leuten und der Erblindung eines oder beider Augen bei älteren Leuten.



Pflügen und Säen

Die im Dorf noch vorhandene Gesellschaftsstruktur beruht auf Gegenseitigkeit. Wenn überhaupt, so ist es für den Einzelnen nur mit Sanktionen verbunden möglich, aus dem Gefüge auszubrechen. Es fällt nun nicht schwer, sich vorzustellen, wie eine Familie in eine Aussenseiterstellung gerät, wenn sie zum Christentum konvertiert, vom Einzelnen ganz zu schweigen. Ein kurzes Beispiel soll dies verdeutlichen. Während unseres Aufenthaltes baten die Leute nach einer langen Trockenzeit ihren Gott Shiva um Regen. Hierzu mussten 150.000 Blätter eines bestimmten Baumes gesammelt werden. Sie wurden gebündelt und anschliessend, verbunden mit einem Zeremoniell, in den Fluss geworfen. Da jeder Regen benötigte, wurde es auch von jeder Familie erwartet, dass sie mithilft. Für die einzige im Ort lebende christliche Familie war dies eine der Konfliktsituatien.

Rückblickend sind wir sehr froh über die Erfahrung, die wir in Garambesi machen konnten. Wir konnten erleben (und nicht nur von anderen Leuten hören), was es bedeutet, unter diesen Bedingungen leben, wohnen und arbeiten zu müssen. Es wird uns sicher eine wertvolle Hilfe beim Beginn unserer Arbeit sein.

Trifft man sich irgendwo unterwegs in Nepal, so begrüsst man sich häufig mit der Frage: Woher kommst Du, wohin gehst Du? Den ersten Teil der Frage haben wir Euch beantwortet, nun noch einige Zeilen zum zweiten Teil.

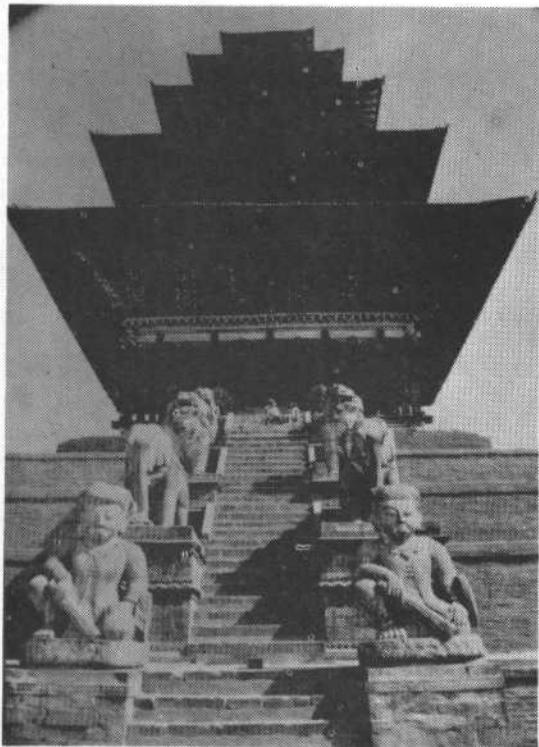
In der kommenden Woche ziehen wir in unsere Wohnung. Sie liegt in einem Dorf namens Lubhu am Rande des Kathmandu-Tales. In den ersten fünf bis sechs Monaten arbeiten wir im Community Health Project der UMN. Da die Gesundheit aufs engste verbunden ist mit den vorhandenen Nahrungsmitteln und den Ernährungsgewohnheiten, findet dieses Gebiet einen breiten Raum in einem solchen Projekt. Es arbeiten bereits einige erfahrene Leute in diesem Projekt, und wir hoffen, dass es ein gegenseitiger Austausch von Kenntnissen und Erfahrungen wird, vor allem auch bei der Zusammenarbeit mit Nepalern. Martin wird mit Farmern bei verschiedenen Problemen der Nahrungsmittellagerung und -verarbeitung arbeiten. Es geht vor allem um Getreidelagerung, denn ca. 30 % der Ernte gehen jährlich durch Schädlingsbefall verloren. Das eigentliche Projekt,

Ein anderes, grosses Problem im Ort war die Versorgung mit Trinkwasser. In der Trockenzeit geben die Quellen nur noch spärlich Wasser, so dass die Frauen zu weiter entfernten Quellen gehen mussten. Früh und abends waren sie mindestens 1 1/2 Stunden unterwegs. In der Regenzeit geben die Quellen zwar viel Wasser, da sie aber schlecht gefasst sind, ist es sehr schmutzig. Die Leute wissen sehr wohl, dass das verunreinigte Wasser Krankheiten hervorruft. Es fehlt aber an qualifizierten Arbeitskräften und vor allem an Geld von der Regierung, das Wassersystem zu verbessern.

Mit der Schulerziehung erhalten Jugendliche auch häufig eine kritische Einstellung gegenüber traditionellen Praktiken. Der jüngste Sohn unserer Familie war, wie bereits erwähnt, Rektor der Mittelschule. Trotz grösster Aversionen wird auch er sich der Tradition beugen müssen, dass seine Eltern ihm eine Frau suchen werden.



Angelika und der älteste Sohn unter
einem Pipal-Baum. Die Luftwurzeln wachsen
zu neuen Stämmen heran und stützen die Äste



Hinduister Tempel

in dem wir Ende dieses Jahres mit der Arbeit beginnen, steht noch nicht fest. Zwei Projekte werden diskutiert. Sie sind beide neu und die Verhandlungen mit der Regierung sind bei dem einen noch nicht abgeschlossen. Die endgültige Entscheidung wird wohl in den nächsten Wochen fallen. Den Inhalt unserer Arbeit werden wir im nächsten Rundbrief näher beschreiben können.

Soweit für heute. Auf eine Antwort würden wir uns freuen,

mit herzlichen Grüßen

Angelika und Martin



Buddhistischer Tempel (Stupa)

Jahresbericht 1979 von Else Furthmüller in Amp Pipal/Nepal

Ich begann Mitte Dezember 1978 mit dem Unterricht an der Schule, direkt nach dem Sprach-Kurs, und übernahm die Stunden von Jean Baird. Nach meinem Gefühl war das keine leichte Aufgabe. Der Schulleiter war nicht sehr glücklich, denn ich konnte zunächst nicht so viele Stunden geben wie Jean. Mein Nepali war auch alles andere als gut. Beim Blick in die Schulbücher bekam ich Herzklagen. Wie in aller Welt sollte ich es schaffen zu unterrichten, fragte ich mich.

Aber mit Hilfe der Schüler, die sehr geduldig mit mir waren, und des ausgezeichneten nepalesischen Sprachlehrers hier in Amp Pipal wurde ich schnell besser. Trotzdem mußte ich noch immer bis Mitternacht sitzen, um meine Stunden vorzubereiten.

Mit dem Schulleiter sind wir 20 Lehrer an der Schule. Außer mir ist nur noch eine Lehrerin dabei. Ich unterrichtete 5 Stunden in Klasse 5, 4 Stunden in Klasse 6 und 5 Stunden in Klasse 8 pro Woche. Täglich nahm ich zwei Sprachstunden. Nach den Sommerferien übernahm ich noch Klasse 9 mit 5 Wochenstunden.

In der 5. Klasse saßen 72 Schüler, darunter 8 Mädchen. In der 6. Klasse hatte ich 44 Schüler, darunter ebenfalls 8 Mädchen. In der 8. Klasse waren 27 Jungen und 1 Mädchen, in der 9. Klasse 26 Jungen und 1 Mädchen.

Else Furthmüller

An der Schule haben wir keinen speziellen Naturkunderaum. Und was teure Chemikalien betrifft, können wir auch etwas zeigen oder Experimente machen. Im übrigen benutze ich Materialien, die am Ort vorkommen und stelle einfache Geräte selbst her. Ich versuche es, so gut ich kann. Der Naturkunde-Etat der Schule für das Schuljahr betrug 100 Rupien (DM 15,-).

Mit den Mädchen trainierte ich auch in Sport für den Birendra-Schild. Außerdem kamen dreimal wöchentlich einige Mädchen der 7. Klasse morgens vor dem Unterricht zu einer Englischstunde, und freitags kamen etwa 6 Mädchen

zum Stricken in mein Haus.

Am Anfang des Jahres fingen wir an, einen Graben für eine Wasserleitung zur Schule zu graben. Im November hatten wir es mit Hilfe von Walton Mc.Callin geschafft.

Noch immer haben wir keine Toiletten an der Schule, und die drei zusätzlichen Räume, mit deren Bau im letzten Dezember begonnen wurde, sind nach einem Jahr auch noch nicht fertig. Die Toiletten und diese drei Klassenräume gehörten zu den Forderungen der Schüler bei ihrem letzten Streik.

Vor den Sommerferien hatten wir keine Unruhen oder Streiks. Das fing erst im September an. Als ich im Juli/August nicht da war, fingen Schüler der 10. Klasse mit Aktionen gegen die nepalesischen Christen an. Dann begannen die Unruhen plötzlich an der Schule, angeführt von den Schülern der 10. Klasse. Aber nachdem diese abgegangen waren, machten die 9., 8. und 7. Klasse weiter. Dadurch war die Situation am Ende des Schuljahres wirklich schlimm. Einige der Lehrer hatten wirklich Angst, denn die Schüler bedrohten sie.

Gegen mich als Ausländerin haben sie noch nichts unternommen, aber sie nannten die Namen einiger nepalesischer Lehrer und verlangten, daß diese von der Schule entlassen würden oder bestimmte Fächer nicht mehr unterrichteten. Ich weiß nicht, wie das im nächsten Schuljahr weitergehen soll, aber ich erwarte für die Zukunft mehr Unruhen.

Durch die Schüler bekam ich leicht Kontakt zu den Menschen hier, und bald grüßten mich fast alle: Namastee, guruaama. Ich wurde in die Häuser von Schülern und Lehrern eingeladen und lernte schnell die Sitten der Menschen in dieser Gegend kennen.

Auch die Beziehungen zu meinen Kollegen verbesserte sich schneller, als ich anfangs erwartet hatte. Es herrscht jetzt eine warme und freundliche Atmosphäre. Besonders unter uns Naturkundelehrern haben wir eine gute Zusammenarbeit, und wir helfen einander, so gut wir können.

Natürlich kommen Schüler zu mir nach Hause und wollen arbeiten oder Hilfe beim Aufbringen des Schulgeldes. Sie fragen auch nach Medikamenten, Bucheinbänden usw. Andere Dorfbewohner, die mich kennen, kommen auch mit verschiedenen Wünschen, besonders nach Krediten. Am Anfang war es nicht leicht für mich, mich bei alledem richtig zu verhalten (und es ist noch immer nicht leicht), denn ganz schnell kann man einen Fehler machen, der nicht wieder gutzumachen ist.

Aber oft bringen mir die Dorfbewohner auch etwas, zum Beispiel Eier, Gemüse, Früchte, Gebäck. Wir arbeiten gut zusammen beim Austausch von Gemüse, Setzlingen aus meinem Garten usw.

Alles in allem fühle ich mich also an der Schule und in der Dorfgemeinschaft angenommen. Und trotz der Unruhen in den letzten Monaten freue ich mich hier zu sein.

GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41, Tel. 030 - 85 10 21
Postscheckkonto Berlin West 520 50-100
Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 200 00, Kto.-Nr. 0407480700

Jahresbericht 1980

Von Else Furthmüller, Lehrerin für Naturwissenschaften an der Janata-Oberschule in Amp Pipal, Gorkha-Distrikt, Nepal

I. Einige Daten über die Schule:

Schülerzahl: Knapp 800 Schüler besuchten 1980 die Schule. Die Zahl der Mädchen in den oberen Klassen ist immer noch verschwindend klein.

Lehrer: Zusammen mit dem Rektor unterrichteten 22 Lehrer an der Schule. Zwei nepalesische Kolleginnen unterrichten an der Grundschule. Außer mir war noch ein Ausländer (jedoch nicht von der UMN) als Lehrer an der Schule tätig.

Klassenräume: Die neuen Klassenräume wurden nach 1 1/2 jähriger Bauzeit endlich fertig. So standen für die Mittel- und Oberstufe (Klassen 6 - 10) 4 neue Räume zur Verfügung. Klasse 6 (70 Schüler) konnte dann zweizügig geführt werden; jedoch nicht die 8. Klasse (60 Schüler), weil wir keinen Lehrer bekamen.
Zu einem Fachraum für Naturwissenschaften hat es leider immer noch nicht gereicht.

II. Kurze Zusammenfassung über den Verlauf des Schuljahres:

Januar: Das Schuljahr begann ruhig ohne Streiks. Plötzlich tauchten Gerüchte auf, daß der Rektor versetzt werde wegen der Unruhen im vergangenen Jahr 1979.

Wenige Tage später war der neue Rektor dann schon da. Er ist sehr jung (26 Jahre), und es ist sein erster Posten als Rektor. Er stammt aus dieser Gegend und hat zudem recht guten Kontakt zum Distrikt-Schulamt in Gorkha. Mit ihm kam wieder ein Lehrer zurück, der zuvor versetzt worden war. Eine der Streikforderungen unserer Schüler war gewesen, daß dieser Lehrer zurückkommen müßte.

Der neue Rektor war voller Schwung und guter Vorsätze. In den ersten Wochen herrschte auch Disziplin an der Schule.

Ende Januar gab es einen Ministreik, um den Rektor daran zu erinnern, daß immer noch 2 Lehrer an der Schule waren, die den Schülern nicht paßten. Die zwei Lehrer wurden kurz darauf versetzt.

Februar: Unser Jahressportfest und das jährliche "Kulturelle Programm" mit Aufführung, Elterntag und Ausstellung fanden statt. Am Demokratietag jedoch fand kein spezielles Programm statt, was die Jahre zuvor der Fall gewesen war. Am Finale des Sportfestes kam es auch zu einem kleinen Zwischenfall. Die Schüler ruinerten einige Tische und Bänke, weil nicht alles nach ihren Vorstellungen verlief.

März: Anfang März fand die Vierteljahrs-Prüfung statt. Die Prüfung lief gut. Die Schüler schrieben nicht zu sehr ab, und auch die Lehrer hielten sich an die Regeln, was sie nicht immer bei den vorherigen Prüfungen taten. Während der Prüfung kam es zu einem Zwischenfall im Krankenhaus, wegen eines Krankenhausangestellten, der Christ ist. Unsere Schüler beteiligten



Gespräch mit Schülern auf dem Schulhof



Mein Lehrmittelschrank in der Schule

sich natürlich auch daran und verursachten viel Unruhe. Ab Mitte März streikten die Lehrer. Dieser Streik war landesweit. Die Lehrer forderten u.a. gleiche Behandlung aller Staatsbediensteten; Angleichung der Gehälter für Grund- und Mittelschullehrer an die der Oberschullehrer; Recht auf Gründung einer Gewerkschaft; Pension; bessere Ausbildung und Fortbildung usw.

April:

Mit Beginn der Schule nach dem Lehrerstreik kam es auch gleich wieder zu Unruhen unter den Schülern. Privatstreitereien wurden in die Schule gebracht. Oder um Privatstreitereien zu lösen, hetzten einige Schüler den Rest der Schüler auf, und eines Tages rannten die oberen Klassen einfach weg, um einen Mann im Dorf zu verschlagen, was ihnen dann jedoch nicht gelang. Auch waren die wenigsten Schüler tatsächlich mitgegangen. Sie hatten sich irgendwo versteckt. Und als die Anführer weg waren, kamen sie wieder hervor und hingen in der Schule herum.

4 neue Klassenräume wurden fertig und die Klassen 6 und 9 konnten dort einziehen. Zudem konnte die 6. Klasse endlich zweizügig geführt werden.

Mai:

Die im Mai 1979 angekündigte Volksabstimmung fand am 2. Mai statt. Da die Schule Wahlzentrum war, gab es einige Tage schulfrei. Die Schüler verhielten sich sehr ruhig und es kam zu keinen Zwischenfällen während der Wahl. Nach der Wahl war das einzige Thema, wer wird gewinnen, die Königstreuen oder die Mehrparteien-Vertreter? Unsere Schüler und der Großteil der Lehrer sind für das Mehrparteiensystem.

Mitte Mai gab es wieder Streik. Es ging gegen einen Lehrer, der beim Lehrerrat eine Aussage über einen Schüler gemacht hatte, die von den Schülern belauscht worden war. Am folgenden Tag kamen die Schüler mit Stöcken zur Schule und wollten den Lehrer verschlagen, obwohl er sich entschuldigt hatte. Sie warfen Steine und stürmten das Lehrerzimmer, wo wir Lehrer uns aufhielten. Wir übrigen Lehrer waren hilflos und konnten nicht viel unternehmen. Erst herbeieilende Dörfler konnten die Schüler zur Ruhe bringen.

Danach waren die Schüler wie Lämmer. Ich konnte sogar eine angekündigte Arbeit schreiben lassen.

Das nächste Ziel der Schüler waren dann die Ladenbesitzer im Dorf. Die Schüler bestürmten die Läden und richteten großen Sachschaden an. Grund: die Ladenbesitzer verkauften die Waren mit zu hohem Profit. Daraufhin gingen die Ladenbesitzer mit dem Pradhan Pancha (Bürgermeister) nach Gorkha, der Distrikthauptstadt, um den Distriktvorsteher zu sprechen. Der Distriktvorsteher kam daraufhin nach Amp Pipal und sprach mit der Bevölkerung, dem Krankenhauspersonal und den Lehrern. Er konnte immerhin das Problem mit den Lehrern klären. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Schülerstreiks durch Lehrer hervorgerufen wurden.

Juni:

Die Halbjahresprüfung war eine reine Farce. Die Schüler schrieben ab und wurden recht frech, wenn man es ihnen verbieten wollte. Ich zog den Zorn und die Verachtung eines Zehntklässlers auf mich, als ich einen Spickzettel wegnehmen wollte. Es gab eine Unruhe für 10 Minuten, danach lief die Prüfung wieder weiter.

- August: Nach den großen Ferien waren die Schüler sehr eifrig beim Lernen. Ich bekam Typhus und konnte den ganzen Monat nicht zur Schule.
- September: Die 10. Klasse hat vor und nach der Schule Extraunterricht, weil sie sonst den Stoff nicht durchgebracht hätten. Deshalb wohnten sie alle im Internat der Schule. Die Zulassungsarbeit zur Abschlußprüfung bestanden dann alle Schüler der 10. Klasse.
- Oktober: Das Distriktsportfest findet nun endlich statt. Es war im Frühjahr wegen des Lehrerstreiks verschoben worden.
- November: Das Programm für den Geburtstag der Königin war eine sehr magere Vorstellung von seiten der Schüler und der Lehrer. Die Abschlußprüfung war das Schlimmste, was ich je erlebte, seit ich an der Schule bin. Das Abschreiben war ein richtiger Sport geworden, und die Lehrer waren hilflos. Bei der Versetzung wurde diesmal jedoch strenger durchgegriffen als in den vorigen Jahren, und trotz der Abschreiberei fielen eine ganze Menge durch.

III. Meine persönliche Situation:

Ich unterrichtete in den Klassen 6, 7, 8 und 9. Der Stoff der 7. Klasse und der größte Teil des Stoffes der 9. Klasse waren ganz neu für mich. Neben der Schule hatte ich weiterhin Nachhilfe in Englisch für Mädchen der 7. Klasse und einmal pro Woche Strickunterricht für Mädchen, die sich dafür interessierten. Die 8. Klasse kannte ich noch nicht, und am Anfang hatte ich Schwierigkeiten, mit der Klasse zurechtzukommen. Oft fühlte ich mich unfähig, die 60 Schüler zu handhaben und mit ihnen in Kontakt zu kommen.

Der Altersunterschied und die Entwicklungsunterschiede waren recht groß in dieser Klasse, und die große Masse ersticke jegliche Aktivität unter den Schülern. Es beruhigte mich zu hören, daß auch meine Kollegen ihre Schwierigkeiten mit dieser Klasse hatten. Nach einigen Monaten, als ich alle Schüler kannte, ging es dann auf einmal viel besser, und es machte mir direkt Spraß, in dieser Klasse zu unterrichten.

Wie schon weiter oben erwähnt, waren die Prüfungszeiten die schlimmsten Zeiten für mich. Das Prüfungssystem finde ich sowieso irrsinnig. Neben 4 Kurztests, die der Klassenlehrer nach Belieben schreiben lassen kann, findet nach 3, nach 6 und nach 12 Monaten immer eine Prüfung statt. Das heißt, daß alle Schüler der 4. bis 10. Klasse 10 bis 12 Tage hintereinander Prüfungen haben, je nach Anzahl der Fächer. Dadurch wird Abschreiben ja direkt hervorgerufen, denn nach einer Woche sind die Schüler nicht mehr fähig, zu lernen und aufzunehmen. Zudem schafft diese Situation ein richtiggehendes Feindverhältnis zwischen Lehrer und Schüler. Zwischen den Prüfungen bleibt kaum Zeit zum Unterrichten.

Trotz der vielen Abschreibereien hatten wir eine große Durchfallquote. Der Rektor war über den Standard der Schule beunruhigt, und in der 5. und 6. Klasse fielen auch viele Schüler in Nepali und Sozialkunde durch, nicht nur in den Fächern Englisch und Naturkunde. In der 6. Klasse fielen von 70 Schülern 33 durch, in der 7. Klasse 7 von 50, in der 8. Klasse 12 von 60 und in der 9. Klasse 4 von 30. Daß niemand in der Zulassungsprüfung der 10. Klasse durchfiel, fand ich sehr erstaunlich. Aber da ich in der 10. Klasse nicht unterrichtete, kümmerte ich mich nicht weiter darum.

Was die Sprache betraf, ging das zweite Jahr viel leichter als das erste. Ich war viel freier und konnte auch auf die Fragen der Schüler eingehen, weil ich sie nun verstand, was im ersten Jahr nicht immer der Fall war. Ein Lehrer-Schüler-Gespräch zu führen, war jedoch nicht leicht, da die Schüler zu sehr auf

den Vortragsstil eingefahren sind: Der Lehrer redet ununterbrochen 25 Minuten, gibt dann den Schülern eine Aufgabe zu lösen und verläßt die Klasse. Zudem sind die Schulbücher wie "Bibeln". Was darin steht, ist die absolute Wahrheit, und der Lehrer hat genau das zu unterrichten. Wehe er wagt, davon abzugehen. Dann ist das zwar nett und schön, aber das ist dann nicht Unterricht, sondern "Schwätzen".

Nachdem die 6. Klasse geteilt war, war es eine helle Freude zu unterrichten. Ich konnte viele Experimente zeigen und auch Schülerexperimente durchführen lassen. Klasse 8 war zu groß, als daß ich die Schüler hätte etwas selber machen lassen können. Die Geräte reichten bei weitem nicht.

Der Stoff der Klasse 9 ist erstens viel zu viel, um in einem Schuljahr durchzukommen, zweitens auch zu hoch, als daß es die Schüler verstehen könnten.

Neben dem Unterrichten, Unterricht-Vorbereiten, Hausaufgaben und Arbeiten korrigieren und Nepali-Lernen blieb mir nicht viel Zeit, um Lehrmaterialien wie Poster usw. zu machen. Ich hatte meine Mühe, die Ratten von meinem Lehrmittelschrank fernzuhalten. Seit ich an der Schule bin, versuche ich, einen Fachraum zu bekommen, weil ich die Sachen 300 m weit tragen muß. Dadurch geht viel Zeit verloren. Ich kann auch nie etwas im Voraus einrichten. Aber bis jetzt warte ich noch immer darauf, und ich habe die Hoffnung schon fast aufgegeben.

Im ersten Halbjahr hatten wir ja viele Streiks, und die Schüler hatten dann alles bekommen, was sie wollten. Im 2. Halbjahr wurden sie dann recht frech in den Klassen. Sie versuchten, mich zu verunsichern, kritisierten an meiner Aussprache und an meiner Schrift herum. Dann weigerten sie sich, meinen Anweisungen zu folgen usw. Zu Beginn war ich sehr verunsichert. Als ich sie dann durchschaute, kontrakte ich so gut ich konnte, und das half. Mit meinen Nepalikollegen verfuhrten sie nicht anders, mit ihnen sprachen sie oft sehr herablassend.

Außerhalb der Schule waren die Schüler aber total anders. Sie waren freundlich, zuvorkommend und gerade so, wie junge Leute in ihrem Alter sonst sind. Sie wollten nicht mehr Erwachsene spielen, die alles besser wissen.

IV. Ursache der Unruhen an der Schule

1959 hatten die ersten direkten und allgemeinen Wahlen in Nepal stattgefunden. Die Nepal Congress Party (Tochterpartei der Indischen Congress Party) gewann, und Koirala wurde Premierminister. Schon im Dezember 1960 jedoch löste König Mahendra das Parlament auf und übernahm die Regierungsgewalt selbst. 1962 führte der König das Panchayatsystem (parteilose Demokratie) ein. Damit war auch ein Verbot sämtlicher Parteien verbunden, wie Nepal Congress Party, Nepal Communist Party (pekingfreundlich) usw.

Königsgegner versuchten (meist vom Exil her), das Panchayatsystem zu bekämpfen.

Die Opposition wurde immer stärker. Der König versprach auch Demokratisierungsmaßnahmen, die jedoch letztlich ausblieben. 1979 kam es zu Studentenrevolten in Kathmandu und auch im Terai, wobei es eine Anzahl Tote gab. König Birendra versprach dann am 24.5.79, innerhalb eines Jahres ein Referendum (Volksabstimmung) abzuhalten. Damit sollte die Bevölkerung die Möglichkeit erhalten, über das politische System in Nepal abzustimmen, als Panchayatsystem oder Mehrparteiensystem. Bis zur Volksabstimmung am 2.5.80 kamen dann viele politische Gruppierungen an die Öffentlichkeit und hielten Veranstaltungen. Die Lehrer unserer Schule orientierten sich vorwiegend in der Nepal Communist Party und der Nepal Congress Party. Der Großteil der Schüler war von der Nepal Communist Party beeinflußt worden, manche schienen eine Art Gehirnwäsche erhalten zu haben. Nach den Sommerferien 79 fingen dann bei uns an der Schule die Streiks an gegen Lehrer, gegen nepalesische Christen, gegen die schlechten Verhältnisse an der Schule, gegen die hohen Preise in den Dorfläden. Die Vertreter des Mehrparteiensystems bekämpften sich gegenseitig (Congress gegen Kommunisten), und oft waren die

Streikgründe auch an den Haaren herbeigezogen.

Das Referendum kam und mit 54 % zu 45 % siegten der König und das Panchayat-system. Ein sehr knappes Wahlergebnis, und es war zu erwarten, daß die unterlegenen 45 % nicht einfach stillhalten würden.

An der Schule herrschten zeitweise anarchische Zustände. Die Lehrer hatten Angst vor den Schülern, man mußte aufpassen, was man sagte, oder mit welchen Lehrern man sich unterhielt. Es konnte ja immer sein, daß man irgendwo belauscht wurde und dann Bericht erstattet werden würde. Die Lehrer mußten tun, was die Schüler verlangten. Paßte ein Lehrer den Schülern nicht ins politische Konzept, dann wurde er aus der Schule hinausgekettet.

Meiner Meinung nach wurden die Schüler von den politischen Führern mißbraucht, um Unruhe zu stiften und Druck auf die Bevölkerung und die Regierung auszuüben. Alles waren angelernte Parolen und Schwarz-Weiß-Malerei. Sobald man hinterfragte, mußten sie passen.

Die Schüler und ein Teil des Krankenhauspersonals arbeiteten eng zusammen, und nicht nur einmal stürmten die Schüler zum Krankenhaus, um Druck auf die United Mission auszuüben.

Für mich persönlich war es nicht leicht, mich aus der Politik herauszuhalten. Denn irgendwann sieht man ja auch die Probleme und möchte helfen, eine Veränderung herbeizuführen. Aber als Gast des Landes und laut den Vereinbarungen, die die UMN mit der Regierung hat, mußte ich mich heraushalten, so schwer es auch manchmal war.

V. Anmerkungen zu meiner Tätigkeit als Lehrerin in Nepal

Nachdem ich 2 Jahre an der Schule in Amp Pipal unterrichtet habe, wäre wohl die Frage zu stellen, welchen spezifischen Beitrag ich zur Entwicklung des Landes beisteuern kann.

Die UMN hat mit dem Oberschulamt in Gorkha eine Vereinbarung getroffen, an verschiedenen Schulen im Distrikt qualifizierte Lehrer für Naturwissenschaften, Mathematik und Englisch zu entsenden. Deren Aufgabe ist es, mit den gegebenen Mitteln und Möglichkeiten an der Schule zu unterrichten, mit nepalesischen Kollegen zusammenzuarbeiten, weiterhin Anschauungsmaterialien herzustellen, den Kollegen bei der Vorbereitung von Versuchen zu helfen usw.

Zudem erhofft sich die UMN viel von einer "christlichen Präsenz" an der Schule.

Jeder UMN Lehrer heißt für die Schule zunächst eine freie Arbeitskraft, denn wir werden ja nicht vom Schulbudget bezahlt. Je mehr UMN Lehrer an einer Schule, umso besser für die finanzielle Lage der Schule. Zusätzlich erhofft sich die Schule dadurch, leichter finanzielle Hilfe durch die UMN zu bekommen. Aber natürlich auch wird qualifizierter Unterricht erwartet, um den Stand der Schule anzuheben. Das ist recht und gut, denn in den oben genannten Fächern fehlt es immer noch an Lehrkräften in Nepal, obwohl es in den letzten Jahren schon besser wurde.

Gut finde ich, daß ich als normale Lehrkraft unter einem nepalesischen Rektor arbeite und nicht an irgendwelchen einflußreichen Stellen in der Verwaltung sitze. Damit aber muß ich mich an den Lehrplan und die Lehrbücher halten und an das System anpassen. Das heißt u.a.: Das jeweilige Kursbuch muß im Schuljahr durchgearbeitet werden, speziell in Klasse 7 und 10, die am Jahresende zentral gestellte Prüfungen haben.

Der Stoff ist im großen und ganzen derselbe wie in westlichen Erziehungssystemen. Z.B. Themen in der 9. Klasse: Entstehung des Planetensystems; Elektrizität (in Amp Pipal gibt es keinen Strom); System der Tiere und Pflanzen samt Bauplänen von Seegigeln, Polypen, Schwämmen usw.; Optik; Newtonsche Gesetze;

Gase. Die mehr relevanten ökologischen Themen kommen zu kurz, werden als unwichtig betrachtet und fallen oft unter den Tisch. In der Praxis sieht es so aus, daß man am Schuljahrbeginn mit Kapitel I beginnt und dann den Stoff, bzw. das Buch, durchzieht - notfalls auch ohne daß es die Schüler verstanden haben. Dem Großteil der Schüler geht es auch nicht ums Verstehen, sondern durchzukommen, um am Ende der Schulzeit ein Zeugnis in der Hand zu haben, das ausweist, daß man "gebildet" ist. Deshalb auch die Abschreibereien in den Prüfungen. Nicht-Sitzenbleiben-Wollen ist um so verständlicher, wenn man bedenkt, daß man hier noch Schulgeld bezahlen muß, was bei mehreren Kindern recht teuer werden kann. Wegen des Schulgeldes und der nicht bestehenden Schulpflicht kommen insgesamt nur wenige Schüler in die oberen Klassen. Vor allem die Mädchen sind die Leidtragenden. Sie müssen zuerst zu Hause bleiben und bei der Feldarbeit mit-helfen, damit der Sohn weiterlernen kann.

Unterrichtet man also als Lehrer an einer Schule, hilft man letztlich nicht den Bedürftigsten und den wirklich Armen im Land, sondern der Mittel- und Oberschicht.

Es stellt sich die Frage, inwieweit ein westliches Schulsystem den Bedürfnissen Nepals gerecht wird oder je werden kann. Dann sollten wir uns überlegen, welche Schwerpunkte wir setzen, wenn wir als ausländische Fachkräfte einen Beitrag leisten wollen.

Wäre es z.B. nicht sinnvoller, durch Stipendien interessierten Nepalern ein Studium in Naturwissenschaften zu ermöglichen? Viel zu wenig wurde bisher auch der Schwerpunkt auf die "nichtformale" (außerschulische) Erziehung gelegt. Es wird kaum etwas angeboten, noch gibt es geeignete Materialien dazu. Wichtige Bezugsguppen wären die Frauen und Mädchen, sowie die Schulaussteiger. Die Frauen haben, soweit ich das gesehen habe, die größere Verantwortung in der Erziehung, denn oft kommt es vor, daß der Vater in der Stadt oder im Ausland das Geld verdient, und die Frau die Landwirtschaft und die Erziehung der Kinder allein bewerkstelligen muß. Die Schüler, die nur wenige Jahre zur Schule gehen können, vergessen das Gelernte schnell wieder, weil sie kaum Möglichkeit haben, das Gelernte anzuwenden, und sind dann um so mehr frustriert.

Meiner Ansicht nach sollten im Erziehungsbereich und den Richtlinien der UMN folgende Schwerpunkte gesetzt werden:

Mithilfe in der Lehrplanentwicklung - Herstellung von Lehrmaterialien und Lehrbüchern - Lehrerausbildung und Lehrerfortbildung - und außerschulische Erziehung in Zusammenarbeit mit den Dorfgesundheitsprogrammen. Dagegen sollte der Einsatz von Lehrern an Schulen so gering wie möglich gehalten werden.

Ese Fortschau
aus Pispal, April 81
Nepal

November 1978

Village-Experience in Lamachaur bei Pokhara

Zum Sprachkurs der UMN gehört auch ein 4-wöchiges "village-experience". Wir sollen nach 2 1/2 Monaten Sprachkurs in Kathmandu das Gelernte im Alltag anwenden und vertiefen können. Jeder Student wird in einer nepalesischen Familie untergebracht, wo er für Zimmer und Essen selbst bezahlt. Der Student nimmt, soweit es ihm möglich ist, am Alltag einer Hindufamilie teil; er hilft bei der Haus- oder Feldarbeit und sucht durch Gespräche und viele Kontakte zur Dorfbevölkerung einen Einblick zu bekommen, um dadurch die Menschen und ihre Probleme besser verstehen zu können. Während des Village-experience sind deshalb täglich nur 2 Stunden Sprachunterricht.

An einem Samstagmorgen um 7 Uhr ging es dann los. 6 - 7 Stunden Busfahrt standen uns bevor. Im Rucksack hatte ich nur das Allernötigste eingepackt und mit etwas gemischten Gefühlen sah ich dem Abend entgegen.

Die Fahrt von Kathmandu nach Pokhara war interessant und abwechslungsreich. Größtenteils führte die Straße an Flüssen entlang, und die Landschaft bot ein vielfältiges Bild mit Terrassenfeldern aus Reis, Mais, Hirse und ab und zu Zuckerrohr. Viele kleine Dörfer schienen an die steilen Berghänge geklebt zu sein.



Terrassenfelder

Ten im Haus. Die älteste Tochter war 16 Jahre. Sie hatte nur 1 Jahr die Schule besucht. Sie half der Mutter bei der Haus- und Feldarbeit. Die 11-jährige ging zur Schule und die jüngste (7 Jahre) trank gelegentlich noch an der Mutterbrust. Meine Gastgeberin war Analphabetin und etwa 40 Jahre alt. Ein kleines, mit rotem Lehm bestrichenes Haus nannte sie ihr eigen. Davor war eine kleine Veranda und ein kleiner Hof. Den unteren Teil des Hauses bildete die Küche und der Aufenthaltsraum. Von der Veranda aus ging eine Tür (Bretterverschlag) zu meinem Zimmer. Es war 2 x 3 m groß und hatte ein 50 x 30 cm großes Loch als Fenster, das mit Gitterstäben versehen war. Im Zimmer war ein Holzgestell mit einer dünnen Strohmatte als Bett und eine Ablage. Strom und Wasser gab es nicht. Deshalb bin ich zum Wäsche- und Haarewaschen immer zum nahegelegenen Fluss gegangen.

Lamachaur, das Dorf, in dem eine Gruppe von uns untergebracht war, liegt gut eine Stunde Fußmarsch außerhalb von Pokhara am Fuße des Anapurnamassives. Kurz vor Einbruch der Nacht (18 Uhr) kam ich dann in meiner "Bleibe" an. Da ich von dem langen Tag ziemlich müde war, nahm ich nicht mehr viel wahr, und nachdem ich kurz mit meinen Gastgebern gesprochen hatte und meinen ersten "Daal-Bhaat" zu mir genommen hatte, ging ich ins Bett. Ich wollte mir das Ganze bei Tageslicht genauer ansehen und mich orientieren.

Ich wohnte in einem "Chetrihaus" (Chetrie - Kriegerkaste). Meine Gastgeberin war eine Chetriwitwe mit 4 Kindern. Der Sohn war Primary School Teacher und nur am Wochenende zu Hause, die 3 Mädchen wohnten im Haus.

Am Sonntagmorgen wachte ich um 5 Uhr auf und war wie "gerädert". Draußen krähte schon der Hahn und sämtliche Hausbewohner schienen schon aufgestanden zu sein. Da es noch recht kühl war, zog ich es vor, auf dem harten Bett noch ein bißchen auszuhalten.

Nach dem Aufstehen nahm ich dann mein erstes Bad im Freien vor dem Haus. Was ich dazu benötigte? Einen Eimer Wasser, Seife und eine Portion Ruhe und Gelassenheit, damit ich den neugierigen Kinderaugen hinter meinem Rücken standhielt. Meine Toilette, ein Erdloch, habe ich dann auch gefunden. Es gab zwei Möglichkeiten dahinzu gelangen: über eine 1 Meter hohe Steinmauer oder über die Miste.

Mein Zimmer war gleich neben dem Kuhunterstand und die vielen Fliegen in meinem Zimmer waren ab und zu eine richtige Plage, abgesehen von den Flöhen! Nach dem Aufstehen bekam ich ein Glas Tee, und um ca. 9.30 Uhr gab es dann die erste Mahlzeit: Daal-Bhaat (Reis-Linsen-Gemüse). Ich saß dazu im Schneidersitz auf einer Strohmatte, den Teller mit Reis und die 2 Schälchen mit Linsen und Gemüse vor mir. Und dann ging es los: das erste Hindernis, mit der Hand musste ich essen. Nicht vergessen - mit der rechten Hand! Dann musste ich alleine essen. Die übrige Familie schaute interessiert zu, ob ich es auch richtig mache. Der Hahn kam hereinspaziert. Die Katze schien Mitleid mit mir zu haben. Sie wollte mir Gesellschaft leisten und sogar aus meinem Teller mitfressen. Das fand ich nun wieder nicht so das Wahre und verteidigte meinen Daal-Bhaat und aß doch lieber alleine. Die Tauben, die im Aufenthaltsraum ihre Nester hatten, flatterten ab und zu aufgeregt umher und sorgten für eine gesunde Schicht Staub auf meinem Essen.

Von Montag bis Freitag hatte ich von 7-9 Uhr Schule und aß also erst nach der Schule. Auf dem Weg zur Schule hatte ich immer einen herrlichen Blick auf das Anapurna-massiv mit dem Machapucchore ("Matterhorn Nepals"). Es war ein grandioses Schauspiel, wenn die Sonne aufging und die Schneegipfel in voller Pracht anstrahlte.

Nach der Schule konnte ich tun und lassen, was ich wollte. Die ersten Tage habe ich abwartend geschaut und beobachtet - welche Bräuche gibt es, was tun die Bewohner und was nicht. Im Hinduismus gibt es in dieser Hinsicht sehr viele und strenge Vorschriften, so daß man als Außenstehender mehr als einmal ins Fettnäpfchen treten kann. Beispielsweise muß man vor Betreten des Hauses immer die Schuhe ausziehen; ich durfte den Bereich, in dem das Essen zubereitet wurde, nie betreten.... Daneben erkundete ich das Dorf, in dem ich Spaziergänge machte, mit Kindern sprach, mit zum Wasserholen ging, den kürzesten Schulweg suchte.....

Es dauerte 2 Wochen bis ich mich an das harte Bett gewöhnte; zuvor fühlte ich mich oft nach dem Aufstehen müder als vorher. Dazu kam noch, daß weder Stuhl noch Tisch im Haus vorhanden waren. Ich hätte nicht gedacht, daß es ohne diese Gegenstände so anstrengend sein könnte. Auch in der Schule saßen wir nur auf solchen Strohmatten und stöhnten nach jeder Stunde.

So allmählich wurde der Daal-Bhaat auch eher ein notwendiges Übel, der uns zweimal täglich gereicht wurde (morgens und abends ca. um 18.30 Uhr, dazwischen nur eine Tasse Tee). Ich vermisste vor allem zwischendurch etwas Süßes, z.B. ein "Gselsbrot" (Marmeladenbrot). In Kathmandu hatte ich bei nepalesischen Freunden vorzüglichen Daal-Bhaat genossen und dem konnte der hier servierte nicht standhalten. Der Reis war oft verkocht, es gab ab und zu fast kalten Daal-Bhaat und dann kaum Abwechslung im Gemüse. 2 mal bekam ich Fleisch. Das erste Mal war mein "Wecker", der Hahn geschlachtet worden. Ich freute mich auf das Fleisch, bis ich dann sämtliche Gurgeln und ein Stück Hahnenkamm fand - und da verging mir der Appetit. (Wenn ich diese Stücke nicht gesehen hätte, hätten sie mir womöglich vorzüglich geschmeckt. Die armen Leute hier können es sich einfach nicht leisten, soviel wegzuwerfen, wie wir es tun!!)

Die ersten 10 - 14 Tage hatte ich am Tage kaum eine Minute Ruhe, immer war jemand um mich herum. Meist waren es Kinder. Einige folgten mir zu Beginn sogar zur Toilette. Es schien sie einfach zu interessieren, wozu ich dort ein Stück "gelbes Papier" brauchte. Ach ja, bei mir gab es für die Kinder ja so viel Interessantes und Kurioses:

Die Wäscheklammern, meine Seifenbox, meine Bürste, dann hatte ich drei Schreibstifte, und abends zündete ich manchmal vier Kerzen an. Das war einfach nicht verständlich - solch eine Verschwendug! Dabei hatte ich doch (wie ich meinte) nur das "Aller-notwendigste" mitgenommen, und trotzdem hörte ich immer wieder, wie "reich" ich doch sein müsste! - Und sie hatten recht! Denn sie konnten es nur mit dem vergleichen, was sie hatten, und das war grob gesagt das, was sie am Leibe trugen - die Kleider oder eher Lumpen und dann der Schmuck an Nase, Ohren und den Händen.



Kindergruppe in Nepal

Die wenigsten der Älteren (vor allem Frauen) konnten lesen und schreiben. Heute noch gehen nur wenig Mädchen zur Schule (die ersten 3 Jahre sind schulgeldfrei), weil sie auf kleinere Geschwister aufpassen müssen oder bei der Feldarbeit als Arbeitskraft gebraucht werden. Kurz: Sie plagen sich von morgens bis abends nur um zu überleben! (Das trifft vor allem auf die Frauen zu; die Männer arbeiten lange nicht so hart).

Mein Village-Aufenthalt fiel in die Zeit der Reisernte und so gab es mehr als genug zu tun. Wenn ich am Morgen von der Schule kam, waren die Leute schon auf dem Feld und kehrten erst bei Einbruch der Nacht zurück. Ich war zweimal beim Reisernten dabei und fand es ganz schön anstrengend. Zuerst mussten wir eine Stunde zum Feld gehen.



Reisernte

Als ich dann zaghaft begann, mit der Sichel Reis zu schneiden, beobachteten die Frauen kritisch und neugierig mein Bemühen. Sie hatten ihren Spaß und eine Mordsgaudi, als sie meine etwas ungelassenen Bewegungen sahen. Die Frauen sind bei der Reisernte sehr fröhlich - sie schwatzen und singen Lieder und lachen viel. Überhaupt erinnerte mich diese Zeit an die Weuernte zu Hause! Das Hauptthema unserer Unterhaltung war natürlich - Heirat! Wie alt ich sei? Warum ich noch nicht verheiratet sei? Wann ich zu heiraten gedenke? Wen ich heirate? Wieviele Kinder ich haben werde?.....

Es passierte mir auch oft auf der Straße, daß ich nach meinem Ehemann gefragt wurde. Die Aussage, daß meine Eltern für mich noch keine Heirat arrangiert hätten, brachten dann die Fragerei schnell zu einem Ende.

Gegen Abend sah man immer die Frauen vom Feld heimkehren, beladen mit einem Riesenbündel Stroh. Die Last hatten sie

mit dem Stirnband befestigt und trugen sie auf dem Rücken (wie auch das Wasser). Ich habe mal ein "kleines" Bündel ein Stück weit getragen (was 8 - 10 jährige Kinder tragen), und es war ganz schön anstrengend. Meine Halsmuskeln sind dazu viel zu schwach! Auf ebener Strasse ging es ja noch, aber auf den schmalen Trampelpfaden an den Berghängen war es fast ein Kunststück für mich.

Am Abend nach dem Essen sassen wir noch zusammen vor dem Haus und unterhielten uns. Die Mädchen sangen und tanzten ab und zu, auch ich mußte einige deutsche Lieder singen. Einige Nachbarsfrauen kamen ab und zu, um mit meiner Gastgeberin, zu der ich "Mutter" sagen durfte, eine Zigarette zu rauchen und ein bißchen zu schwatzen (95 % der Frauen im Dorf rauchen).

Kurz nach 20 Uhr ging ich dann meist in mein Zimmer, da die anderen auch schlafen gingen. Meist war ich auch so müde, daß ich gleich schlafen ging. Bei Kerzenlicht zu lernen war einfach auch nicht so das Wahre.

Ich habe auch 2 Festivals miterlebt, die im Haus gefeiert wurden, und einmal bin ich mit zum Haus des Priesters gegangen, wo eine Art Gottesdienst stattfand.

Meist erhielt ich auf meine Fragen, warum und wieso drei Feste gefeiert werden, keine Antwort. Man feiert aus Tradition und freut sich anstatt zu hinterfragen. (Aber wir machen es ja auch zum Teil so. Mancher würde bei uns auch in Verlegenheit geraten, wenn er erklären müsste, warum wir an Weihnachten einen Weihnachtsbaum haben und warum der Osterhase an Ostern die Eier legt!)

Während der Tiharfesttage spielten die Männer und Buben an allen Ecken und Enden Glücksspiele, und es wurde oft um recht hohe Beträge gespielt. Glücksspiel ist an diesen Tagen von Regierungsseite erlaubt.

Abends gingen Kinder und Frauen von Haus zu Haus tanzten und sangen, dafür erhielten sie Früchte, Reis oder Geld. Einmal wurde ich um 3 Uhr nachts geweckt, als sie vor unserem Haus sangen und tanzten und einen Mordsradau machten.

Gerade während des Festes wurden mir die Härte und Strenge mancher Bräuche bewusst, ebenso die starke patriarchalische Struktur der Gesellschaft. Die 16 jährige Tochter hatte ihre erste Menstruation. Sie musste deshalb 15 Tage lang in einem Nachbarhaus in einem dunklen Raum alleine sein und konnte kaum mit jemandem sprechen. Das Essen wurde ihr ins Zimmer geschoben. Danach durfte sie weitere 5 Tage das Elternhaus nicht betreten - sie saß immer abseits, aß außerhalb des Hauses, mußte alleine zum Futterholen gehen und wurde natürlich auch von dem Fest ausgeschlossen.

Ich fand das furchtbar und hatte richtig Mitleid mit ihr. Nach diesen Tagen nahm sie dann ein Bad. Sie bekam neue Kleider und konnte danach wieder am Alltag voll teilnehmen.

Gott sei Dank werden wir als Frauen im Westen in dieser Hinsicht nicht diskriminiert!!

Ich war froh, als die 4 Wochen ihrem Ende zugingen, und ich freute mich auf Kathmandu. Ich freute mich auf einen Stuhl und einen Tisch, auf warmes Wasser und auf eine Toilette, in der ich nicht jedesmal tausende von Würmern herumkrabbel sah und vieles andere mehr.

Am meisten gefreut habe ich mich, Martin und Inge Anhorn zu treffen und mit ihnen wieder "schwäbisch zu schwätzen!"

Ich bin froh, daß ich diesen Einblick ins Dorfleben machen konnte und dadurch hautnah die Probleme und Sorgen der Menschen erleben konnte. So eng werde ich wohl kaum mehr mit einer nepalesischen Familie zusammenleben! Da ich ab Mitte Dezember in einer Dorf-Highschool unterrichten werde, bin ich hoffentlich durch diese Erfahrungen mehr sensibilisiert und kann meine Schüler, die aus solchen Dörfern und Verhältnissen kommen, besser verstehen.

Else Furthmüller

Kathmandu, im November 1980

Liebe Freunde!

Die unbeantworteten Briefe stapeln sich bei mir, und ich glaube, daß es nun mal wieder an der Zeit ist, damit aufzuräumen. Das will ich am besten in einem Rundbrief tun.

"... Es gibt in Europa nur wenige Menschen, die wirklich Zeit haben. Vielleicht gar keine. Daher rennen auch die meisten durchs Leben, wie ein geworfener Stein. Fast alle sehen im Gehen zu Boden und schleudern die Arme weit von sich, um möglichst schnell voranzukommen. Wenn man sie anhält, rufen sie unwillig: "Was mußt du mich stören; ich habe keine Zeit, siehe zu, daß du deine ausnützt." Sie tun geradeso, als ob ein Mensch, der schnell geht, mehr wert sei und tapferer, als der, welcher langsam geht.

... Ich glaube, die Zeit entschlüpft ihm wie eine Schlange in nasser Hand, gerade weil er sie zu sehr festhält. Er läßt sie nicht zu sich kommen. Er jagt immer mit ausgestreckten Händen hinter ihr her, er gönnt ihr die Ruhe nicht, sich in der Sonne zu lagern. Sie soll immer ganz nahe sein, soll etwas singen und sagen. Die Zeit ist aber still und friedfertig und liebt die Ruhe und das breite Lagern auf der Matte. Der Papalagi hat die Zeit nicht erkannt, er versteht sie nicht, und darum mißhandelt er sie mit seinen rohen Sitten."

aus: "Der Papalagi"

Die Reden des Südsee-Häuptlings Tuiavii aus Tiavea

Ich wünsche Euch zu Weihnachten und für 1981, daß Ihr Zeit für Euch selbst und für einander habt, oder Euch Zeit dazu nehmt.

Eure Else

Nochmals herzlichen Dank für die Briefe und die Aufmerksamkeiten, die Ihr mir immer wieder zukommen läßt.

Eure Else

Gossner Mission
Handjerystraße 19/20
1000 Berlin 41

Else Furthmüller
P.O. Box 126
Kathmandu, NEPAL

Amp Pipal, November 1980

3. Rundbrief

Namastee, liebe Freunde!

Es gibt so viel zu erzählen und ich weiß fast nicht, womit ich beginnen soll.

Ich unterrichte nun fast zwei Jahre an der Schule in Amp Pipal. Ich muß sagen, das zweite Jahr war in vielem leichter als das erste. Ich fühle mich viel freier und kann mich in der Klasse sicherer bewegen, da ich nun doch schon recht gut Nepali gelernt habe. Dieses Jahr habe ich die Klassen 6 bis 9, wobei die 6. Klasse geteilt ist. Die schwierigste Klasse ist die 8. Klasse, da es 60 Schüler sind, mit beträchtlichen Alters- und Entwicklungsunterschieden. Manchmal mußte ich mich schon zwingen, und gerade für diese Klasse fiel mir das Vorbereiten oft recht schwer.

Aber gerade dabei merkte ich, daß, wenn ich widerwillig in die Klasse gehe, es die Schüler merken und entsprechend reagieren bzw. sich verhalten, aber wenn ich froh und gerne kam, dann war es gar nicht so schlimm.

Das Schuljahr geht Mitte Dezember zu Ende, und wenn ich zurückblicke, dann gab es doch einige Veränderungen.

Aufgrund der Unruhen im letzten Schuljahr wurden der Rektor und der Konrektor versetzt. Der neue Rektor versuchte sein Bestes, konnte aber nicht alle Streiks und Unruhen verhindern. Nachdem sich die Schüler dann Ende Februar beruhigt hatten, gingen die Lehrer für 3 Wochen auf Streik. Der Streik war landesweit. Die Forderungen meiner Kollegen waren z.B. gleiche Behandlung aller Staatsbeamten; Sie wollen mehr Lohn; Angleichung der Löhne von Grund- und Mittelschullehrern; Pension, die es bis jetzt für die Lehrer noch nicht gibt, wohl aber für die anderen Staatsangestellten; vermögenswirksame Leistungen usw. Das sind alles Forderungen, die in Deutschland selbstverständlich sind, hier muß dafür noch gekämpft werden.

Ich hatte die Streiktage benutzt, um zwei Kolleginnen der UMN in Lapsibot zu besuchen. Das ist nochmals 8 Stunden nördlich von Amp Pipal. Damals blühten die Rhododendren in voller Pracht, und wir unternahmen Wanderungen zu den höher gelegenen Rhododendronwäldern, wo wir auch das Himalayapanorama genießen konnten.

Die vom König angekündigte Volksabstimmung fand am 2. Mai 80 statt. Davor waren die Vertreter des Panchayatsystems (parteilose Demokratie) und des Mehrparteiensystems sehr aktiv mit öffentlichen Veranstaltungen und im Verteilen von Propagandamaterial. Oft kam es auch zu Schlägereien zwischen den Gruppen.

Hier in der Gegend um Amp Pipal waren die chinesischen Kommunisten am aktivsten - auch die Schüler bekannten sich zu dieser Gruppierung. Obwohl es bei der Volksabstimmung nur um die Wahl des Systems ging, kam es unter den Vertretern des Mehrparteiensystems: chinesischen Kommunisten, russischen Kommunisten und Congressanhängern zu bösen Schlägereien. Dies hatte teils negative Auswirkungen auf die Dorfbevölkerung, die Angst bekam, wenn solche Leute an die Macht kämen.

Trotzdem beeinflußten die Jüngeren die Älteren stark, und mancher Schüler sagte seinen Eltern, daß sie ihr Kreuzchen auf den blauen Teil des Wahlzettels (Mehrparteiensystem) machen müßten und ja nicht auf den gelben. Die Wahl verlief in Amp Pipal ruhig und ohne Zwischenfälle.

Das offizielle Wahlergebnis wurde am 14. Mai bekanntgegeben: 54.79% für Panchayatsystem und 45.21% für Mehrparteiensystem. In insgesamt 17 von 75 Distrikten errangen die Anhänger des Mehrparteiensystems die Mehrheit, darunter in allen 3 Distrikten im Kathmandutal. Die Wahlbeteiligung lag bei 66%, was für ein Land wie Nepal eine hohe Wahlbeteiligung heißt. Kurz nach der Wahl meldeten sich einige der unterlegenen Gruppen in Pamphleten zu Wort. Sonst war es ruhig - über die Manipulation der Wahl etc.

An der Schule hatten wir am 13. Mai einen unschönen Vorfall. Die Schüler prügeln auf einen Lehrer ein, der ihnen schon lange ein Dorn im Auge war. Sie hatten Stöcke mit Nägeln an der Spitze bei sich und warfen Steine durch die Fenster des Lehrerzimmers. Nur mit Hilfe der herbeieilenden Dorfbevölkerung konnten die Schüler beruhigt werden. Wenige Tage später starteten sie eine kleine Aktion gegen die Ladenbesitzer. Diese fühlten sich so bedroht, daß sie am nächsten Tag mit dem Pradhan Pancha (Gebietsvorsteher) nach Gorkha zum Distriktsvorsteher gingen. Dieser kam dann für 2 Tage nach Amp Pipal - besuchte Krankenhaus und Schule - und sprach mit den wichtigsten Vertretern. Ich persönlich fand es schade, daß er nicht die Chance wahrnahm, mit den gerade neu zugelassenen Vertretern der Schülerunion zu reden.

Gut war, daß Mitte Juni die Sommerferien begannen und die Schüler beim Reispflanzen eingespannt waren. Für mich war es die Möglichkeit, mal wieder Abstand von Amp Pipal zu bekommen. Ich reiste nach Kashmir und verbrachte dort einen erholsamen Urlaub, fern von Monsun und großer Hitze.

In Srinagar (Hauptstadt von Kashmir) war ich in einer Moslemfamilie zu Gast, und erlebte die Doppelhochzeit der beiden ältesten Söhne mit. So bekam ich einen guten Einblick in die Sitten und Gebräuche einer Moslemfamilie. Daneben hatte ich noch Gelegenheit, das Land kennenzulernen, und in den Bergen fühlte ich mich wie daheim im Schwarzwald - Fichtenwälder, Margeriten, Vergißmeinnicht - Hahnenfüße und Lupinen auf großen Wiesen, dazu kleine Bachläufe. Es gab Aprikosen, Kirschen, Pfirsiche, Mangoes, Walnüsse, Mandeln und dann die hervorragende Kashmirküche. Wie immer ging der Urlaub zu schnell vorbei, trotzdem ging ich gerne wieder "heim" nach Amp Pipal - wo es noch viel regnete, alles schimmelte und nichts trocknete.

Leider konnte ich erst im September mit der Schule wieder beginnen, weil ich den ganzen August über mit Typhoid-Fieber im Bett war. Ich habe mich inzwischen wieder gut erholt und habe keinerlei Beschwerden mehr. Meine Kollegen von der UMN im Krankenhaus sorgten bestens für mich. Ich bin dankbar, daß die Krankheit so milde verlief.

Mit Unterrichten war in den letzten Wochen nicht mehr viel los, es gab viel Ferien: Dasain und Tiharfesttage sowie einzelne Feiertage, dann die Vorbereitung für das Distriktsportfest, Klassenzimmer pflastern, usw. Nun stehen noch die Jahresabschlußprüfungen bevor und die für mich unangenehmste Arbeit im Lehrerberuf - das Zeugnisse-Machen.



Strickgruppe



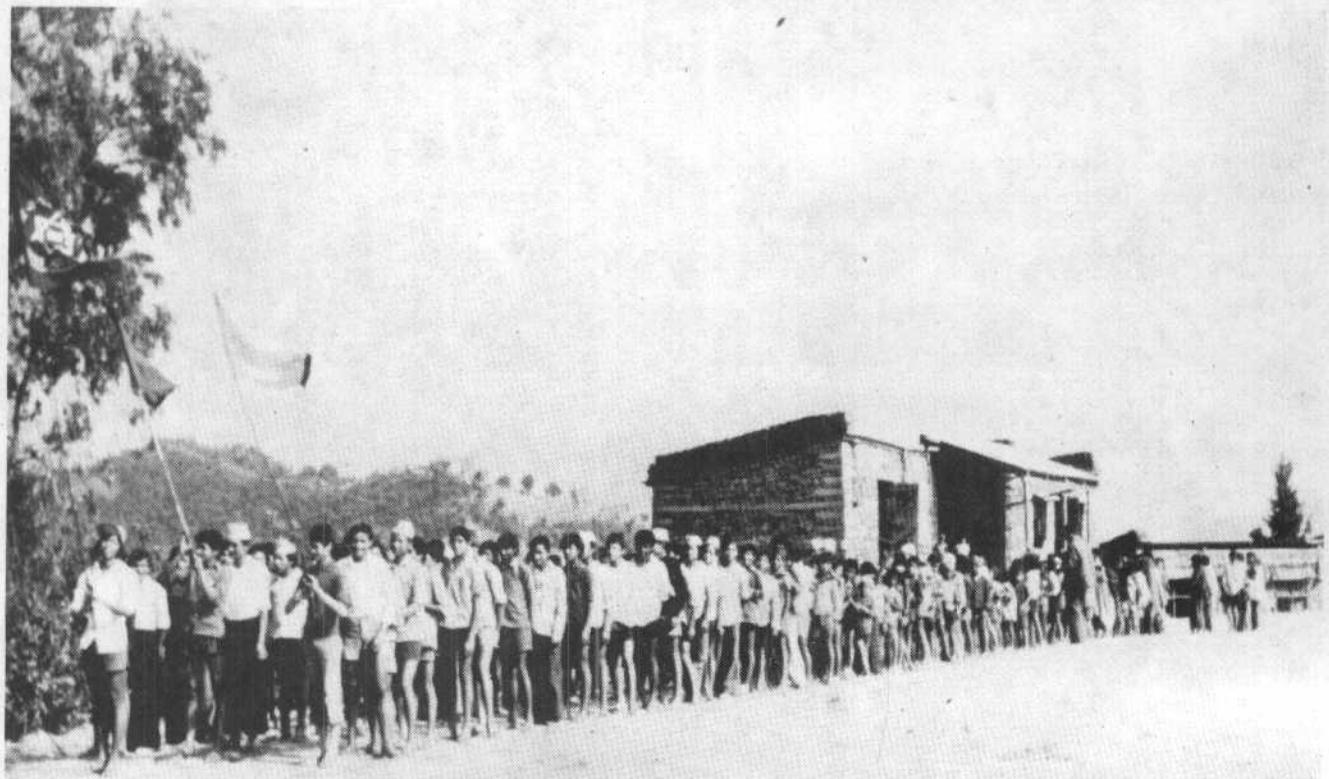
Nach der Schule
kommt die Hausarbeit



Reisernte



Anschaulicher Physikunterricht in Klasse 6



Sportfest

Privat war das vergangene Jahr auch ein Jahr der Besucher - alleine
20 Besucher aus Deutschland, sowie noch einige andere Freunde.

Langweilig wurde es mir also nie - eher war ab und zu zuviel los. Doch
für mich waren der Austausch und die Gespräche in Deutsch immer recht
hilfreich, die Möglichkeit, mich in Frage stellen zu lassen, die eigene
Arbeit aus einem anderen Blickwinkel zu sehen...

Noch ein Jahr steht vor mir, und dann werden schon 3 Jahre vorbei sein.
Viel zu schnell, möchte ich schon heute sagen.

Else Furthmüller

Else Furthmüller
P.O. Box 126
Kathmandu
Nepal

Amp Pipal, Oktober 1979

2. Rundbrief

Namasté, liebe Verwandte und Freunde!

Ich kann es kaum glauben, daß es schon fast ein Jahr ist, seit meinem ersten Rundbrief. Dabei sollte dieser Brief ja schon im März fertigwerden. Dann nahm ich es mir für den Juni vor. Inzwischen ist es Oktober geworden; aber nun gibt es keine Entschuldigung mehr. Es gibt so viel zu erzählen, daß ich am besten gleich mal anfange:

Im Dezember 78 ging es nach dem Sprachkurs, ohne Verschnaufpause gleich weiter. Kaum war ich hier in Amp Pipal angekommen, sollte ich an der Schule "Science" (Naturwissenschaft) in Nepali unterrichten, mein Nepali weiterhin verbessern und nebenher noch mein Häuschen einrichten. Fast verlor ich den Mut, als ich jedes 2. Wort in den Textbüchern nicht kannte. Mein Wortschatz reichte bei weitem nicht aus, um einigermaßen zufriedenstellend unterrichten zu können. Wie ich vor kurzem erst erfuhr, hatten damals auch mein Sprachlehrer und der Rektor der Schule ihre Bedenken, und sie zweifelten, ob ich es schaffen würde. - Während ich im Sprachkurs auf dem Niveau der 2. Klasse war - das Lesebuch dieser Klasse ist Pflichtstoff für das 1. Examen - , sollte ich an der Schule die Klassen 5, 6 und 8 in Science unterrichten und ihnen Sinnesorgane, Zellteilung, Ionisation und Stromkreis verständlich machen.

Die ersten Tage und Wochen ging ich zitternd in die Klassen, denn die Antworten bzw. Fragen der Schüler konnte ich gleich gar nicht verstehen. Die Schüler halfen mir jedoch sehr, sie lauschten meinem abgehackten Nepali und waren immer ganz begeistert, wenn ich irgendwelche Versuche zeigte.

Doch ehe ich nun von meinen Erfahrungen im Unterricht weitererzähle, zuerst kurz einige Daten zur Schule.

1957: Bau der Schule (Grundschule) durch die UMN (Vereinigte Nepal Mission) in den folgenden Jahren dann Ausbau bis zur 7. Klasse, abends wurde Erwachsenenbildung angeboten, die Mission bot ebenso eine 6-monatige Lehrerausbildung an sowie praktische Ausbildung in Landwirtschaft.

1974: Die Regierung gibt den "Nationalen Plan für das Erziehungssystem" heraus, dessen Ziele in einem 5-Jahres-Programm erfüllt werden sollten. Es wurden viele Schulen im ganzen Land errichtet und die bisher bestehenden privaten und Missionschulen auch in Regierungsschulen umgewandelt. Das galt auch für die Schule in Amp Pipal.

1976: Ausbau der Schule zur High School (bis Klasse 10, mit Abschlußprüfung)

Schülerzahl: ca. 500 Buben und 150 Mädchen besuchen die Schule

Einzugsgebiet: Die Schüler der Klassen 8 bis 10 haben teilweise bis zu 2 Stunden Schulweg (einfach) zurückzulegen.

Lehrkräfte: Außer mir sind noch 19 nepalesische Lehrer einschließlich Rektor an der Schule; darunter eine Lehrerin. Ich bin die einzige ausländische Lehrkraft.

10 Lehrer haben eine Ausbildung (teils von der Mission), der Rest hat die Klasse 10 abgeschlossen und wartet darauf, zum Lehrerstudium zugelassen zu werden.

Schulgeld: Aus Anlaß der Krönung des jetzigen Königs Birendra (1974) wurde das Schulgeld für die ersten drei Klassen erlassen und auch die Bücher sind zu reduzierten Preisen erhältlich. Von der 4. Klasse an muß monatlich Schulgeld, sowie für die einzelnen Prüfungen eine Gebühr bezahlt werden. (Klasse 4: 5 Rs./Monat = 0,90 DM; Klasse 10: 15 Rs./Monat = 2,70 DM). Das scheint für deutsche Verhältnisse wenig, für Nepal ist es sehr viel, wenn man bedenkt, daß die Familien hier meist kinderreich und der Großteil der Bevölkerung Subsistenzlandwirte sind. Ein Hilfsarbeiter verdient zur Zeit 8 Rs./Tag, ein Zimmermann 15 Rs./Tag.

Schulbücher müssen selbst gekauft werden. So nimmt auch die Schülerzahl in den Klassen nach oben rapide ab. Während es in den Klassen 1 bis 3 je über hundert Schüler sind, sind in der 5. Klasse nur noch 72 Schüler (die allerdings alle in einer Klasse, weil keine Räume vorhanden sind), in der 6. sind es 45 Schüler, ebenso in der 7.; In der 8. sind es nur noch 28 Schüler ebenso in der 9., während es in der 10. Klasse 35 Schüler sind (Wiederholer der Abschlußprüfung). Auch die Zahl der Mädchen nimmt nach oben rapide ab, in den Klassen 5 bis 7 sind 20 Mädchen, und in den Klassen 8 bis 10 sind es nur noch insgesamt 5 Mädchen. Weiterhin ist der Schulbesuch teilweise sehr unregelmäßig, weil die Kinder zu Hause mithelfen müssen.

Schulgebäude: Die Klassen sind auf 5 Gebäude verteilt, 3 neue Klassenzimmer sind zur Zeit im Bau.

Die Zimmer sind klein und relativ dunkel. Es gibt keine Glasfenster, sondern nur Holzläden. So ist es oft zugig und in der kalten Jahreszeit sehr kalt in den Klassen. Bis zur 7. Klasse haben die Schüler keine Tische, sie sitzen nur auf Bänken und schreiben auf den Knien. Zum Unterrichten gibt es eine 2 x 3 m große Tafel.

Das Wellblechdach ist an vielen Stellen undicht und als nach den Sommerferien der starke Monsunregen anhielt, mußte der 8. Klasse einige Tage frei gegeben werden, weil es in diesem Zimmer so sehr hereinregnete, daß Unterrichten nicht möglich war. Regnet es nicht herein, dann ist das Prasseln des Regens auf dem Wellblechdach so laut, daß man schon aus Leibeskräften schreien muß, wenn man verstanden werden will. Strom und Wasser gibt es nicht an der Schule. Seit ich hier unterrichte, arbeiten wir an der Wasserleitung, deren Graben von den Schülern ausgehoben wurde, und die hoffentlich noch bis Jahresende fertig wird. Ebenso ist es mit den Toiletten. Immer wieder wird mit viel Elan darangegangen, aber fertig ist bis jetzt noch nichts.

Schulzeit: Sonntag bis Freitag von 10 Uhr bis 16 Uhr, mit einer halben Stunde Mittagspause (7 Unterrichtsstunden). Freitags ist nur bis 13 Uhr Unterricht, danach meist 14-tägig ein kulturelles Programm (Quizwettbewerb, Wasserleitungsgraben ausheben etc.). Samstag ist schulfrei.

Klassenarbeiten/Prüfungen: In jedem Fach müssen im Schuljahr 4 "Unit-Tests", 2 Vierteljahrestests und am Jahresende ein Abschlußtest geschrieben werden. Klasse 3 muß am Ende eine Distriktsprüfung ablegen; Klasse 7 hat eine Provinzprüfung. Klasse 10 muß zuerst einen "Abgangs-test" absolvieren. Nur wenn dieser bestanden wird, kann die eigentliche Abschlußprüfung abgelegt werden. Bestanden hat, wer 40 % erreicht hat! In den Streiks der vergangenen



Tafelanschrieb Thema: Fotosynthese

Monate forderten die Studenten und Schüler, die Quote auf 32 % herabzusetzen. Im Schuljahr 77/78 bestanden in ganz Nepal 29 % die Abschlußprüfung. An unserer Schule waren es sogar 31 %.

So nun will ich noch ein bißchen von meinen eigenen Unterrichtserfahrungen erzählen:



"Ist auch alles richtig?"

Versuche reicht jedoch die Hitze nicht aus) usw.... Die Qualität der Zeichnungen und Photographien in den Schulbüchern ist sehr schlecht und unverständlich.

Ich bemühe mich und zeige so viel Versuche wie möglich. Meist bleibt es aber nur bei Demonstrationsversuchen, da die Geräte nicht für alle Schüler ausreichen. In den kleineren Klassen reicht es ab und zu zu Gruppenversuchen. Auf alle Fälle ist es sehr zeitraubend, bis z.B. 72 Schüler die Spaltöffnungen an der Blattunterseite durch die beiden Mikroskope gesehen haben. Dann sind 2 Schulstunden vorbei. Vor allem müssen die Schüler erst lernen zu beobachten. Vieles geht über ihr Verstehensvermögen hinaus, weil vor allem auch die Beispiele im Alltag fehlen.

Eine Tafelzeichnung abzuzeichnen, fällt den Schülern sehr schwer. Ich bin oft erstaunt, was ich nachher in den Heften sehe. Allerdings gibt es auch nur weisse Kreide, was auch nicht gerade ein Vorteil ist. Zudem scheint ein Teil der Schüler kurzsichtig zu sein, so daß sie gar nicht erkennen können, was an der Tafel steht. Laut Schulordnung sollte jeder Schüler einen Füller, ein Bleistift und ein Lineal haben, in den oberen Klassen dann auch einen Zirkel. Meist ist es aber so, daß von 5 Schülern 2 oder 3 einen Bleistift und ein Lineal haben und diese Geräte dann vom Freund ausgeliehen werden müssen. Die Dreiecke und Quader, die da gezeichnet werden, sind teilweise schon sehenswert.

Insgesamt bin ich aber immer wieder erstaunt, wie schön die Schüler schreiben, und auch im Zeichnen kann ich schon Fortschritte seit Jahresbeginn feststellen.

(Ob deutsche Schüler unter solchen Bedingungen so gut abschneiden würden wie die Nepalesen???)

Trotz aller Widrigkeiten macht mir das Unterrichten viel Spaß, und ich habe die Schüler schnell ins Herz geschlossen.

Nachdem ich nun mein "First Year Nepali Exam" abgelegt habe, ist das Unterrichten auch viel leichter, und ich habe auch schon ab und zu Vertretungsunterricht gehalten.

Im ersten Halbjahr unterrichtete ich nur an drei Klassen (halber Lehrauftrag), da ich noch einen halben Tag zum Nepalilernen zur Verfügung hatte. Seit den Sommerferien habe ich nun auch die 9. Klasse übernommen. Ich unterrichte das Fach "General Science", das Biologie, Physik, Chemie, Mineralogie und Astronomie umfaßt. Es gibt keinen Extra-Raum für den Naturkundeunterricht, er muß im Klassenzimmer abgehalten werden. An Lehr- und Unterrichtsmaterialien ist kaum etwas da. Es gibt keinerlei Anschauungstafeln, die Magnete waren alle verrostet, die Reagenzgläser nicht hitzebeständig, die meisten Chemikalien waren durch die Feuchtigkeit verdorben, Spiritusbrenner mußte ich erst selbst machen (für manche

Außerhalb der Schule gebe ich einigen Mädchen Nachhilfeunterricht in Englisch. Freitagmorgens kommt eine Gruppe Mädchen zum Stricken. Für Kopfschmerzen und kleinere Wunden ist die "Guruaama" (wie ich von den Schülern genannt werde) auch zuständig.

Wenn in der Schule Sport auf dem Programm steht (kein ordentliches Lehrfach), ist es meine Aufgabe, die Mädchen aus der Reserve zu holen und sie zu Weitsprung und Wettkampf zu ermuntern.



Naturkundeunterricht Klasse 6

nämlich daß mein Haus eines Tages in Flammen stehen würde, noch nicht eingetroffen. Ob man Haustiere mag oder nicht, Ratten gehören hier zum Haus. Je nach Jahreszeit gibt es mehr oder weniger, aber sie sind sozusagen allgegenwärtig und nicht auszurotten!

Neben meinem Haus ist ein kleiner Garten, in dem ich mein Gemüse selber anbaue. Im Dorf gibt es zwar einige Läden, die aber kein Obst oder Gemüse verkaufen. Reis, Zucker, Daal, Tee, Öl, Stoffe usw. sind dort zu kaufen. So sah ich mich wohl oder übel zum Eigenanbau gezwungen. (Meine Tante, die mich im Frühjahr besuchte, brachte meinen Garten auf Vordermann und gab mir sehr hilfreiche Ratschläge, so daß ich seither immer etwas ernten konnte).

Von der UMN sind außer mir noch 12 Leute in Amp Pipal, die im Krankenhaus oder im Selbsthilfe-Gesundheitswesen arbeiten, also vorwiegend Ärzte und Krankenschwestern. 6 wohnen in meiner Nachbarschaft, die anderen wohnen beim Krankenhaus, das eine halbe Stunde bergab liegt.

Seit ich in Amp Pipal wohne, hatte ich schon einige Besucher aus Deutschland, worüber ich mich sehr freute. Weitere Besucher haben sich für die nächsten Wochen und Monate angemeldet. So vergesse ich dann doch vor lauter Nepali mein "Schwäbisch" nicht ganz.

Den Anfang machte eine Gruppe der Gossner Mission, dann kam meine Tante Maria und

Mit meinen Kollegen hat sich nach anfänglicher kühler Atmosphäre ein herzliches Verhältnis entwickelt, so daß ich mich im Kollegium sehr wohl fühle.

Mein Haus befindet sich gegenüber der Schule, was sehr vorteilhaft ist. Ich habe es mir gemütlich eingerichtet und fühle mich wie "zu Hause". Es gibt weder fließend Wasser noch Strom hier. Letzteres bedeutet, daß ich jeden Abend meine Gasdrucklampe anzünden muß, und das ist schon eine Wissenschaft für sich. Auf alle Fälle ist es jeden Abend ein Erfolgserlebnis, wenn sie ruhig brennt und nicht Feuer spuckt. Bis jetzt sind die Prophezeiungen besorgter Freunde,



Beim Schulausflug, den 8-Klässlern schmeckt es offensichtlich

während der Sommerferien besuchte mich mein Cousin Christoph. Christoph und ich reisten dann über Pokhara - Tansen und Butwal mit dem Bus nach Indien. Dort reisten wir hauptsächlich mit der Bahn. Wir besuchten meist Freunde und bekamen so mehr zu sehen als gewöhnliche Touristen. Delhi - Bombay - Hyderabad - Khamman - Amritsar waren die wichtigsten Stationen in Indien. Ebenso verbrachten wir eine Woche in Pakistan bei Freunden (Multan und Lahore).

Wie ihr wohl schon mitbekommen habt, ist die politische Situation in Nepal zur Zeit nicht gerade beruhigend.

Im April d.J. brachen im Kathmandutal und in der Terai-Region (grenzt an Indien) schwere Unruhen aus. Zuerst waren es die Studenten, dann die Lehrer, Fabrikarbeiter und Bankangestellten, die streikten. Erst im September streikte auch an einigen Krankenhäusern das Personal. Diese Protestbewegung gegen das Regime (politische Unterdrückung und wirtschaftliche Ausbeutung) waren im Mai schon am Verebbeten, als "unbekannte Kräfte" sie erneut anschürten, und dabei kam es dann am 23. Mai 79 in der Innenstadt von Kathmandu zum Eingreifen der Armee.

Am 24. Mai stellte König Birendra mit dem Versprechen eines Nationalen Referendums wieder Ruhe und Frieden her.

Im Referendum sollen die Nepalis entscheiden, ob sie das bisherige autoritäre Panchayatsystem beibehalten wollen, oder ob ein Mehrparteiensystem und parlamentarische Demokratie eingeführt werden soll. Dem König gelang es mit diesem Referendumsversprechen, die Spannung vor der Explosion zu lösen, ehe sie sich in Haß und Unzufriedenheit auf ihn konzentrierten.

Bis heute hat der König das Datum für das Referendum noch nicht bekanntgegeben, und so wächst die Unruhe wieder unter den Studenten, Schülern, Arbeitern und Bauern.

Neben der Congress-Partei (bis 1960 Oppositionspartei in Nepal) sind vor allem die russischen und chinesischen Kommunisten sehr aktiv. Die chinesischen Kommunisten haben die Mehrzahl der Anhänger; die russischen Kommunisten haben das Geld! Die russische Kommunistische Partei scheint mit Erfolg die Schüler und Studenten, sowie die Arbeiter und die Panchayats (Verwaltungskörperschaften auf dem Land; 95 % der Bevölkerung lebt auf dem Land) infiltriert zu haben.

Zur Lage in Amp Pipal: Vor den Sommerferien hatten wir an der Schule von Seiten der Schüler keinerlei Unruhen oder Streiks. Von 10 Oberschulen im Gorkha Distrikt streikten 8 Schulen mindestens eine Woche. Die Lehrer streikten einen Tag, um auf die unterschiedliche Behandlung der Staatsbediensteten aufmerksam zu machen. (Lehrer sind nicht wie andere Staatsangestellte pensionsberechtigt...).

Während der Sommerferien starteten die Schüler der 10. Klasse Aktionen gegen die nepalesischen Christen hier am Ort. Sie warfen ihnen vor, die eigene Religion für Geld verraten zu haben, und bedrohten die Christen. Sie störten die Gottesdienste, zerrissen Gesangbücher, störten die Sonntagsschule, hängten Poster gegen die Christen auf usw.

Sie unternahmen jedoch nichts gegen die Angehörigen der UMN.

In der Schule weigerten sie sich dann auf einmal, am Unterricht teilzunehmen, Klassenarbeiten zu schreiben, störten den Unterricht der Grundschule, attackierten einige Lehrer und rannten ohne Erlaubnis vom Unterricht weg, um an einer kommunistischen Veranstaltung in der nahen Umgebung teilzunehmen. Dort schlügen sie einige Vertreter der Panchayats krankenhausreif.

Zur gleichen Zeit streikte auch das Krankenhauspersonal für einen Tag. In Tansen und Kathmandu kam es in den UMN-Krankenhäusern auch zu Streiks.

Die Schüler hier sind offensichtlich alle kommunistisch infiltriert. Es ist erstaunlich, wie aktiv sie sind: Herausgeben von Flugblättern, einstudieren eines

Dramas, Aktionen gegen Ladenbesitzer im Dorf, wegen großer Preisunterschiede verschiedener Schulartikel usw.



Jahressportfest, Zuschauer

aber in jeder Minute kann es irgendwo wieder losgehen, und Unruhen und Streiks können erneut ausbrechen.

Kein Mensch kann zur Zeit sagen, wie sich die politische Lage entwickeln wird, wann das Referendum stattfindet und was danach kommen wird. Für mich könnte es u.a. bedeuten, daß ich vor Ende meiner Vertragszeit Nepal verlassen muß.

Ich hoffe nicht, daß es so kommt, aber es liegt im Bereich des Möglichen.

So, ich glaube, das wäre mal wieder alles. Ich hoffe, daß ihr dadurch ein bißchen mehr Einblick bekommen habt. Zudem nehme ich mir vor, euch nicht wieder so lange warten zu lassen. Ob ich es auch halten kann, werdet ihr dann sehen.



Mädchen der 5. Klasse beim Eierlauf

Beunruhigend finde ich die Unkenntnis über Kommunismus unter den Schülern. Ihre Argumente sind Parolen und Schlagworte, die sie von Flugblättern übernommen haben, und es fehlt fast ausschließlich eine kritische Auseinandersetzung damit. Z.B. Verhältnis von Hinduismus (mit Kastensystem) und Kommunismus (klassenlose Gesellschaft).

Ich war zuerst verunsichert, da ich nicht wußte, wie die Schüler sich mir gegenüber verhalten würden. Es kam aber bis jetzt zu keinerlei Aktionen speziell gegen mich als Ausländerin. Im Augenblick ist die Lage ruhig,



Klasse 5 und 6 beim Känguruhrennen

Ich möchte mich auch noch für die Briefe, die ich auf meinen ersten Rundbrief erhalten habe, bedanken, ebenso für die Geldspenden und die vielen Aufmerksamkeiten, die ihr mir zukommen laßt. Es freut mich immer sehr.

Ich grüße euch alle herzlich und warte auf Post,

Eure Else Furthmüller

Auflage 200 Dez. 78

Else Furthmüller

1/29 Thapathali
UMN P.O.Box 126
Kathmandu, Nepal

Dezember 1978

1. Rundbrief

NAMASTE, liebe Freunde

Nun bin ich schon vier Monate in Nepal. Mein Sprachkurs ging am 1.12. zu Ende, nachdem ich einen Abschluss test geschrieben hatte. Bis zum 8.12. läuft nun noch ein abschliessendes "Orientierungsprogramm" der UMN, das während des Sprachkurses schon begonnen hatte. Hierbei erhalten wir einen Einblick und Information über Land, Leute, Kultur, Religion, Geschichte, Regierung und die Arbeit der UMN.

In den ersten Monaten wohnte ich in einem der Gästehäuser der UMN in Kathmandu. Wir waren der bis jetzt grösste Sprachkurs der UMN mit 30 Sprachstudenten aus 8 verschiedenen Ländern, von 15 verschiedenen Organisationen gesandt.

Kurzer Steckbrief unserer Gruppe:

Alter: 25 Jahre bis ca. 55 Jahre, dazu 9 Kinder, 3 davon unter einem Jahr.

Berufe: Krankenschwestern, Hebammen, Ärzte, Ingenieure, Architekten, Verwaltungsangestellte und Lehrer/Sozialarbeiter.

Herkunftsländer: Canada, Deutschland, England, Finnland, Philippinen, Japan, Schweden und USA.

Sprachgruppe von Singha Durbar

Das Programm der UMN Sprachschule ist meines Erachtens recht gut. Nach nur 4 Monaten können wir schon beachtlich viel reden und verstehen. Dabei mussten wir, die 'Erstklässler' beginnen und ein neues Alphabet und auch andere Ziffern lernen. Sieben Lehrer unterrichteten uns täglich 3 Stunden (1 Einzelstunde und 2 Kleingruppenstunden). Nach der Schule mussten wir zu Hause nochmal 2-3 Stunden lernen - Vokabeln pauken, Lesen und Schreiben üben, Grammatik lernen und Sprachkassetten anhören. Mein 'Village-experience', Dorf-Erfahrung, in Lamachaur, über das ich ja schon berichtet habe, gehörte auch zum Sprachkurs.

Nun ist auch dieser letzte Teil der Vorbereitung abgeschlossen, und in Kürze werde ich KTM verlassen und an einer mir zugewiesenen Oberschule 'General Science', Naturwissenschaft, unterrichten.

Mein Grossgepäck ist schon auf dem Weg nach Amp Pipal, wo ich am 16.12. gleich mit meiner Lehrtätigkeit beginnen muss.

In vielen Briefen wurde ich gebeten, ein bißchen ausführlicher über Nepal im Allgemeinen zu berichten und das möchte ich nun versuchen:

Einige Strukturdaten:

Staatsform: konstitutionelle Hindu-Monarchie, 1969 als Königreich gegründet

Reg.-form: Panchayat-Demokratie parteienlose Demokratie

Bevölkerung: ca. 12,5 Mill. Einwohner, davon arbeitet ca. eine Million außerhalb des Landes.

Bev.-struktur: 24 Volksstämme, davon 2/3 indo-arischen Ursprungs, die dem Hinduismus angehören. 1/3 tibeto-burmesischen Ursprungs, meist Anhänger des Mahayana-Buddhismus

offizielle Staatsreligion: Hinduismus, allen nepalesischen Staatsangehörigen ist das Wechseln der Religion verboten

Staatssprache: Nepali in Devanagiri Schrift, etwa 50 % sprechen Nepali als Mutter-sprache

Fläche: 145 302 qkm lang und 200 km breit, etwa halb so groß wie BR Deutschland: liegt zwischen Indien und China, ca. 1/7 = 19 000 qkm sind landwirtschaftlich genutzt, keine nennenswerten Rohstoffvorkommen

geographische Gliederung: von Süden nach Norden in 3 Zonen einteilbar

- (1) Terai
 - Ausläufer der Ganges Tiefebene, dichtes Dschungelgebiet heute die Kornkammer des Landes
 - ist sommerlichen Monsunregen stark ausgesetzt - Überschwemmungen
- (2) Churiaberge
 - Hügelzone bis 4.000 meter steile Hänge und enge Flusstäler mit den Hochtälern von Kathmandu, Pokhara und Surkhet
 - hier wohnt der Großteil der Bevölkerung
- (3) Gebirgszone des Hochhimalaya (mit Mt.Everest)
 - nur dünn besiedelt, stark vergletschert
 - Schneegrenze 5.000 ,

Infrakstruktur: Straßennetz - ca. 2.000 km Straße
Eisenbahnnetz - 2 Stichbahnen im Terai
Flugverbindungen: ein internat. Flughafen in KTM
5 Flughäfen sind im Ausbau
20 Landestrecken sind in der Trockenzeit benutzbar

Medien: Rundfunk und Presse, Fernsehen gibt es bis jetzt noch nicht

Schulsystem: es besteht keine Schulpflicht
Grundschule (1 - 3) ist schulgeldfrei
1/3 der Kinder im Grundschulalter besucht die Schule
Etwa nur die Hälfte der Kinder kommt über das erste Schuljahr hinaus, unregelmäßiger Schulbesuch,
Schulwesen befindet sich im Ausbau, Schwerpunkt Lehrerbildung
einzige Universität des Landes befindet sich in KTM.
Rund 88 % der Bevölkerung (über 15 J.) sind Analphabeten.

Gesundheitswesen: öffentl. Gesundheitsdienst ist noch unzureichend. Mangelnde Hygiene und fehlende sanitäre Einrichtungen fördern das Ausbreiten von Krankheiten.
Hohe Sterblichkeit unter Säuglingen da unzureichende und einseitige Ernährung
Tuberkulose, Typhus und Krankheiten der Atmungs- und Verdauungsorgane sind am häufigsten, Lepra
1974 gab es für je 5.000 Menschen ein Krankenhausbett und einen Arzt für 30.000 Menschen in Nepal.

Das soll nun für heute genug an Strukturdaten und allgemeinen Informationen sein. Dafür möchte ich Euch noch ein bißchen von meinen Erlebnissen und Erfahrungen hier in Kathmandu erzählen:

Als ich hier vor vier Monaten ankam, sah ich alles noch mit "deutschen Augen" und verglich alles mit Deutschland. So blieb mir auch trotz guter Vorbereitung der be-

sagte "Kulturschock" nicht erspart. Ich fühlte mich manchmal ins Mittelalter oder dann wieder in ein Märchen von 1001 Nacht versetzt - auf alle Fälle hatte ich manchmal den Eindruck, daß ich alles nur träume.

Heute muß ich manchmal lachen oder mich schon wundern und verstehe mich selbst nicht mehr, wenn ich die Tagebucheinträge der ersten Wochen nachlese.

"Nepal ist anders" so könnte ich kurz und treffend ausdrücken, was ich erlebt habe und noch erlebe. Gegensätze prallen hier an allen Ecken und Enden aufeinander:

- die Himalayas, die das Kathmandutal umgeben und die terrassierten Reisfelder sind ein geradezu paradiesischer Anblick.
- das Fehlen sanitärer Anlagen und Abfallbeseitigung, das die Straßen zu "Toiletten" und Abfallplätzen macht. Oft bekommt man den penetranten Gestank aus der Nase nicht mehr weg.
- die unzähligen Tempel und Götter, die das Stadtbild und das Leben der Bevölkerung prägen. Das alltägliche Leben ist hier untrennbar mit dem Hinduismus und dem religiösen Leben verbunden.
- das ist ein totaler Gegensatz zu unserer Säkularisierung und unserer christlich geprägten Kultur.
- die alten Häuser mit wundervoll geschnitzten Holzfenstern und die Schnitzereien an den Tempeln zeugen von hohem handwerklichen Können und Geschicklichkeit in der Vergangenheit, heute scheinen sie zu verfallen und die Kunst scheint auszusterben.
- das Straßenbild wird geprägt von Kühen (die immer Vorfahrt haben), Fahrradrikschas, modernen japanischen Autos und Menschen, die schwere Lasten auf dem Rücken tragen oder Karren von Hand schieben.
- in der Alstadt findet man in den engen Basarstraßen kleine Krämerläden, in denen es noch alles offen gibt, daneben sind kleine Handwerksbetriebe (Schmiede, Schreiner, Schuhmacher) und Stoffläden.
- Im modernen Teil reihen sich die Büros der Fluggesellschaften und Andenkengeschäfte für die Touristen, sowie Läden und Boutiquen nach westlichem Muster
- Hippies und Neckermanntouristen, Expeditionen und Forschungsreisende fühlen sich gleichermaßen von Nepal angezogen und prägen das Stadtbild.
- 5-Sterne-Hotels mit Swimmingpool und Casino neben lausigen Hippiespelunken und dazwischen kleine Nepalihäuser und große alte Ranapaläste aus der Vergangenheit.

Desgleichen ist auch die "United Mission to Nepal" eine Einrichtung, die wohl auf dem Gebiet der kirchlichen Entwicklungshilfe einmalig ist. 30 Missionsgesellschaften aus 15 Ländern haben sich zusammen geschlossen und bilden die UMN. Die UMN arbeitet hier in Nepal auf Vertragsbasis mit der Regierung. Die Mitarbeiter arbeiten im Bereich Gesundheit, Erziehung und Entwicklung (technisch und agrarisch).

Ich sehe mich hier nicht nur mit der nep-hinduistischen Kultur konfrontiert, sondern genauso mit der teilweise ganz anderen religiösen Sozialisation meiner Kollegen in der Mission. Leider mußte ich da bei mir feststellen, daß es mir gar nicht leicht fällt, Angehörige der eigenen Religion, also Mitchristen, zu tolerieren und auch liebend anzunehmen. Ja, ich habe noch viel zu lernen, das merke ich immer wieder.

Tea-shop

Wie schon erwähnt, ist es für Nepalis nicht erlaubt, den Glauben zu wechseln und der United Mission ist es auch verboten, zu evangelisieren. Selbst diese strenge Gesetzgebung hindert aber die christliche Kirche in Nepal nicht, sich immer zu vergrößern. Heute zählt sie etwa 2.500 Christen in ganz Nepal. Im vergangenen Sommer gab es wieder eine Verhaftungswelle unter Christen in Butwal/Terai und die Sache ist heute noch nicht abgeschlossen, wenn die Leute inzwischen auch wieder aus dem Gefängnis herausgekommen sind.

Diese Erfahrung bzw. das Miterleben, für seinen Glauben eingesperrt zu werden und eventuell auch in beruflicher Hinsicht Einbußen und Schikanen hinnehmen zu müssen, hat mich sehr nachdenklich und betroffen gemacht. Ich musste mich fragen, ob ich solche Situationen auch aushalten könnte, ohne umzufallen und nachzugeben.

Ich habe hier auch erstmals erfahren, was es heißt, zu einer religiösen Minderheit zu gehören - unsere christlichen Feste wie Weihnachten oder Ostern werden hier nicht gefeiert, ich meine, es sind nicht automatisch freie Tage. Ich muß so dieses Jahr an Weihnachten in der Schule unterrichten und das ist schon sehr ungewohnt für mich. Für die nepalesischen Christen ist es natürlich viel schlimmer und schwerer, denn sie sind von den Festen des Hinduismus ausgeschlossen, und das ist fast gleichzusetzen mit Ausschluß aus dem gesellschaftlichen Leben.

|

3

Ich möchte nun noch ein bißchen über meine zukünftige Tätigkeit berichten. Als Lehrerin gehöre ich dem "Education-Board" der UMN an. Die UMN arbeitet auf dem Erziehungsgebiet in Kathmandu, Pokhara und im Gorkha-District. Gorkha liegt westl. von Kathmandu zwischen Kathmandu und Pokhara.

Die UMN hat keine eigenen Missions-schulen mehr, alles sind Regierungs-schulen. Im Gorkhadistrict hat die UMN eine Vereinbarung mit dem Erziehungs-ministerium getroffen, an verschiedene Dorfschulen ausländische Lehrer hinzu-senden, die im Bereich der Sekundarstu-fe unterrichten. Hier besteht ein gros-ser Mangel an Englisch, Mathe- und na-turwissenschaftlichen Lehrern.

In meinem Falle sieht es nun so aus, daß ich an die Oberschule nach Amp Pipal komme, wo ich "General Science" unterrichten soll. Ich werde an dieser Schule die einzige nichtnepalesische Lehrkraft sein und muß natürlich von Anfang an in Nepali unterrichten.

Kinder in Nepal

Ich werde in Amp Pipal ein ganz anderes Nepal kennenlernen, als ich es bisher von Kathmandu her kannte. Amp Pipal wird jedoch für ganz Nepal viel typischer sein, als hier das Leben in einer Großstadt.

Das fängt schon damit an, daß es keine Straße nach Amp Pipal gibt und ich nach fünf Stunden Busfahrt noch acht Stunden zu Fuß bergauf gehen muß. Strom und fliessend Wasser gibt es nicht, und auch die Schule wird wohl sehr verschieden sein zu den unseren in Deutschland.

Was ich wohl am meisten in der ersten Zeit brauchen werde, ist Geduld, Offenheit, offene Ohren und gute Augen, viel Humor und Eure Fürbitte!

So, das wäre es mal fürs erste von mir.

Ich hoffe, meine Ausführungen waren nicht zu langatmig, daß Ihr schon nach der Hälf-te den Brief aus der Hand gelegt habt.

Vielen Dank all denen, die mir schon geschrieben haben und denen ich noch nicht geantwortet habe. Ich hoffe, es hiermit getan zu haben. Danke auch für Eure Bereit-

schaft, durch Geldspenden den Menschen hier in Nepal zu helfen. Darf ich Euch bitten, falls ihr etwas spenden wollt, dieses über die Gossner Mission zu tun. Sie unterstützt einige Stipendienprogramme und Studentenprogramme hier in Nepal. Wenn Ihr den Vermerk "für Nepal" hinzufügt, dann kommt es auch hierher. Ich habe im Augenblick noch zu wenig Überblick, wem man direkt helfen könnte. Vielleicht, wenn ich einige Zeit in Amp Pipal bin und die Situation dort besser kenne und auch einschätzen kann.

Ich hoffe nun, daß Ihr ein ruhiges und fröhliches Weihnachtsfest verbracht habt und wünsche Euch allen Gottes Segen für das neue Jahr 1979, Kraft und Freude für Eure Aufgaben.

Eure
Else Furthmüller

Postanschrift, die auch für Amp Pipal gilt:

Else Furthmüller
UMN P.O.Box 126
Kathmandu
NEPAL

Konten der Gossner Mission:

Postscheckkonto Berlin West Nr. 520 50-100

Berliner Bank (BLZ 100 200 00) Kto. 0407480700

Else Furthmüller

1/29 Thapathali
UMN P.O.Box 126
Kathmandu, Nepal

Dezember 1978

1. Rundbrief

NAMASTE, liebe Freunde

Nun bin ich schon vier Monate in Nepal. Mein Sprachkurs ging am 1.12. zu Ende, nachdem ich einen Abschluss test geschrieben hatte. Bis zum 8.12. läuft nun noch ein abschliessendes "Orientierungsprogramm" der UMN, das während des Sprachkurses schon begonnen hatte. Hierbei erhalten wir einen Einblick und Information über Land, Leute, Kultur, Religion, Geschichte, Regierung und die Arbeit der UMN.

In den ersten Monaten wohnte ich in einem der Gästehäuser der UMN in Kathmandu. Wir waren der bis jetzt grösste Sprachkurs der UMN mit 30 Sprachstudenten aus 8 verschiedenen Ländern, von 15 verschiedenen Organisationen gesandt.

Kurzer Steckbrief unserer Gruppe:

Alter: 25 Jahre bis ca. 55 Jahre, dazu 9 Kinder, 3 davon unter einem Jahr.

Berufe: Krankenschwestern, Hebammen, Ärzte, Ingenieure, Architekten, Verwaltungsangestellte und Lehrer/Sozialarbeiter.

Herkunftsländer: Canada, Deutschland, England, Finnland, Philippinen, Japan, Schweden und USA.



Sprachgruppe von Singha Durbar

Das Programm der UMN Sprachschule ist meines Erachtens recht gut. Nach nur 4 Monaten können wir schon beachtlich viel reden und verstehen. Dabei mussten wir, die 'Erstklässler' beginnen und ein neues Alphabet und auch andere Ziffern lernen. Sieben Lehrer unterrichteten uns täglich 3 Stunden (1 Einzelstunde und 2 Kleingruppenstunden). Nach der Schule mussten wir zu Hause nochmal 2-3 Stunden lernen - Vokabeln pauken, Lesen und Schreiben üben, Grammatik lernen und Sprachkassetten anhören. Mein 'Village-experience', Dorf-Erfahrung, in Lamachaur, über das ich ja schon berichtet habe, gehörte auch zum Sprachkurs.

Nun ist auch dieser letzte Teil der Vorbereitung abgeschlossen, und in Kürze werde ich KTM verlassen und an einer mir zugewiesenen Oberschule 'General Science', Naturwissenschaft, unterrichten.

Mein Grossgepäck ist schon auf dem Weg nach Amp Pipal, wo ich am 16.12. gleich mit meiner Lehrtätigkeit beginnen muss.

In vielen Briefen wurde ich gebeten, ein bißchen ausführlicher über Nepal im Allgemeinen zu berichten und das möchte ich nun versuchen:

Einige Strukturdaten:

Staatsform: konstitutionelle Hindu-Monarchie, 1969 als Königreich gegründet

Reg.-form: Panchayat-Demokratie parteienlose Demokratie

Bevölkerung: ca. 12,5 Mill. Einwohner, davon arbeitet ca. eine Million außerhalb des Landes.

Bev.-struktur: 24 Volksstämme, davon 2/3 indo-arischen Ursprungs, die dem Hinduismus angehören. 1/3 tibeto-burmesischen Ursprungs, meist Anhänger des Mahayana-Buddhismus

offizielle Staatsreligion: Hinduismus, allen nepalesischen Staatsangehörigen ist das Wechseln der Religion verboten

Staatssprache: Nepali in Devanagiri Schrift, etwa 50 % sprechen Nepali als Mutter-sprache

Fläche: 145 302 qkm lang und 200 km breit, etwa halb so groß wie BR Deutschland: liegt zwischen Indien und China, ca. 1/7 = 19 000 qkm sind landwirtschaftlich genutzt, keine nennenswerten Rohstoffvorkommen

geographische Gliederung: von Süden nach Norden in 3 Zonen einteilbar

- (1) Terai
 - Ausläufer der Ganges Tiefebene, dichtes Dschungelgebiet heute die Kornkammer des Landes
 - ist sommerlichen Monsunregen stark ausgesetzt - Überschwemmungen
- (2) Churiaberge
 - Hügelzone bis 4.000 meter steile Hänge und enge Flusstäler mit den Hochtälern von Kathmandu, Pokhara und Surkhet
 - hier wohnt der Großteil der Bevölkerung
- (3) Gebirgszone des Hochhimalaya (mit Mt.Everest)
 - nur dünn besiedelt, stark vergletschert
 - Schneegrenze 5.000 ,

Infrastruktur: Straßennetz - ca. 2.000 km Straße
Eisenbahnnetz - 2 Stichbahnen im Terai
Flugverbindungen: ein internat. Flughafen in KTM
5 Flughäfen sind im Ausbau
20 Landestrecken sind in der Trockenzeit benutzbar

Medien: Rundfunk und Presse, Fernsehen gibt es bis jetzt noch nicht

Schulsystem: es besteht keine Schulpflicht
Grundschule (1 - 3) ist schulgeldfrei
1/3 der Kinder im Grundschulalter besucht die Schule
Etwa nur die Hälfte der Kinder kommt über das erste Schuljahr hinaus, unregelmäßiger Schulbesuch,
Schulwesen befindet sich im Ausbau, Schwerpunkt Lehrerbildung
einzige Universität des Landes befindet sich in KTM.
Rund 88 % der Bevölkerung (über 15 J.) sind Analphabeten.

Gesundheitswesen: öffentl. Gesundheitsdienst ist noch unzureichend. Mangelnde Hygiene und fehlende sanitäre Einrichtungen fördern das Ausbreiten von Krankheiten.
Hohe Sterblichkeit unter Säuglingen da unzureichende und einseitige Ernährung
Tuberkulose, Typhus und Krankheiten der Atmungs- und Verdauungsorgane sind am häufigsten, Lepra
1974 gab es für je 5.000 Menschen ein Krankenhausbett und einen Arzt für 30.000 Menschen in Nepal.

Das soll nun für heute genug an Strukturdaten und allgemeinen Informationen sein. Dafür möchte ich Euch noch ein bißchen von meinen Erlebnissen und Erfahrungen hier in Kathmandu erzählen:

Als ich hier vor vier Monaten ankam, sah ich alles noch mit "deutschen Augen" und verglich alles mit Deutschland. So blieb mir auch trotz guter Vorbereitung der be-

sagte "Kulturschock" nicht erspart. Ich fühlte mich manchmal ins Mittelalter oder dann wieder in ein Märchen von 1001 Nacht versetzt - auf alle Fälle hatte ich manchmal den Eindruck, daß ich alles nur träume.

Heute muß ich manchmal lachen oder mich schon wundern und verstehe mich selbst nicht mehr, wenn ich die Tagebucheinträge der ersten Wochen nachlese.

"Nepal ist anders" so könnte ich kurz und treffend ausdrücken, was ich erlebt habe und noch erlebe. Gegensätze prallen hier an allen Ecken und Enden aufeinander:

- die Himalayas, die das Kathmandutal umgeben und die terrassierten Reisfelder sind ein geradezu paradiesischer Anblick.
- das Fehlen sanitärer Anlagen und Abfallbeseitigung, das die Straßen zu "Toiletten" und Abfallplätzen macht. Oft bekommt man den penetranten Gestank aus der Nase nicht mehr weg.
- die unzähligen Tempel und Götter, die das Stadtbild und das Leben der Bevölkerung prägen. Das alltägliche Leben ist hier untrennbar mit dem Hinduismus und dem religiösen Leben verbunden.
- das ist ein totaler Gegensatz zu unserer Säkularisierung und unserer christlich geprägten Kultur.
- die alten Häuser mit wundervoll geschnitzten Holzfenstern und die Schnitzereien an den Tempeln zeugen von hohem handwerklichen Können und Geschicklichkeit in der Vergangenheit, heute scheinen sie zu verfallen und die Kunst scheint auszusterben.
- das Straßenbild wird geprägt von Kühen (die immer Vorfahrt haben), Fahrradrikschas, modernen japanischen Autos und Menschen, die schwere Lasten auf dem Rücken tragen oder Karren von Hand schieben.
- in der Alstadt findet man in den engen Basarstraßen kleine Krämerläden, in denen es noch alles offen gibt, daneben sind kleine Handwerksbetriebe (Schmiede, Schreiner, Schuhmacher) und Stoffläden.
- Im modernen Teil reihen sich die Büros der Fluggesellschaften und Andenkenläden für die Touristen, sowie Läden und Boutiquen nach westlichem Muster
- Hippies und Neckermanntouristen, Expeditionen und Forschungsreisende fühlen sich gleichermaßen von Nepal angezogen und prägen das Stadtbild.
- 5-Sterne-Hotels mit Swimmingpool und Casino neben lausigen Hippiespelunken und dazwischen kleine Nepalihäuser und große alte Ranapaläste aus der Vergangenheit.

Desgleichen ist auch die "United Mission to Nepal" eine Einrichtung, die wohl auf dem Gebiet der kirchlichen Entwicklungshilfe einmalig ist. 30 Missionsgesellschaften aus 15 Ländern haben sich zusammengeschlossen und bilden die UMN. Die UMN arbeitet hier in Nepal auf Vertragsbasis mit der Regierung. Die Mitarbeiter arbeiten im Bereich Gesundheit, Erziehung und Entwicklung (technisch und agrarisch).

Ich sehe mich hier nicht nur mit der nep-hinduistischen Kultur konfrontiert, sondern genauso mit der teilweise ganz anderen religiösen Sozialisation meiner Kollegen in der Mission. Leider



Tea-shop

mußte ich da bei mir feststellen, daß es mir gar nicht leicht fällt, Angehörige der eigenen Religion, also Mitchristen, zu tolerieren und auch liebend anzunehmen. Ja, ich habe noch viel zu lernen, das merke ich immer wieder.

Wie schon erwähnt, ist es für Nepalis nicht erlaubt, den Glauben zu wechseln und der United Mission ist es auch verboten, zu evangelisieren. Selbst diese strenge Gesetzgebung hindert aber die christliche Kirche in Nepal nicht, sich immer zu vergrößern. Heute zählt sie etwa 2.500 Christen in ganz Nepal. Im vergangenen Sommer gab es wieder eine Verhaftungswelle unter Christen in Butwal/Terai und die Sache ist heute noch nicht abgeschlossen, wenn die Leute inzwischen auch wieder aus dem Gefängnis herausgekommen sind.

Diese Erfahrung bzw. das Miterleben, für seinen Glauben eingesperrt zu werden und eventuell auch in beruflicher Hinsicht Einbußen und Schikanen hinnehmen zu müssen, hat mich sehr nachdenklich und betroffen gemacht. Ich musste mich fragen, ob ich solche Situationen auch aushalten könnte, ohne umzufallen und nachzugeben.

Ich habe hier auch erstmals erfahren, was es heißt, zu einer religiösen Minderheit zu gehören - unsere christlichen Feste wie Weihnachten oder Ostern werden hier nicht gefeiert, ich meine, es sind nicht automatisch freie Tage. Ich muß so dieses Jahr an Weihnachten in der Schule unterrichten und das ist schon sehr ungewohnt für mich. Für die nepalesischen Christen ist es natürlich viel schlimmer und schwerer, denn sie sind von den Festen des Hinduismus ausgeschlossen, und das ist fast gleichzusetzen mit Ausschluß aus dem gesellschaftlichen Leben.



Kinder in Nepal

Ich werde in Amp Pipal ein ganz anderes Nepal kennenlernen, als ich es bisher von Kathmandu her kannte. Amp Pipal wird jedoch für ganz Nepal viel typischer sein, als hier das Leben in einer Großstadt.

Das fängt schon damit an, daß es keine Straße nach Amp Pipal gibt und ich nach fünf Stunden Busfahrt noch acht Stunden zu Fuß bergauf gehen muß. Strom und fliessend Wasser gibt es nicht, und auch die Schule wird wohl sehr verschieden sein zu den unseren in Deutschland.

Was ich wohl am meisten in der ersten Zeit brauchen werde, ist Geduld, Offenheit, offene Ohren und gute Augen, viel Humor und Eure Fürbitte!

So, das wäre es mal fürs erste von mir.

Ich hoffe, meine Ausführungen waren nicht zu langatmig, daß Ihr schon nach der Hälfte den Brief aus der Hand gelegt habt.

Vielen Dank all denen, die mir schon geschrieben haben und denen ich noch nicht geantwortet habe. Ich hoffe, es hiermit getan zu haben. Danke auch für Eure Bereit-

Ich möchte nun noch ein bißchen über meine zukünftige Tätigkeit berichten. Als Lehrerin gehöre ich dem "Education-Board" der UMN an. Die UMN arbeitet auf dem Erziehungsgebiet in Kathmandu, Pokhara und im Gorkha-District. Gorkha liegt westl. von Kathmandu zwischen Kathmandu und Pokhara.

Die UMN hat keine eigenen Missions-schulen mehr, alles sind Regierungs-schulen. Im Gorkhadistrict hat die UMN eine Vereinbarung mit dem Erziehungs-ministerium getroffen, an verschiedene Dorfschulen ausländische Lehrer hinzu-senden, die im Bereich der Sekundarstu-fie unterrichten. Hier besteht ein gros-ser Mangel an Englisch, Mathe- und na-turwissenschaftlichen Lehrern.

In meinem Falle sieht es nun so aus, daß ich an die Oberschule nach Amp Pipal komme, wo ich "General Science" unterrichten soll. Ich werde an dieser Schule die einzige nichtnepalesische Lehrkraft sein und muß natürlich von Anfang an in Nepali unterrichten.

Gossner Mission

schaft, durch Geldspenden den Menschen hier in Nepal zu helfen. Darf ich Euch bitten, falls ihr etwas spenden wollt, dieses über die Gossner Mission zu tun. Sie unterstützt einige Stipendienprogramme und Studentenprogramme hier in Nepal. Wenn Ihr den Vermerk "für Nepal" hinzufügt, dann kommt es auch hierher. Ich habe im Augenblick noch zu wenig Überblick, wem man direkt helfen könnte. Vielleicht, wenn ich einige Zeit in Amp Pipal bin und die Situation dort besser kenne und auch einschätzen kann.

Ich hoffe nun, daß Ihr ein ruhiges und fröhliches Weihnachtsfest verbracht habt und wünsche Euch allen Gottes Segen für das neue Jahr 1979, Kraft und Freude für Eure Aufgaben.

Eure
Else Furthmüller

Postanschrift, die auch für Amp Pipal gilt:

Else Furthmüller
UMN P.O.Box 126
Kathmandu
NEPAL

Konten der Gossner Mission:

Postscheckkonto Berlin West Nr. 520 50-100

Berliner Bank (BLZ 100 200 00) Kto. 0407480700

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 623
Datum 20. 1. 77
Handzeichen P.

Ellen Muxfeldt
Okhaldunga
Im Oktober 1976

An Freunde!

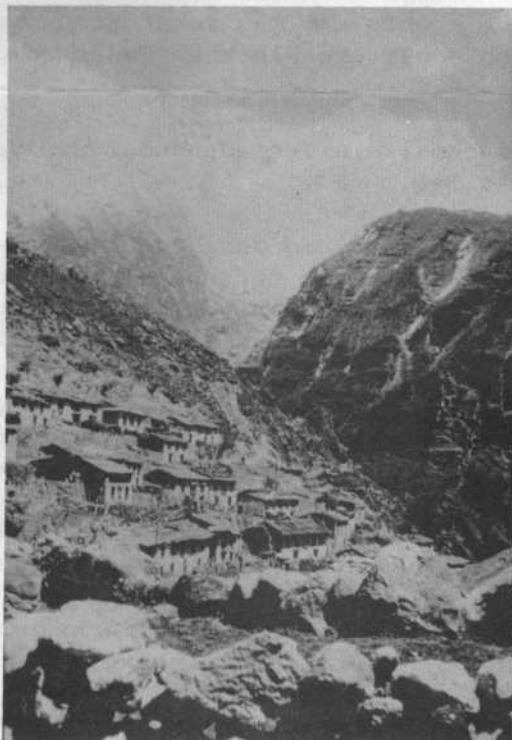
Der Stapel unbeantworteter Briefe wächst und so will ich "das Erzählen" mal wieder in einem Rundbrief erledigen.

Im September mußten Dr. Ito und ich zu einer Sitzung nach Kathmandu, und um einen Eindruck von Entfernungen und Verkehr hier in Nepal zu vermitteln, ist es vielleicht ganz interessant, die Reise nach Kathmandu zu beschreiben:

Um den großen Flüssen möglichst aus dem Weg zu gehen, hatten wir uns zu der nördlichsten Route entschlossen und einen Umweg mit eingeplant. Von Okhaldunga brachen wir früh morgens auf, den ersten Fluß mußten wir gleich hinter dem Hospital durchqueren, und es folgte ein steiler Aufstieg durch Dschungel, den wir die Blutegelrennbahn nannten. Vom Regen begünstigt waren sie zu Hunderten auf der Lauer. Mancher Stein sah aus, als winke er unseren Füßen mit unzähligen Armen entgegen, aber die gemeinere Variante saß in den Bäumen und Sträuchern und ließ sich auf uns niederfallen. Eine blutige Angelegenheit.

Schon nach kurzer Zeit trafen wir auf Sherpadörfer, ein Gebiet, in das ich bislang noch nicht vorgedrungen war. Mit zunehmender Höhe hatten wir auch die schlimmste Phase der Blutegel hinter uns. Diese ersten Sherpadörfer waren

sehr ärmlich - die holzgedeckten Häuser auffallend schmutzig - die Kinder unterernährt und die Felder karg. Später kamen wir durch Sherpaland, das sehr wohlhabend war, zumindest im Vergleich zu den Bergdörfern, die ich bislang kennengelernt habe.



Sherpadorf im Hochgebirge

In über 3000m Höhe sind die Morgen zu dieser Jahreszeit schon recht kühl und man ist froh, die Wanderung wieder aufzunehmen, durch eine wunderschöne Landschaft mit Rhododendronbäumen, Nadelwäldern, langhaarig bemoosten urigen Bäumen und tausenden von Blumen.

Die Nacht verbrachten wir in einer Bretterhütte, die nur aus einem Raum bestand, mit fast zwanzig anderen Leuten, die waren in großen Körben nach Okhaldunga brachten.

Bis nach Mitternacht brannte ein Holzfeuer und der Rauch füllte den Raum. Wir hatten dichtgedrängt unsere Schlafsäcke auf dem Bretterfußboden ausgerollt und vergruben unsere Köpfe um Schutz zu finden.

Der neue Tag begann vor Sonnenaufgang und mit geschnürten Rucksäcken zum Aufbruch bereit bestaunten wir die ersten Lichtstrahlen, die die Himalayriesen, unter ihnen der Mount Everest, erleuchteten ließen.

Schließlich ging es über die Baumgrenze hinaus in eine Welt von Yaks, Wiesen, Wind und Enzian. Behausungen wurden immer seltener. Vom Wind durchpustet und mit müden Beinen fanden wir eine bescheidene buddhistische Lamasery, wo wir in niedriger Hütte uns am Feuer aufwärmten und mit Milch bewirtet wurden.

Am Spätnachmittag erreichten wir eine Sherpakäserei, 4065m hoch laut Karte und mit Yakherden als einzigen Nachbarn. Obwohl nur in der Regenzeit Käse hergestellt werden kann, ist es eines der wenigen Entwicklungsprojekte in Nepal, das inzwischen selbstständig und obendrein rentabel läuft. In der Einsamkeit freut man sich über Besuch und so wurden eilig große runde Käse umgepackt, um Platz für unsere Schlafsäcke in den Regalen zu schaffen.

Nie war ich den Schneebergen so nahe gewesen, und wir nahmen uns trotz Wind und Kälte am folgenden Morgen Zeit, das Bild in uns einsinken zu lassen, bevor wir unsere Vorräte um Käse bereichert, in Richtung Kathmandu marschierten.

In den folgenden Tagen brachen wir meistens morgens zwischen sechs und sieben Uhr auf, nach einem Frühstück von gestampften Reiskörnern, Zeit zum Kochen nahmen wir uns nur noch abends. Bei kurzem Rasten rührten wir geröstetes Mehl in den Tee, ein Gemisch, das den Magen gegen jegliches Hungergefühl zukleistert. Jeder Tag bescherte uns stundenlange heftige Regenschauer. Beim Laufen gab es immer nur eine Variante: entweder steil bergauf oder genauso steil bergab.

Nach mehreren Stunden abwärts laufen, wobei das Wasser oft wadentief den Berg hinabschoß und die Füße nicht immer und nur mühsam Halt fanden, fühlten sich meine Beine wie ausgeleierte Gummibänder an. Abends war man recht froh, irgendwo Unterschlupf zu finden, wo eventuell dann sogar ein Platz am Feuer zum Trocknen der Kleider war.

Ein Dach über dem Kopf fanden wir immer, manchmal ein Teeladen oder die Veranda eines Hauses oder auch eine Ecke des Viehstalles.

Dr. Ito hatte sich Goethes Faust und Luthers Übersetzung des Neuen Testamentes ausgesucht, um mit meiner Hilfe seine Deutschkenntnisse aufzubessern. Es gab Abende, wo ich müde genug war, dann mehr Mitleid mit mir als mit Goethe zu haben. Wir hatten außerdem einen Stapel Schriftzeug zu verdauen, um ausreichend auf die bevorstehende Konferenz vorbereitet zu sein. Manchmal versammelte sich die ganze

Nachbarschaft, und es gab allerhand Spaß, wenn Begebenheiten mit anderen merkwürdigen Ausländern erzählt wurden. Es wurde auch gesungen, aber im allgemeinen reichte schon unsere bloße Erscheinung aus, um Neugierde und Aufmerksamkeit für Stunden zu fesseln.



Wir werden aufmerksam bestaunt

Freude, als wir morgens am siebenten Tag weit unter uns die Straße sahen. Vier

Am Morgen des fünften Tages erwachte ich mit geschwollenem Knöchel, eine Sehnenscheidenentzündung durch angestrengetes Bergablaufen, die von da an bei jedem Schritt schmerhaft spürbar war. Mein Schlafsack war hoffnungslos verfloht und eine nächtliche Peinigung. So war ich dann voll ungeduldiger

Stunden Busfahrt brachten uns nach Kathmandu. Die Konferenz begann am kommenden Morgen.

Kathmandu, das heißt zunächst die Möglichkeit zu duschen --- Toiletten --- ein Bett mit Matratze und ohne Ungeziefer --- Nachrichten, von dem was inzwischen in der Welt passiert ist --- und eventuell sogar Post, die noch nicht veraltet ist.

Für die nächsten vier Tage war Sitzung. Daß wir in der "großen Stadt" waren, merkte man an den Themen der Pausengespräche, der abwechslungsreichen Kost und daran, daß die lang dauernden Abendsitzungen elektrisch beleuchtet waren.

Kathmandu war recht heiß und sehr viel trockener als es bei uns oben im Osten war. Die Zeit mit Freunden nach Monaten der Abgeschiedenheit war recht karg bemessen, bevor es zurück in die Berge ging.

Dr. Helen von Amp Pipal war mit von der Partie als Urlaubsvertretung für Dr. Ito. Das ausgesprochen gute Wetter und die Tatsache, daß Helen sich vor der langen Wanderung fürchtete, ließ uns den kurzen Weg vom Süden her wählen.

Die Reise begann mit einer ein-tägigen Busfahrt, die ersten sieben Stunden ohne Unterbrechung Serpentinen. Wir saßen zu dritt in Taschenmesser-klappstellung (= die Beine an den Bauch gepresst) an eine Bank gekrallt, die in unseren Breiten Platz für anderthalb Personen bietet. Der Mittelgang war horizontal mit Leibern zugeschichtet, und selbst stärkere Mägen schienen die Kurven hoch oder runter nicht zu verkraften.



Dr. Helen mach Visite



Aufbruch zur Reise

So flüchtete ich ziemlich schnell auf das Dach des Busses, von wo aus ich zwischen Säcke eingeklemmt, in den Minuten wo ich die Augen nicht zukniff, eine Aussicht genoß, die kein Touristenbus der Welt bieten kann.

Gegen Nachmittag erreichten wir das Terrai, das den Süden des Landes bildet. Eine flache (!!!) ungeheuer heiße Tiefebene, durch welche die Grenze nach Indien verläuft. Rechts und links der Straße Dschungel. Gelegentliche Dörfer erinnerten wie auch ihre Einwohner mehr an Indien als an Nepal.

Die Nacht verbrachten wir auf einer japanischen Versuchsfarm, wo wir zum letztenmal den Luxus eisgekühlten Trinkwassers und einer Dusche genos-

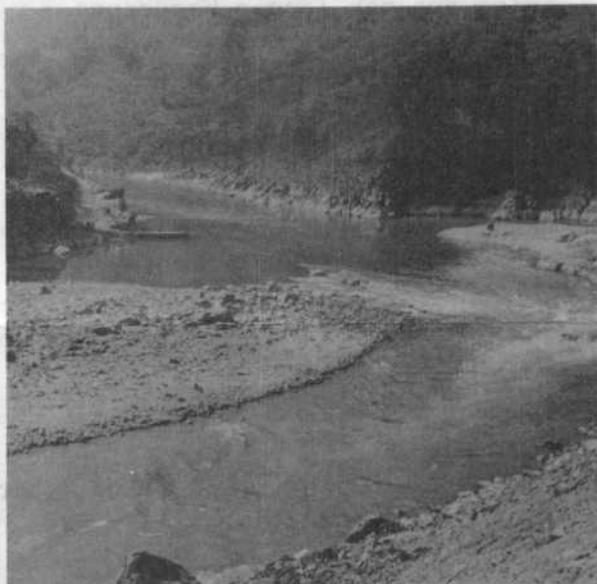
sen: wir waren völlig erschöpft von unserer Fahrt. Den beiden Sherpaträgern und auch uns machte die schwüle Hitze, die auch nachts nur wenig nachließ, sehr zu schaffen. Die Busfahrt hatte wegen reissender Flüsse lange vor dem normalen Ziel ihr Ende gefunden, und so beschlossen wir, für das Gepäck ein Pferd zu mieten, das uns an den Rand der Berge bringen sollte. Das arme Tier brach auf halbem Weg zum nächsten Dorf zusammen. So waren wir gezwungen, nach nur halber Tageswanderung in dem Dorf zu bleiben, da vor uns fünf bis sechs Stunden dichter Dschungel ohne Übernachtungsmöglichkeit lag.

Für die Dorfbewohner waren wir eine rechte Unterhaltung: --- Dr.Ito mit einem großen Netz bewaffnet verfolgte Käfer und Schmetterlinge - Dr.Helen saß singend in einem teashop, umringt von einer ansehnlichen Hörerschaft. Ich schlich mich davon, um im Schatten eines Baumes die ärgste Hitze des Tages zu verschlafen, aber selbst das lockte eine Schar von Kindern herbei, die sich um mich herum kauerten und meine Merkwürdigkeit kommentierten, nicht ahnend, daß ich verstand.

Drei Tage verbrachten wir im Terrai. Wir liefen viele Stunden ein Flußbett entlang durch faszinierenden Dschungel, von denen die Sherpas wußten, daß hier vor nicht langer Zeit Tiger reichlich Menschenbeute machten. Wir wurden an Flüssen aufgehalten, deren Brücken weggeschwommen waren und die nach jedem Regenfall in den Bergen mächtig anschwollen. Der Kamalafluß war der Schlimmste. Nach langem Warten stiegen wir aneinandergeklammert und an den Seiten von starken einheimischen Männern flankiert in das Wasser, das bis unter die Achseln ging und uns die Füße unter dem Leib fortzureißen drohte.

Den ganzen folgenden Tag liefen wir einen Fluß entlang, den wir ungezählte Male durchkreuzen mußten, aber keine Durchquerung war so schwierig, wie die des Kamala. Der Sunkoshi, dem ich mich zu dieser Jahreszeit selbst in einem Boot nicht anvertraut hätte, grüßte uns mit einer ausgezeichneten Hängebrücke. Nicht alle Brücken sind eine echte Erleichterung, manche bestehen aus einem einzelnen Baumstamm oder aus schwingenden Bambusgeflechten.

Wir waren recht froh, als wir die Berge erreichten und langsam der flimmernden Hitze entflohen.



Verkehrshindernisse: Flüsse ohne Brücken



Es folgten weiter drei Tage, fast ausschließlich steil bergauf. Je länger unsere Reise dauerte, desto bewußter wurde mir, daß es doch ein recht abgelegener Ort ist, unser Okhaldunga.

Inzwischen ist die Regenzeit vorüber -- es gibt wieder Flugverbindung von und nach Kathmandu, gesetzt den Fall es gelingt einen der vier oder fünf Plätze des kleinen Flugzeuges zu ergattern. Jedenfalls bringt es uns jeden Mittwoch den auf 1kg begrenz-

ten Postsack.

Über die direkte Postanschrift sind doch viele Briefe verloren gegangen. Die Posttrenner können oft nicht lesen und auch der Angestellte hier in Okhaldunga hat mit dem Nepali seine rechte Mühe, mehr noch mit der fremdem Post.

Deshalb ist es ratsam, Briefe wieder über Kathmandu zu schicken.

Falls jemand mich besuchen möchte und keine Gelegenheit zu fliegen hat, ich bin gerne bereit, weitere Tips für die Wanderschaft zu geben.

Liebe Grüße

Ellen

Postanschrift:

Ellen Muxfeldt
c/o P.O. Box 126
Kathmandu, NEPAL

Rundbriefversand:

GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41

Ellen Muxfeldt

P. O. Box 126
Kathmandu
Nepal

Brief an Freunde!

Zuerst dachte ich, ich nehme den leichten Weg heraus und erledige meine Weihnachtspost in einem Rundbrief. Nun brüte ich seit Tagen und finde inzwischen, daß es weitaus mühevoller ist, da es einfach schwierig ist, etwas von gemeinsamer Bedeutung zu sagen, wenn schon in einem Freundeskreis mit Weihnachten so verschiedene Dinge verbunden sind, vom reinen Geschenkrummel bis hin zum "Knaben im lockigen Haar".

Hier in Nepal ist es durchaus alltäglich, daß Kinder im Stall zwischen Rindviechern geboren werden, und es hat nichts Romantisches an sich, sondern ist lediglich ein Zeichen menschlicher Not.

Daß Jesus sich von Geburt an mit denen, die Not leiden, identifiziert hat, ist mir hier in dieser Situation wieder besonders klar geworden und hilft mir, meine Wertvorstellungen zu korrigieren, und das ist hier auch sicherlich leichter, wo die Umgebung gleichgültig ist und es keine Kaufhäuser gibt, in denen man das Fest zu Höchstpreisen ersteigern kann.

Bei uns läuft die Arbeit in gewohnter Weise weiter, auch wenn es nicht besonders hektisch zugeht, da die meisten Leute noch in den Reisfeldern arbeiten, um die Ernte einzubringen, und wenig Zeit zum Kranksein haben.

Wir planen, unser Community Health Programme auf ein größeres Gebiet auszuweiten, und warten nun gespannt auf die Genehmigung der Regierung.

Für mich heißt das dann, daß ich meine Nepalifamilie verlasse und in ein weiter entferntes Dorf ziehe, um dort die Arbeit zu organisieren.

(1 bis 2 mal wöchentlich Kliniken für Kinder unter 5 Jahren, Tuberkulose und Leprakontrolle, Impfkampagnen und Unterricht in der Schule, Geburtshilfe und Ausbildung freiwilliger Helfer)

Ich freue mich sehr darauf, und es braucht einmal wieder viel Geduld, die Zeit des Wartens auf Entscheidungen und Unterschriften zu überstehen.

Das wären so eigentlich die Neuigkeiten von hier oben. - Den Nachrichten von zu Hause und Berlin sehe ich diesmal mit besonderer Erwartung entgegen, da Uwe sie persönlich bringen wird.

So wünsche ich denn allen, die sich die Mühe machen, dies zu lesen, ein Weihnachten, wo auch Zeit zum Freuen und zum Nachdenken bleibt

Ellen

Gossner-Mission, Handjerystraße 19/20, 1000 Berlin 41

Ellen Muxfeldt
P.O. Box 126
Kathmandu/Nepal

Im Februar 1975

Versuch eines ersten Berichtes

Ende Juli vergangenen Jahres traf ich nach aufregenden Wochen der Vorbereitung und des Abschiednehmens in Kathmandu ein. Vor Beginn der Sprachschule am 1. August blieb mir noch ein wenig Zeit, mir die neue Umgebung zu erobern und erste Bekanntschaften zu schliessen.

Schienen auch manche Tage in den folgenden vier Monaten endlos lang -- vor allem, wenn es galt, eine Klausur zu schreiben -- so verging die Zeit insgesamt gesehen doch wie im Fluge mit täglich intensiven Arbeitsstunden. Wir waren ungefähr 20 Sprachschüler aus den verschiedensten Ländern, mit ebenso unterschiedlichen Berufen und Vorstellungen und so ist es eigentlich ein kleines Wunder, dass wir in relativ kurzer Zeit echte Gemeinschaft untereinander fanden. Dieser Prozess wurde zwangsläufig begünstigt durch unser dichtes "Aufeinanderwohnen" im Gästehaus der United Mission.

Unser Tag fing mit gemeinsamer Andacht und Frühstück an, gleich danach begann die Arbeit. In zwei Gruppen aufgeteilt, hatten wir eine sogenannte "Konversationsklasse", der sich eine Unterrichtsstunde in Kleingruppen zu zwei und drei anschloss, und der Rest des Tages wurde durch Einzelunterricht und Hausaufgaben gut ausgefüllt. Der Vergleich mit einer Gehirnwäsche drängte sich nahezu auf, dafür stellten sich aber auch erstaunlich schnell die ersten bescheidenen Erfolgsergebnisse ein, wenn man beim Einkauf im Bazar die wenigen Brocken anwenden konnte und manchmal tatsächlich verstanden wurde.

Aber die Sprachschulzeit bot nicht nur Gelegenheit, mehr über Kultur und Menschen Nepals zu erfahren, sondern war auch die beste Chance, die United Mission in Aufbau und Arbeitsweise kennzulernen. Die Gossner Mission ist ja nur ein Mitglied von inzwischen über 30 verschiedenen Missionsgesellschaften, deren Mitarbeiter nicht nur aus unterschiedlichen kirchlichen Gruppierungen, sondern auch aus einer Vielzahl von Ländern kommen. Betrachtet man allein die protestantische Kirche in ihrer Zerrissenheit, so ist es fast unglaublich, dass es doch möglich ist, nicht nur gezwungenermassen auszukommen, sondern die Verschiedenheit auch als Bereicherung der eigenen Ansicht positiv wahrzunehmen und gemeinsam zu erarbeiten. Bedauert habe ich nur, dass das Head Quarter der Mission inmitten einer rein nepalesischen Wohngegend ein kleines abgeriegeltes "Reich" mit hauptsächlich englisch-amerikanisch anmutendem Lebensstil darstellt.



Kleine Patienten in
Amp-Pipal

Dafür haben mich die freien Wochenenden, die ich fast immer bei Schwester Monika Schutzka verbracht habe, entschädigt. Monika wohnt als einzige Ausländerin in einem Dorf nicht weit von Kathmandu, aber in der Regenzeit nicht immer leicht (zumindest nicht sauber) zu erreichen. Dabei muss ich eigentlich sagen, dass ich meine erste Regenzeit in mancher Hinsicht sehr genossen habe -- wenn es früher verboten war, in strömendem Regen durch verlockend grosse Pfützen zu stapfen - war es hier oft eine unumgängliche Notwendigkeit. Und eine Radtour zu Schwester Monika glich meist einer Schlamm-Ralley.

Auf diesen Wochenendtouren hatte ich erstmalig Gelegenheit, praktischen Einblick in ein sogenanntes Community-Health-Programme zu gewinnen und konnte regelmäßig in einer "Under-5-Clinic" mitwirken. Man schätzt, dass in Nepal über 50 % der Kinder sterben bevor sie das fünfte Lebensjahr erreichen und dieses oft aus vermeidbaren Gründen. So gilt dann auch die besondere Aufmerksamkeit in dieser Arbeit den Kleinkindern, was selbstverständlich Schwan-gerenberatung und Familienplanung mit einschliesst, sich aber auch auf Unterricht in Schulen, Impfkampagnen und ähnliche Aktivitäten ausweitet. Da ich mich ja auf die gleiche Arbeit vorbereite, konnte ich viel von Monika lernen.

Anfang Dezember machte ich mich dann auf nach Amp-Pipal, einem kleinen Dorf im Gorkha-Distrikt, wo seit 1957 eine Missionsstation ist. Bis vor zwei bis drei Jahren war Amp-Pipal vier bis fünf Tagesmärsche von Kathmandu entfernt, inzwischen hat eine Strasse die Entfernung auf sechs bis acht Stunden Busfahrt mit anschliessender, ebenfalls sechs bis achtstündiger Wanderung verkürzt. Bei günstiger Witterung gibt es sogar drei Mal die Woche die Möglichkeit zu fliegen, was den Fussweg um abermals vier Stunden verkürzt.

Die Missionsarbeit begann hier mit einer Schulklasse unter dem Dorfbaum. Gleichzeitig mit dem Schulunterricht wurden Lehrer ausgebildet, Gebäude wurden errichtet, und als 1973 die Regierung die Verantwortung für die Schulen übernahm, war diese "Baumschule" auf über 2.000 Schüler und ungefähr fünfzig Lehrer im Distrikt angewachsen. Heute arbeiten nur noch vereinzelt Mitarbeiter der Mission in diesen Schulen und sind der Regierung direkt unterstellt.

- Für ungefähr zehn bis zwölf Jahre war in Amp-Pipal auch eine Missionsfarm, die das auch heute noch recht einseitige Nahrungsangebot um einige Grundnahrungsmittel, Gemüseanbau und Viehzucht bereichert hat.

Die ersten Patienten wurden von dem Lehrer der ersten Schule behandelt, später kamen dann auch zwei Krankenschwestern und bauten eine kleine Dispensary auf, die sich seit 1969 zu einem Fünfzehn-Betten-Hospital, eine halbe Stunde Klettertour unterhalb des Dorfes ausgewachsen hat. In diesem Krankenhaus arbeite ich nun für die Dauer von drei Monaten, um mit den hiesigen Erkrankungen mehr vertraut zu werden und mit den Behandlungsmethoden, die schon allein durch die Begrenztheit der Mittel und Ausrüstung sehr anders aussehen, als z.B. in Berlin. Hauptsächlich aber werde ich von den beiden Ärzten des Hospitals weiter auf Diagnose und Therapie zugerüstet, um dann anschliessend selbstständig im Rahmen des Community-Health-Programmes zu arbeiten.

Das Krankenhaus in
Amp-Pipal / Gorkha



Das Amp-Pipal-Hospital hat zwar offiziell nur fünfzehn Betten, aber meistens mindestens doppelt so viele Patienten und dazu kommen noch die Angehörigen, die zur Teilversorgung der Patienten mit aufgenommen werden, und eine Ambulanz, in der täglich rund siebzig Patienten untersucht und versorgt werden.

Mancher Kranke wird von seinen Angehörigen mehrere Tage in einem Korb oder in einer Hängematte getragen, bis er das Krankenhaus erreicht. Durch die Jahreszeit bedingt (in den letzten Monaten war es des Nachts sehr kalt) herrschen an Verletzungen die Verbrennungen vor und vor allem Kleinkinder und Säuglinge scheinen regelmässig in die Feuerstellen zu rollen. Viele von ihnen sind von vornherein in sehr schlechtem Zustand durch Mangelernährung, starken Wurmbefall etc. Jetzt, im Winter, sind Erkältungen und Pneumonien so üblich, dass Mütter beunruhigt sind, wenn ihrem Kind die Nase nicht in einer Tour läuft und es nicht spuckt. Das weitaus grösste Problem scheint allerdings wohl die Tbc zu sein. In manchen Gegenden wird die Verseuchung auf über 60 % geschätzt. Auch die Zahl der Lepra-Kranken ist im Vergleich zu anderen Ländern der Dritten Welt recht hoch. Verletzungen und Knochenbrüche entstehen meistens bei Stürzen aus Bäumen und von Bergen, aber gelegentlich auch durch eine Begegnung mit einem Bären oder Leoparden. Mit zunehmender Wärme häufen sich allerdings auch wieder Typhus und Cholerafälle.

Obwohl ich eigentlich mit etwas Ungeduld meiner Arbeit in den Dorfkliniken entgegensehe, bin ich von der Arbeitsweise in unserem kleinen Hospital sehr fasziniert. Ein Grossteil des Personals besteht aus Nepalis, die hier am Krankenbett und im Labor ausgebildet wurden.

Amp-Pipal hat eine kleine christliche Gemeinde, die sich regelmässig zu Gottesdienst und Andachten trifft. Ein Nepali, der sich taufen lässt, macht sich vor dem Gesetz strafbar, das Religionswechsel verbietet und muss damit rechnen, ins Gefängnis zu kommen. Den weitaus grössten Druck, vor allem auf die verstreut lebenden Christen, aber übt wohl die Familie und die Dorfgemeinschaft aus. Abschliessend möchte ich nun noch kurz ein klein wenig versuchen zu schildern, wie wir hier leben, um damit den vielen sich wiederholenden Fragen zu begegnen.

Zusammen mit einer englischen Lehrerin und einer japanischen Diätassistentin bewohnen wir ein Haus genau auf der Spitze einer Hügel. Masai, die Japanerin, spricht kein Englisch und so reden wir ein Kauderwelsch aus Englisch und Nepali, denn meine Nepali-Kenntnisse, sind noch spürbar lückenhaft. Mit uns bevölkern das Haus ein Hund und ein Huhn, das zu unserer grossen Freude inzwischen angefangen hat, Eier zu legen. Aber Haus und Garten werden noch von allerlei anderem Viehzeug in Beschlag genommen: Zeitweise wurden wir nachts nahezu von Ratten überfallen - Spinnen gibt es in faszinierenden Größen, aber weitaus interessanter sind die vielen Gattungen von Ameisen, die Bücher, Fensterrahmen und der gleichen mehr fressen. Im Garten gibt es Schlangen, Skorpione und

viele Insekten, die ich nie zuvor gesehen habe; und sobald es regnet, wimmelt es von Blutegeln, die fast so lästig wie die Flöhe und Läuse sind, die ich regelmässig aus dem Hospital mit nach Hause bringe.

Ich bin jedenfalls immer wieder sprachlos erstaunt über die Vielzahl für mich neuartiger Lebewesen und Pflanzen und bedauere, dass ich nicht mehr davon verstehre.

Wenn ich aus meinem Fenster gucke, sehe ich vor der Kette der schneebedeckten Himalayariesen unseren Garten, in dem gerade die Bananen reifen und zaghafte Blumenkohl heranwächst. Für den Garten entwickle ich immer mehr Interesse, denn es wird ja mit in meinen Aufgabenbereich fallen, die Menschen in den Dörfern über Wasserleitungen, Latrinenbau und Möglichkeiten zur Verbesserung der Ernährung zu beraten. Aber es sind auch durchaus egoistische Gründe, denn schliesslich bildet alles, was dort wächst, eine Abwechslung auf unserem Mittagstisch. Bei uns gibt es nämlich jeden Tag Reis mit Dal (Linsensorte) und so weit vorhanden, Gemüsecurry.



Eine der wenigen guten Brücken auf dem Wege nach Amp-Pipal

Einmal in der Woche bekommen wir Post und unser Bote bringt uns dann auch jedesmal Wasserbüffelfleisch aus Kathmandu mit, monatlich Käse und sogar alle drei Wochen eine Eierlieferung (Die vorige Sendung ist beim letzten Erdbeben in der Küche zerpoltert). Da aber unser Huhn sich inzwischen besonnen hat, sind

wir recht gut versorgt.

Wir drei sind tagsüber zur Arbeit fort und ich teilweise auch des Nachts und so würden wir es wahrscheinlich ohne Meili, einem Nepalimädchen, das uns hilft, nicht schaffen, all' die zusätzlichen zeitaufwendigen Dinge im Haushalt zu bewältigen. Zum Beispiel muss alles Wasser, das wir verbrauchen, einen ziemlich langen Weg auf dem Rücken den Berg raufgetragen werden. Normalerweise backen wir unser Brot - seit einer Weile haben wir allerdings kein Mehl mehr und da wir für die Zeit der Krönung des Königs von Kathmandu völlig abgeschnitten sind - haben wir vorläufig zumindest nicht mehr die Möglichkeit dazu. Aus dem Rahm der Milch stellen wir das Fett für unseren Verbrauch her; und so gibt es vieles mehr, was für mich absolut neu ist. Ohne Strom zu leben, habe ich ja in England zu Streikzeiten schon geübt; und bei Petroleumlampe und Kaminfeuer ist es eigentlich urgemütlich.

Diese Bemerkungen sind nur als hingeworfene Stichworte zu verstehen, um vielleicht eine Vorstellung von unserem Alltag zu erwecken.

Jedesmal am Wochenende macht sich dann eine erwartende Spannung breit, denn dann kommt der Briefträger. Briefe sind halt etwas ganz besonderes hier -- selbst wenn ich es nicht immer schaffe, sie gebührend schnell zu beantworten, was teilweise aber daran liegt, dass sie mit sehr kompakten Fragen gespickt sind. So hoffe ich denn, einiges davon berichtet zu haben und werde sehr gerne in persönlichen Briefen auf Einzelheiten ausführlicher eingehen.

Zum Abschluss möchte ich noch allen für Briefe und Grüsse danken, die auch während einer längeren Krankheitszeit, in der ich nicht geantwortet habe, nicht ausblieben.

Ellen Muxfeldt

Schwester Ellen Muxfeldt ist Mitarbeiterin der Gossner Mission,
1 Berlin 41, Handjerystr. 19-20

Bericht einer "Gesundheits-Erzieherin"
nach 3 Jahren in Nepal

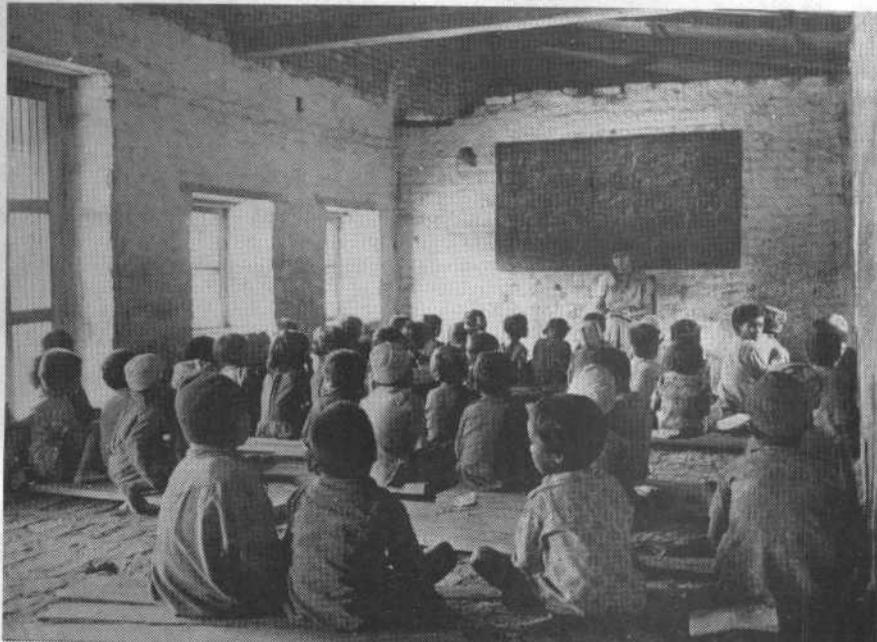
I. Die Herausforderung

Verbringe dreieinhalb Jahre im exotischen Nepal!
Neue Sprache!
Neue Gesichter!
Neue Kultur!
Bekämpfe die Hauptnot in Nepal durch Gesundheitserziehung!
Arbeite mit der Christengemeinde zusammen!
Hilf beim Aufbau der Kirche in Nepal!
Klingt abenteuerlich?
Das war's auch. Mit großer Aufregung nahm ich vor genau drei-einhalb Jahren diese Herausforderung an.



II. Die Wirklichkeit

- Was jahrhundertelang so abgelaufen ist, ändert sich nicht über Nacht. Die Hindu-Religion mit ihrer fatalistischen Lebensanschauung begünstigt das Annehmen der Verhältnisse und behindert dadurch Veränderungen. Armut behindert den Wechsel auch, weil dazu Geld nötig ist, die Übernahme eines Risikos und andere Dinge, die die Armen nicht haben. Analphabetentum verzögert die Möglichkeiten für Veränderung, denn dadurch kann man nur mit dem gesprochenen Wort und mit Vorführungen unterrichten. Aberglaube und Unwissenheit verdunkeln die Vorstellungskraft der Leute. Die Familien-Hierarchie, in der man dem Ältesten Respekt und Gehorsam schuldet, widersetzt sich dem Wechsel zum Beispiel bei Masern, wenn die Schwiegermutter der jungen Mutter verbietet, das Baby zu füttern, weil sie glaubt, daß das schadet.
- In den Schulen, wo ich unterrichtete, wurden die Stunden oft ohne Ankündigung



gestrichen wegen Schüler- oder Lehrerstreiks oder wegen plötzlich angeordneter staatlicher Feiertage. Das war sehr frustrierend und entmutigend.

- Öffentliche Schulen sind so primitiv und schlecht ausgerüstet, daß das Unterrichten sehr schwierig war. Aber das war gerade die Herausforderung. Ich sollte Unterrichtsmaterial entwickeln, wie etwa die Poster auf dem Bild, gesundheitsförderndes Verhalten überzeugend darzustellen und kreatives Denken anzuregen.
- Nepal entwickelt sich sehr schnell und möchte von allen Seiten Hilfe. Darum werden nur zu oft neue Programme ohne die nötige Vorausschau begonnen. Auswertung und Nacharbeit sind ungenügend, und später wird das Programm dann als Mißerfolg erkannt und eingestellt. Das ist zum Beispiel der Fall mit unseren beiden Ausbildungsstätten für Gesundheitshelfer in Tansen. Obwohl sie kein Mißerfolg sind, ist ihre Zukunft doch ungewiß. Denn die Regierungspolitik im Blick auf die Ausbildung von Gesundheitshelfern hat sich alle zwei Jahre geändert. Unter diesen Umständen kann man ein Programm kaum richtig in den Griff bekommen.
- Das Gesetz verbietet es uns, irgendetwas zu tun, was wie Evangelisation aussieht.



III. Versuche einer Gesundheitserziehung

1. Nun, was habe ich in diesen dreieinhalb Jahren getan?

Für meinen wichtigsten Beitrag halte ich die Ausbildung von Nepalesen, die Aus-



bildung im Unterrichten und besonders auf eine attraktive Weise durch den Gebrauch einfacher, selbstgemachter Unterrichtsmaterialien. Die meiste Zeit beim formalen Unterricht verbrachte ich bei den ANM's (Hilfs-Schwestern/Hebammen) und den CMA's (Dorfgesundheitshelfern). Aber ich bildete auch die nepalesischen Lehrer an den öffentlichen Schulen im Palpa-Distrikt aus und unterrichtete am Lehrer-Seminar für Erwachsenenbildung und Alphabetisierung. In kleinem Maßstab konnte ich eine junge Frau, Dhana Laxmi, für Gesundheitserziehung in den Krankensälen des Krankenhauses ausbilden. Das alles hat mich allerdings nicht gehindert, auch selbst öffentlich zu unterrichten, etwa in Schulen oder Krankenstationen oder einfach auf der Straße und im Tee-Restaurant, wie es sich ergab.

2. Aber was habe ich unterrichtet?

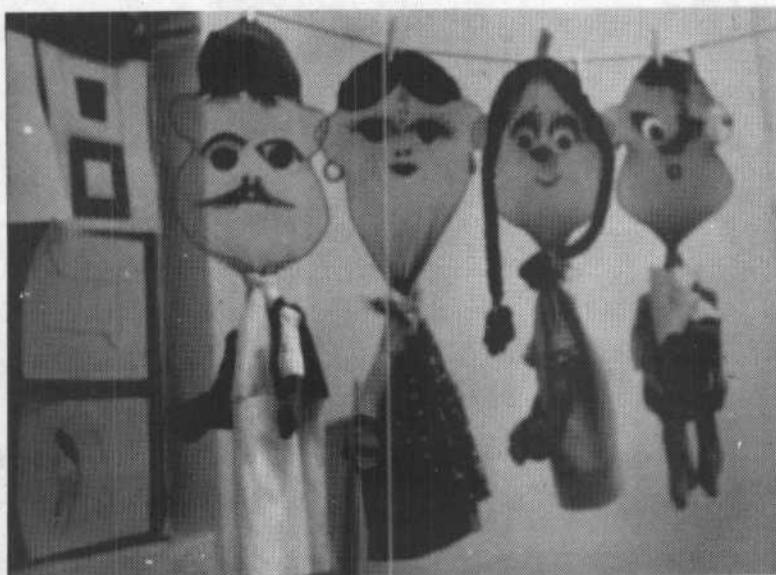
Grundlegende Hygienefragen wie Fliegenbekämpfung, Bau von Latrinen, Händewaschen, grundlegende Ernährungsfragen wie die Notwendigkeit von Gemüse und Eiweiß, das Herstellen des "Super-Brei's" aus Getreide, das zu Hause verfügbar ist. Hauptfeind bei solchen Bemühungen sind oft Anzeigen wie die gezeigte, welche die Mütter überreden, teure Kekse zu kaufen, so daß ihre Kinder dick und gesund wie auf dem Plakat werden.





3. Aber wie überwindet man die Langeweile beim Unterrichten solch weltlicher Themen?

Indem man Material herstellt, mit dem zu arbeiten Spaß macht und das die Neugier der Leute weckt. Ich verbrachte viele Stunden in meiner "Werkstatt" im Krankenhaus Tansen genau damit. Hier sehen Sie einige der einfachen Puppen, die ich für Puppenspiele zur Bereicherung des Unterrichts in Fragen wie Familienplanung, Schlangenbissen, Würmern usw. hergestellt habe. Wir hatten



auch Lieder mit eingängigen leichten Melodien und Handbewegungen, die die Schulkinder sehr gern singen, zu Themen wie Würmer, Tbc, Fliegen. Und hier ist ein Plakat, das den Leprakranken an die 4 Dinge erinnert, die er täglich tun sollte: baden, schaben, ölen, massieren.



4. Von dem anderen Kleinkram, den ich gemacht habe, zähle ich nur einiges auf:

- Gesundheitsausstellungen für 3 Stadt-Messen entworfen und organisiert,
- in den Krankensälen und ambulanten Abteilungen des Krankenhauses unterrichtet,
- 4 nepalesische Angestellte im Lesen und Schreiben unterrichtet,
- die Krankenfachbibliothek als Bibliothekarin betreut,
- ein einjähriges Kindergesundheitsprogramm im Jahr des Kindes zusammen mit dem Jugend-Rot-Kreuz organisiert und dabei unterrichtet,
- in unseren neuen Demonstrationsgebieten unterrichtet (das ist das neueste Projekt in der Gesundheitsberatung, wodurch die Dorfbewohner ermutigt und ausgebildet werden, sich um ihre grundlegenden Gesundheitsprobleme selbst zu kümmern),
- einen Rehydrierungs-Raum im Krankenhaus für Durchfallpatienten eingerichtet, um sie dort zu unterrichten und um ihnen Kosten zu ersparen dadurch, daß sie ihr Heilwasser dort selbst herstellen können.



5. Und wer wird diese Arbeit fortsetzen?

Einige der Studenten werden ohne strikte Aufsicht sicher faul werden. Einige werden sich gegen die Zustände nicht durchsetzen können. Aber ich habe die feste Zuversicht, daß einige andere, wenn auch vielleicht nur wenige, doch verstanden haben, daß Gesundheitserziehung das Wichtigste im Gesundheitswesen ist, und daß sie ihren Leuten auf diesem Gebiet weiterhin dienen werden.

Die Zeit der westlichen Gesundheitserzieher speziell im Tansen-Projekt ist jetzt zuende. In Zukunft will die Vereinigte Nepal-Mission nur noch einen herumreisenden Gesundheitserzieher haben, der die vorhandenen Programme in allen Projekten der Mission berät.

6. Hat es sich gelohnt?

Ja, ja, und ich muß noch einmal sagen: ja! Selbst wenn nichts anderes Gutes vollbracht worden ist, so ist zumindest mein Leben bereichert, sind mein Lebensstil und meine Wertvorstellungen herausgefordert worden.

Und selbst wenn meine Bemühungen nur ein Tropfen im Eimer waren, so sind doch einige einzelne Leben angerührt worden.

Für mich persönlich waren vermutlich noch lohnender als das Unterrichten die Zeiten, wenn ich über Christus mit anderen sprechen konnte. Obwohl es in Nepal keine wirkliche Religionsfreiheit gibt, hat man doch viele Möglichkeiten, in der Kirche zu dienen und über das Evangelium zu sprechen.



Ob es um das Einstudieren von Spielen für die Freitag-Abend-Versammlung im Krankenhaus ging oder um das Unterrichten in der Sonntagsschule, um die Jugendgruppe oder um das gemeinsame Bibelstudium mit Nepalesen, um das Herstellen des Hallelujah-Spruchbandes für die Kirche oder die Musik- und Flötenstunden für Kirchenmitglieder, um das Mitwirken bei der Leitung des Weihnachtsspiels oder Leitung der Versammlung am Weltfrauengeburtstag, oder einfach um das tägliche Lesen des Markus-Evangeliums zusammen mit der 15-jährigen Pampha, die bei uns im Haushalt arbeitete -



es sind diese Dinge, die am tiefsten als gute Erinnerungen in mein Gedächtnis eingesunken sind.

Liegt die Antwort für Nepal in großen Programmen, großen Institutionen, grossen Entwicklungsprogrammen? Ich glaube nicht. Es sind die persönlichen Freundschaften wie mit diesem Nachbarmädchen, Sunita, auf die ich meine Hoffnung für Nepal gründe, auf Menschen wie Sunita, die mit der guten Hygiene und der guten Botschaft in Berührung gekommen sind durch tägliche Kontakte, durch gemeinsame Mahlzeiten, durch persönliches Beispiel und Zeugnis, Vertrauen und einfach die schlichte alte Liebe - und wer müßte nicht etwas so Niedliches lieben wie Sunita?



Gedanken aus Sanagaon

INHALT

1) Das Konzept der "leeren Hand"	Seite 6
2) Theologie eines gebrochenen Armes	Seite 11
3) Es ist nicht hoffnungslos! Nicht wahr?	Seite 15
4) Der untergründige Schmerz	Seite 21
5) Über allem und durch alles	Seite 28

VORWORT

Die Fachkräfte des Gesundheitswesens sind durch das Konzept der Community-Health-Arbeit, d.h. durch den gemeinschaftsbezogenen Gesundheitsdienst, herausgefordert worden, denn es strebt die Beteiligung der Betroffenen bei der Erhaltung und Hebung der eigenen Gesundheit an.

Dies ist eine Herausforderung an alle Fachkräfte im Gesundheitsdienst, Ärzte, Krankenschwestern, Gemeindeschwestern, Hebammen und andere medizinische Fachkräfte, die sorgfältig auf die Rechte, Privilegien und Pflichten ihres Berufsstandes achteten, ehe das Konzept des gemeinschaftsbezogenen Gesundheitsdienstes entwickelt wurde. Dieser Herausforderung begegnen die Fachleute mit sehr unterschiedlichen Antworten, wie Nichtkenntnisnahme, Feindseligkeit gegen das Konzept, Anerkennung seiner Richtigkeit für irgendjemand anderen oder schließlich verschiedene Versuche zur Anpassung und Änderung einer vorherigen Berufsfertigkeit und Ausbildung.

In diesem kleinen Büchlein sinnt Monika Schutzka, eine westdeutsche Krankenschwester, die in der Radcliffe Infirmary, Oxford, und B.H.M.B. Woolwich, London, ausgebildet wurde, über ihre Versuche der Anpassung an die Aufgabe der Krankenschwester im gemeinschaftsbezogenen Gesundheitsdienst in Kathmandu in Nepal nach. Sie bringt die spezielle Sicht einer Christin mit. Monika verbrachte fünf Jahre als Mitarbeiterin der Gossner Mission in einem Missionskrankenhaus in Orissa, Indien, und kam dann 1972 zur Vereinigten Nepal-Mission (UMN).

Sie schrieb diese Gedanken nieder, als sie im Dorf Sanagaon wohnte und als Schwester im 'Shanta Bhawan Community Health Programme' mitarbeitete. Einige dieser Abhandlungen wurden für offizielle Seminare geschrieben und andere auf spezielle Bitte hin.

Oktober 1975

Mona R. Bomgaars, M.D.

Community Health Director
Shanta Bhawan Hospital

DANK

Mein Dank für dieses Heft geht hin zu den Menschen in den Dörfern in und um Sanagaon für das, was sie beitrugen und dafür, daß ich als Ausländerin bei und mit ihnen leben durfte. Ich möchte ihnen danken für ihre Geduld und alles, was sie mich lehrten, und für jene Augenblicke des Vertrauens, wenn ich ein wenig mit ihnen ihre Freuden und Sorgen, besonders für ihre kleinen Kinder, teilen durfte.

Dieses Heft ist aus einer Teamarbeit gewachsen, und ich möchte all denen danken, die mithalfen und mich an der gemeinsamen Arbeit teilnehmen ließen. Für Ideen, Anleitung und Hilfe bei der Herausgabe danke ich Dr.Mona Bomgaars und Frau Norma Kehrberg. Für das Schreiben danke ich Dr.Dayanand Prasad Sharma.

Mit Dank zu Gott, dem Geber aller Gaben, unserer Arbeit, Freunde, Freude, Hoffnung und Hilfe von Tag zu Tag, wurden diese Seiten geschrieben.

Monika Schutzka

Shanta Bhawan

Community Health Project

VORBEMERKUNG ZUR DEUTSCHEN ÜBERSETZUNG

Dieses Heft wurde ursprünglich nur aus dem Gespräch und für das Gespräch mit den Krankenschwestern und Mitarbeitern in der U.M.N. geschrieben. Die Zustimmung zur Veröffentlichung wurde nur zögernd gegeben und geschah mit dem Gebet, daß ein kleiner persönlicher Beitrag zum Gespräch und Nachdenken über unseren Auftrag dort in Nepal auch für Andere ein Stück Hilfe und Ermutigung sein dürfte. Nun wurde ich gebeten, es hier in Deutschland, in einer so anderen Umgebung und Situation zu übersetzen. Das habe ich mit der gleichen Bitte getan. Das Wort "Community" bereitete dabei nicht wenig Schwierigkeiten. Der deutsche übliche Ausdruck 'gemeinschaftsbezogener Gesundheitsdienst' scheint nur unzureichend und mit einer leichten Sinnverschiebung das englische Wort 'Community Health' wiederzugeben. Soweit ich aber gesucht und herumgehört habe, ließ sich kein geeigneterer Ausdruck dafür finden. So bitte ich um Verständnis dafür, daß ich mehrfach auch im deutschen Text auf das englische Wort 'Community' zurückgegriffen habe.

Monika Schutzka

DAS KONZEPT DER "LEEREN HAND" (1)

Warum wird man Krankenschwester?

Als Unterrichtsschwestern wissen Sie besser als ich die vielen Gründe, die man hier aufzählen könnte. Ich denke, allen oder doch den meisten Krankenschwestern schwebt das "verborgene" Bild einer "Florence Nightingale, der Frau mit der Lampe", vor, also der Gedanke, ein Mensch zu werden, der für andere sorgt, der etwas für Menschen in Not tut, für die Nöte eines kranken Menschen, der sich selbst nicht helfen kann. Das ist das Bild, das gewiß viel von meinen Ausbildungsjahren beherrschte, "die Schwester mit der Lampe in ihren Händen". Ich schätze noch viel von dem, was meine Ausbildung mich lehrte, und ich weiß, daß in diesem Bild für eine Krankenschwester etwas sehr Nützliches und Notwendiges liegt. Doch als die Jahre vergingen, fand ich heraus, daß dies nicht ausreicht und nur die eine Seite von dem ist, was gebraucht wird. Wir sind die Schwestern "mit der Lampe", der Spritze, der Infusion, dem Stethoscop in unseren Händen; wir sind die Schwestern, die wissen (selbstverständlich immer unter der Anweisung des Arztes), was für den Patienten gut ist. Und er, der Patient, muß der Empfänger sein, derjenige, der zu tun hat, was ihm gesagt wird. Die Angehörigen müssen ihn in "unserem Besitz" lassen - solange er im Krankenhaus ist. Der Mensch, seine Familie, sein Heim, sein Verständnis und seine Gedanken über seine Krankheit - all das ist nur von zweitrangiger Bedeutung. Während er im Krankenhaus ist, wird er zu einer Person gemacht, die von unserer Fürsorge und Belehrung abhängt.

Und es ist ein lohnender, faszinierender und befriedigender Beruf, wenn man auf die Tagesarbeit zurückschauen kann und weiß, was man getan hat. Es scheint nicht überraschend in unserem Land, daß die Annoncen für den Nachwuchs von Krankenschwestern Bilder von Schwestern mit zunehmend komplizierter Ausrüstung in ihren Händen zeigen. In unserer Gesellschaft hat dies den Krankenpflegeberuf annehmbarer gemacht.

Wie kommen wir dann zu der ganz andersartigen Einstellung, dem Konzept der "leeren Hand" und was für eine Rolle hat es im Leben einer Krankenschwester zu spielen?

(1) Geschrieben für das Seminar für die Lehrschwestern,
Shanta Bhawan Community Health Programme, Januar 1975

Als ich in dem kleinen Krankenhaus in Indien arbeitete, war das Krankenhaus "mein Leben". Alle meine Bemühungen dienten dazu, zu helfen, es mehr und mehr zu einem wirklichen Krankenhaus zu machen. Wir begannen mehr Ausrüstung anzuschaffen, die Ordnung auf den Stationen zu verbessern, und versuchten, die Patienten und Angehörigen zur Befolgung der Bestimmungen anzuleiten: "Keine Besuche während der Visite, keine Kochtöpfe und Pfannen im Krankenzimmer". Wir besorgten Matratzen und Laken für die Betten, und für uns sah es dann so viel schöner und ordentlicher aus. Aber im Laufe der Zeit konnte ich die Tatsache nicht übersehen, daß viele Patienten wieder und wieder mit den gleichen Beschwerden zurückkehrten. Selbstverständlich hatten wir ihnen Anweisungen gegeben und hatten ihnen gesagt, was sie tun sollten und was nicht. Aber was wußten wir schon von ihrem Zuhause, ihren Dörfern, ihren Sitten und Gebräuchen, von ihren Dorfgemeinschaften, welche Dinge in ihrem Heim vorhanden und möglich waren, und welche es nicht gab; was nicht möglich war in ihren Häusern und in ihrer Gesellschaft. Wir waren so sehr damit beschäftigt "unser Krankenhaus" aufzubauen, daß wir kaum jemals Zeit hatten, in die Dörfer zu gehen.

An dieser Stelle begann ich, mich für das Erlernen der Anliegen einer Community-Health-Arbeit zu interessieren.

Dazu brauchte ich viel Zeit und bald merkte ich, daß ich vieles von dem, was ich in meiner Ausbildung gelernt hatte, neu durchdenken und neu erlernen mußte. Ich lerne immer noch, und gewiß war ich damals nicht auf "die leere Hand" vorbereitet.

Wenn wir anfangen zu erkennen, daß auch außerhalb des Krankenhauses wie innerhalb des Krankenhauses Arbeit getan werden muß (und jeder, der im Gesundheitsdienst arbeitet, kann dieses sehr leicht erkennen), dann wäre es sehr leicht, mit all den Geräten und Ausrüstungen - mit "der Lampe in unserer Hand" - hinauszugehen. Wir würden weiterhin diejenigen sein, die alles wissen, die andere Menschen versorgen, die ihnen sagen, was sie tun sollen, und wir wären es, die die wichtigen Dinge für sie tun! Eine Dorfklinik könnte dann so sehr leicht "ein kleines Krankenhaus" werden.

Aber dieses wäre nicht "community health" - kein gemeinschaftsbezogener Gesundheitsdienst. Das Wort 'community' beinhaltet etwas von gemeinsamem Teilen und Teilnehmen der gegenseitigen Freuden, Sorgen, Hoffnungen, Aufgaben, Gaben und Nöten. Community - Gemeinschaftsarbeit - gehört nicht uns, sie gehört der Gemeinschaft selber.

"Geben verletzt, Teilen heilt", sagte Dr. Michael Wilson (2) in einem Vortrag für Krankenschwestern. Vielleicht erkennen wir es gar nicht genug, wie sehr wir Menschen verletzen, weil unsere Hände "gefüllt" sind. Wir gehen hinaus als die Menschen, die geben, die alles besser wissen (oder wenigstens denken wir, daß es so ist), die anderen sagen, was zu tun sein - und wir wundern uns, wenn unsere Anweisungen ignoriert werden!

Leider projizieren wir unsere Haltung auf die Menschen, denen wir begegnen. Und was geschieht? "Gib, gib, gib ...", das wird zur Gewohnheit, die tief innen dem anderen Menschen so viel Schaden zufügt und die Beziehung zwischen den Menschen verletzt. Es setzt den einen zum "Empfänger" herab und macht den anderen zum "Geber". Und es trägt nichts dazu bei, wirkliche Änderung für die Gesundheit einer Gemeinschaft zu bewirken. Viele Krankheiten haben mit der Einstellung, mit Handlungen und dem Verständnis der Gesellschaft zu tun. Veränderungen für eine bessere Gesundheit kommen nur dann zustande, wenn die Menschen gemeinsam ihre Verantwortung verstehen und tragen lernen, wenn sie gemeinsam an die Arbeit gehen, Schritte zur Verbesserung der Situation zu unternehmen. Dies kann nicht angeordnet oder von außen erzwungen werden. Es muß ihre eigene Entscheidung sein. Im günstigsten Falle können wir ihnen helfen, ihre verschiedenen Gesundheitsnöte zu verstehen, und vielleicht können wir Rat geben, welche Schritte zur Verbesserung der Gesundheit in ihrer Gesellschaft nötig und möglich wären.

Hier, an dieser Stelle müssen wir es lernen, die Schwester mit der "leeren Hand" zu sein. Wir fangen an zu lernen, wie man ohne Geräte auskommen kann. Wir versuchen, mit den Leuten zusammenzuleben und bei ihnen zu sein. Dieses ist nicht leicht, und wir brauchen viel Zeit, Geduld und Hoffnung. Oh, wieviel gibt es da über das Leben in einem Dorf zu lernen, in einem Haus zu erkennen: was, wie und warum die Menschen bestimmte Dinge tun. Wir müssen herausfinden, welche Mittel und Möglichkeiten vorhanden sind. Und wir sehnen uns und warten auf die Zeit, wenn die Menschen uns so kennen und vertrauen werden, daß sie bereit sind, mit uns zu reden und vielleicht auch später einmal auf uns zu hören. Wir möchten miteinander teilen und arbeiten, daß die Menschen in ihrem eigenen Zuhause mit ihren eigenen Mitteln versorgt werden.

(2) Professor an der Universität Birmingham, 1972 Medicare Kurs.
Ein gemeinsames Unternehmen zwischen dem Selly Oak Colleges und der theol. Fakultät der Universität Birmingham.

Ich glaube, nur so kann unser Unterrichten wirklich brauchbar sein. Es mag sich dann wohl nicht in großen Erfolgszahlen zeigen. Dieses müssen wir lernen, und darauf müssen wir als Schwestern vorbereitet sein. Aber endlich könnte dies zur wirklichen Hilfe werden, wenn die Menschen, denen wir begegnen, mit denen wir reden und unter denen wir leben, die Freude lernen, herauszufinden, wieviel sie für sich selber tun können.

Denken Sie an die Freude des kleinen Kindes bei jedem Schritt, den es alleine laufen lernt. Denken Sie an die Freude des Patienten, der sich erholt und wieder unabhängig wird. Und dann bedenken Sie, wieviel Schaden wir anrichten würden, wenn wir so arbeiten, daß Menschen von uns abhängig werden; wenn die Menschen nur nach den Medikamenten, Vitaminen und den anderen Dingen (Kekse und Milchpulver) trachten, die wir ihnen geben. Diese Dinge helfen nicht so sehr wie die Pflege, Fürsorge und Nahrung, die die Mutter in ihrem eigenen Haus hat.

Erlauben Sie mir, einige Beispiele zu geben:

Rakeshwar: 1 Jahr alt, 2. Grad Unterernährung, Masern kommen dazu, er bekommt Mengen von Medikamenten. Es ist ein langer Weg, bis eines Tages die Mutter mit großer Freude sagen kann: "Ich erzähle jetzt dauernd den Leuten, wir hörten auf, ihm Medizin zu geben und fingen an, ihm Sarbottam Pitho (3) Nahrung zu geben. Seitdem fing er wieder an, zu leben und wieder gesund zu werden."

Die durch einen gebrochenen Arm entstandenen Kontakte in den Dörfern, die Hilfe in den Dorfkliniken, die Gespräche und hoffentlich eines Tages die Zusammenarbeit mit den traditionellen Dorfhebammen! Warum sollten wir Handschuhe und Klemmen und Schere usw. gebrauchen? Wir können beide die Hände waschen und die Fingernägel säubern, die Mutter beobachten und pflegen und auch das Baby und können unsere Erfahrung und unsere Ausbildung gebrauchen, miteinander zu lernen, wann eine Patientin in ein Krankenhaus zu überweisen ist.

Warum sollten wir Instrumente und Medikamente haben, um Wunden und Geschwüre zu säubern, wenn die Mutter das

(3) Sarbottam Pitho: eine Nahrung für nepalesische Kinder von 5-6 Monaten, die sich aus zwei Getreidesorten und einer Hülsenfrucht zusammensetzt.

Wasser und meist auch die Seife aus ihrem Haus bringen kann? Die Geschwüre des Kindes lassen sich ausreichend waschen und versorgen mit den Dingen, die die Mutter zuhause zur Verfügung hat.

Oder gar die Freude einer Mutter, die anfängt zu erleben, was für eine Hilfe das "Medizin-Wasser" (Rehydrationslösung (4)) sein kann, welches sie selber herstellt, wenn das Kind Durchfall hat. Sie entdeckt, daß es wirklich hilft und ihr Kind so wieder gesund wird.

Wenn wir in einer Gemeinschaft als Menschen mit Menschen leben und arbeiten und am gegenseitigen Erleben Anteil nehmen, dann mag es geschehen, daß sich das Konzept der "Schwester mit der Lampe in den Händen" verwandeln muß in das Konzept der "leeren Hände".

Wir werden noch viel von unserer früheren Ausbildung gebrauchen, aber wir müssen unser Wissen neu durchdenken und neu erlernen, damit wir es so gebrauchen können, daß es nicht verletzt, sondern zum Heilen hilft, indem wir versuchen, nicht zu geben, sondern mit den Menschen in unserer Gemeinde zu leben, zu teilen, Anteil zu nehmen.

Die leere Hand! Wir denken an den Bettler, der seine Hand ausstreckt, um zu empfangen. Dies könnte für uns der Patient sein - abhängig von unserer Pflege und unserem Geben. Aber nun hat es sich gewandelt und wir reden von der "leeren Hand der Schwester".

Ein Bettler bat St.Martin um einen Mantel. St.Martin nahm seinen Mantel und teilte ihn mit dem Schwert in zwei Hälften, gab die eine Hälfte dem Bettler und behielt für sich die andere Hälfte. St.Martin teilte seinen Mantel mit dem Bettler und teilte des Bettlers Kälte und Elend.

(4) Eine Mischung von Wasser und Elektrolyten, die der Dehydratation vorbeugt und aus den Mitteln hergestellt wird, die im Dorf vorhanden sind.

THEOLOGIE EINES GEBROCHENEN ARMES

Ein gebrochenes Arm! Gewiß, zunächst scheint ein gebrochener Arm nichts mit Theologie zu tun zu haben und auch wenig mit der Arbeit, die man als Christ in einem Gesundheitsdienst zu tun hat. Nein, er ist nichts als ein Hindernis. Gerade mit der neuen Arbeit beginnend und so sehr beschäftigt mit dem Versuch, sich in der neuen Gemeinschaft zurechtzufinden, die Arbeit zu planen und zu organisieren – und dann dies! Da dachtest du, daß du wohl sehr fähig seist, auf deinem Fahrrad herumzufahren, und vielleicht auch etwas stolz, daß du es mit so großer Geschwindigkeit tun konntest. Und dann fällst du, gerade dann, als du so viele Dinge zu tun plantest. Fällst, weil du nicht vorsichtig warst, und jetzt kannst du den Arm nicht bewegen. Da tauchst du nun am Samstagabend im Krankenhaus auf, und statt sich am Ende der Woche etwas ausruhen zu können, haben die Ärzte nun noch mehr Arbeit zu tun. Und was soll mit der eigenen Arbeit in der nächsten Woche werden? So liegst du da, fühlst Ärger, Scham, Müdigkeit.

Wochenlang läufst du dann mit dem Arm in Gips herum. Die Leute starren dich an. Oh, wie du das hasst und wünschtest, daß nicht jeder hingucken und dich befragen würde.

Theologie? Nein, ein gebrochener Arm hat nichts mit Theologie zu tun. Das geht nicht. Oder ist es doch möglich?

Du kehrst zurück in die Dorfgemeinschaft, zu der du gezogen bist, um dort zu leben und zu arbeiten. Ja, natürlich, wir wollen gerne mit den Menschen arbeiten. Freilich möchten wir, daß sie es fühlen, daß es ihre Arbeit ist, es geht um die Gesundheit ihrer eigenen Leute und wir möchten uns gerne darum kümmern und mit ihnen zusammen dafür arbeiten und Sorge tragen. Aber wie können wir das erreichen? Wie können wir Menschen dazu bewegen, mit uns gemeinsam zu arbeiten? Das, was wir theoretisch sehr wohl und tief verstanden haben, erscheint so schwer in der Praxis.

Da kehrst du nun zurück mit dem gebrochenen Arm, lässt das Fahrrad zuhause. Du fängst an, Menschen auf dem Weg zu begegnen. Menschen, die vorher nie mit dir gesprochen haben, fangen an zu fragen, was denn geschehen sei und so beginnt ein Gespräch mit manchen Menschen mit denen du dich sonst wohl nie unterhalten hättest und nicht bekannt geworden wärest.

Kleine Jungen, die mit dir, der Fremden im Dorf, nichts rechtes anzufangen wußten und ihre Unterhaltung darin fanden, daß sie versuchten, dich zu ärgern, sehen dich plötzlich, wie du die Taschen, die du für die Arbeit brauchst und deinen Gipsarm dazu herumträgst - und sie bieten an, dir tragen zu helfen. Während ihr nun miteinander geht und euch unterhältet, fangt ihr an, echte Freude an der Begegnung zu finden. In der Klinik versuchst du die Arbeit zu tun, aber es ist schwierig, und es wird lange dauern, bis du fertig wirst. Aber was geschieht? Ein Lehrer hier, ein Bürgermeister dort oder einige der Mütter fangen an, mitzuhelfen, die Kinder zu messen und zu wiegen. Jemand hilft die Karten auszufüllen. Das gemeinsame Arbeiten, das so schwer zu erreichen schien, solange du gesund und "fähig" warst, geschieht nun ganz natürlich, und du hast nichts dazu getan, als dir den Arm zu brechen. Jetzt arbeitet ihr zusammen als eine Gruppe Menschen in der Klinik.

Theologie und ein gebrochener Arm: Gibt es da eine Verbindung? In der Bibel, vor allem im Alten Testament können wir viele Stellen über den Arm des Herrn finden. Jedoch selten wird er im Neuen Testament erwähnt und wenn, dann meistens als Zitat vom Alten Testament, wie z.B. in Joh. 12, 38.

Einige Stellen finden sich in 2. Mose 6, 6; 2. Chronik 32, 8; Psalm 44, 4; Jes. 40, 10; 50, 2; 51, 5; 52, 10; 53, 1 - Diese Stellen betreffen den Arm Gottes - das Zeichen Seiner Stärke, Seines Schutzes, Seiner Macht und Führung. Dann wieder finden wir Verse, die sich auf den Arm des Menschen beziehen, wie in Jer. 17, 5, in welchen wir eine Warnung finden, sich nicht auf die eigene Macht und Kraft zu verlassen.

Lesen wir noch einmal Jes. 53, 1. Dieser Vers wird in Joh. 12, 38 zitiert, in einem der letzten Gespräche Jesu mit seinen Menschen, die da nicht in der Lage waren oder willig, ihn als den Arm des Herrn zu erkennen. In Jes. 53 wird der Arm des Herrn als der leidende Gottesknecht beschrieben, in dem keine Gestalt noch Schönheit war, der unsere Krankheit trug, der verachtet und verschmäht worden ist. Jesus zitierte dieses Kapitel mit dem Sehnen und er Einladung an das Volk, ihm auf den Weg zum Kreuz zu folgen.

Hier werde ich an 1. Kor. 10, 16-17 erinnert. Was bedeutet das Teilen, das Brechen des Brotes? Was bedeutet es, wenn der Arm Gottes, das Zeichen der Macht und Gewalt, in Jes. 53 zum Bild des Leibes wird, der für uns gebrochen ist, zum Bild von Gottes Machtlosigkeit in der Welt? Man könnte sich die vielen Stellen von Bonhoeffers Briefen anschauen, besonders die, die in den

letzten Monaten seines Lebens geschrieben sind, z.B. 16.Juli 1944, 18.Juli 1944, 21.Juli 1944:

"Gott lässt sich aus der Welt herausdrängen ans Kreuz, Gott ist ohnmächtig und schwach in der Welt und gerade und nur so ist er bei uns und hilft uns. Es ist Matth. 8, 17 ganz deutlich, daß Christus nicht hilft kraft seiner Allmacht, sondern kraft seiner Schwachheit, seines Leidens!

Hier liegt der entscheidende Unterschied zu allen Religionen. Die Religiosität des Menschen weist ihn in seiner Not an die Macht Gottes in der Welt, Gott ist der deus ex machina. Die Bibel weist den Menschen an die Ohnmacht und das Leiden Gottes; nur der leidende Gott kann helfen. Insofern kann man sagen, daß die beschriebene Entwicklung zur Mündigkeit der Welt, durch die mit einer falschen Gottesvorstellung aufgeräumt wird, den Blick freimacht für den Gott der Bibel, der durch seine Ohnmacht in der Welt Macht und Raum gewinnt. Hier wird wohl die "weltliche Interpretation" einzusetzen haben."

(16.Juli 1944) 1

Aber was hat nun dies alles mit einem simplen gebrochenen Arm zu tun? Was hat es zu tun mit unserer Arbeit in einem gemeindebezogenen Gesundheitsdienst?

Vielleicht dies - ein gebrochener Arm kann uns helfen, neu zu durchdenken und wieder zu lernen, daß es in der Praxis nicht notwendigerweise unsere Gesundheit, Kraft oder Geschicklichkeit ist, die wichtig ist. Können wir nicht andere hindern, weil wir so fähig sind? Wie können sie die Freude finden, ihre eigene Verantwortung zu übernehmen, zu entscheiden und an dem zu arbeiten, was hilfreich für ihre eigene Gemeinschaft ist? Es ist schwer, immer derjenige zu sein, der empfängt. Aber veranlassen wir nicht andere zu empfangen, wenn wir die Arbeit tun? Wir sind diejenigen, die entscheiden, die gutheißen, die geben. Könnte es nicht sein, daß unsere Kraft, Geschicklichkeit und unser Reichtum unser größtes Hindernis sind? Christus hat seinen Schatz in irdene Gefäße getan, die zerbrechlich sind (nicht nur

1 Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung
Siebenstern Taschenbuch, Seite 177 - 178

die Knochen in deinem Arm!) - 2.Kor. 4, 7, und vielleicht ist der gebrochene Arm nicht nur ein Unfall, sondern ein sehr notwendiger Teil unseres täglichen Lebens. Vielleicht kann ein rechtes miteinander Teilhaben nicht anders möglich sein, und ist es nicht dies, wonach wir uns in unserer Arbeit in einem gemeindebezogenen Gesundheitsdienst sehnen? Ist dies nicht das, was wir mit Mission meinen?

"ES IST NICHT HOFFNUNGSLOS! NICHT WAHR?"

Community Health Arbeit ist spannend und anregend! Aber ist es möglich, dies immer wahrzunehmen? Es mag wie nach einem langen Winter sein, wenn sir mit Sehnsucht nach einem Zeichen frischen Lebens und neuer Hoffnung huntern und Ausschau halten - und dann eines Tages ist sie da - die erste kleine Blüte, die ihren Kopf durch die Schneekruste hindurchsteckt - die ersten Knospen an einem Baum! Hast du je solche Freude und solches Glück gekannt und die neue Hoffnung und Energie, die von ihnen ausgeht? Wenn ja, dann kannst du vielleicht verstehen, woran diese Zeilen teilhaben lassen wollen.

Du nimmst tief in deinem Herzen und Wesen die Bedeutung der Community Health Arbeit an. Ja, du bist davon überzeugt, daß die "leere Hand" das rechte Konzept ist, aber dies nun Tag für Tag leben? Es gibt so viel Elend, Fatalismus, Mangel an Verständnis, Mangel an Zutrauen und Begeisterung. Kinder sterben immer noch an Unterernährung und Durchfall, obwohl du schon monatelang mit ihren Familien Kontakt gehabt hast; die Leute fragen weiterhin nach "Kraftmedizin" oder Vitaminen, statt das sie versuchen wollen, die Ernährungsratschläge auszuprobieren; Verhaltensweisen scheinen sich nicht zu verändern.... und die Versuchung schleicht sich ein, es als hoffnungslos zu bezeichnen. Was ist geschehen? Die eigene Ungeduld und der Mangel an Vertrauen und Hoffnung kommt in den Weg und hindert die Arbeit, die man durch Leben, Teilhaben und zusammen Lernen tun wollte.

Gerade wie die erste kleine Knospe oder Blüte am Ende des langen Winters frisches Glück und neue Hoffnung bringen kann, wenn du spürst, daß der Frühling nahe ist, so und viel tiefer noch sind die Augenblicke der Freude. Es ist eine Freude, die dich laufen und singen lässt inmitten deiner täglichen Arbeit, singen vor Glück und Dankbarkeit, wenn du es neu erfahren darfst: "Es ist nicht hoffnungslos, nicht wahr?" Es sind ein paar solcher Augenblicke, von denen ich erzählen will, weil sie so kostbar sind und es könnte sein, daß diese wenigen Beispiele helfen, etwas davon zu bekunden, wie spannend und anregend Community Health Arbeit ist, eine Arbeit, die nicht hoffnungslos sondern voller Hoffnung und Freude ist!

Bahadur ist zwei Jahre alt. Seit einem Jahr schon bedecken Geschwüre seinen Körper. Seine Mutter hat verschiedene Medikamente und lokale Heilmethoden ausprobiert, aber sie fürchtet sich, ihn zu waschen und zu baden. Endlich bringt sie ihn zur Mütterberatung. Wir reden mit ihr über die Notwendigkeit

des gründlichen Badens. Die Mutter scheint unschlüssig. Kann das sein, daß es nur baden ist, was nötig ist? Doch sie verspricht, etwas warmes Wasser bereit zu machen und auch ein Stück Seife zu besorgen, so daß wir am Nachmittag zu ihr kommen und das Kind mit ihr zusammen baden können. Es dauert eine Weile, bis wir das Haus in einer der vielen engen Gassen des Dorfes finden. Und tatsächlich hat die Mutter das Wasser angewärmt und der große Bruder ist gegangen, ein Stück Seife zu besorgen. Danmit, die nepalesische Krankenschwester, badet mit Hilfe der Mutter den Patienten, während die übrigen Hausbewohner dabei sitzen und zusehen. Es braucht eine ganze Weile bis alle Schörfe und Krusten genügend eingeweicht sind und vorsichtig mit einem kleinen Lappen abgewaschen werden können. An einigen Stellen blutet es etwas und Danmit erklärt mit Sorgfalt, daß dies kein Grund zum fürchten ist, sondern notwendig, damit die Wunden heilen können. Gewaschen und mit einem sauberen Hemd bekleidet sieht Bahadur schon wie ein anderes Kind aus. Seine Mutter verspricht, dieses Bad jeden Tag zu wiederholen. Wir verlassen halb hoffend, daß sie es tun wird und halb daran zweifelnd, die Familie. Am nächsten Freitag inmitten einer sehr regen Klinik kommen Bahadur und seine Mutter. Wir brauchen einen Augenblick Zeit um zu erkennen, daß es wirklich Bahadur ist. Es sieht vollkommen sauber aus und seine wunden Stellen sind schon fast geheilt. Wie glücklich seine Mutter ist! Aus reiner Freude müssen wir einen Augenblick lang unsere Arbeit unterbrechen. Danmit sagt: "Sieh her, es ist nicht hoffnungslos, nicht wahr?" und dann zeigt und erklärt sie den anderen Müttern in der Klinik, wie Bahadur anfangt gesund zu werden.

Wieder ist es Freitag und unser kleiner Raum ist mit Müttern und Kindern gefüllt. Es ist kaum genügend Platz, die Kinder zu messen und zu wiegen. Ich versuche, etwas "Ordnung" in den Raum zu bringen, aber wie üblich habe ich dabei nicht viel Erfolg. Immer versuchen mehrere Mütter gleichzeitig ihre Babykarten in unsere Hände zu schieben. Ich drehe mich um, um einer Mutter zu sagen, daß sie warten möchte bis sie an der Reihe ist. Sie sieht mich an und sagt: "Oh, Schwester, wenn Sie nur wüßten, wie glücklich ich bin heute zu kommen. Ich habe schon so darauf gewartet, Ihnen mein Baby zu zeigen. Sehen Sie, wie gut es ihr jetzt geht! Letzte Woche hatte ich fast keinen Mut mehr, zur Klinik zu kommen und wollte schon auf halbem Weg umkehren, weil ich dachte, daß für mein Kind keine Hoffnung mehr sei. Aber dann kam ich doch und ging wieder nach Hause und gab ihr den Kinderbrei und das "Medizinwasser", so wie Sie mir geraten hatten und nun geht es ihr so viel besser!"

Ja, da hörten wir damit auf, daß wir versuchten "Ordnung" zu schaffen und die Arbeit zu tun und bewunderten erst einmal die kleine Maya. Was ist das für eine Freude und ein Vorrecht, teilhaben zu dürfen an der Freude einer Mutter!

Hari Govinda sah wie ein kleiner alter Mann aus. Es war nur noch ein Skelett von ihm übrig geblieben, als wir ihn eines Tages auf dem Schoße der Großmutter im Dorf sahen. Wir sprachen über Ernährung und auch über die Klinik. Sie versprach, ihn zu bringen, aber sie kamen nicht. Wieder gingen wir zu seinem Haus und diesmal war auch seine Mutter zu Hause. Wir verbrachten eine lange Zeit bei Ihr. Mehrere Monate vorher war sie einmal mit Hari Govinda in der Klinik gewesen, aber sie hatte den Rat nicht angenommen, der ihr gegeben worden war. Hari hatte weiterhin abgenommen. Wir verließen sie im Zweifel, ob sie wohl kommen würde. Doch in der nächsten Woche kam sie wirklich zur Klinik. Sie hatte Sarbottam Pitho zurecht gemacht, aber sie hatte es Hari noch nicht gegeben. So machten wir noch einen weiteren Besuch, den Kinderbrei mit ihr zusammen zu kochen und Hari zu füttern, das schien ihr Mut zu machen. Seit dieser Zeit ißt Hari und hat jede Woche etwas zugenommen. Was für ein liebes Lächeln er hat! Mitten in der Klinikarbeit muß man aufhören und mit ihm spielen und sich an ihm freuen!

In einem anderen Dorf ist es Chanamati, jetzt 18 Monate alt, die uns soviel Freude bringt. Wir freuen uns immer darauf, sie mit ihrer Mutter in der Klinik zu sehen. Chamanatis Bruder wurde geboren, als sie erst ein Jahr alt war. Ihre Mutter war krank und sehr schwach und Chanamati war ein Bild des Elends: unterernährt, der Körper mit Wunden bedeckt und ständig hatte sie Durchfall. Ihre Mutter fing mit anti-tuberkuloser Behandlung an und sobald sie selber wieder etwas zu Kräften kam, versuchte sie es auch, Chanamati recht zu füttern. Doch, was für eine schwierige Zeit das war! Jede Woche schien es ihr schlechter zu gehen, sie nahm weiterhin ab und wollte nicht essen. Jede Woche kam sie zur Klinik und jedes Mal wiederholten wir die gleichen Ratschläge. Endlich kam eine Woche, wo ein Anfang gelungen war. Nach weiteren zwei Wochen regelmäßigen Essens sahen beide, Mutter und Kind schon anders aus. Man sah das erste matte Lächeln auf Chamanatis Gesicht. Jetzt, nachdem sie einen Monat lang Sarbottam Pitho regelmäßig gegessen hat, scheint sie ein anderes Kind zu sein und nimmt wöchentlich an Gewicht zu. Was für ein entzückendes kleines Mädchen sie ist, wenn sie kommt und "Namaste" sagt. In dieser Woche sind auch endlich alle Wunden, sogar die um die Nase herum vollkommen verschwunden. Ja, Chanamati ist ein schönes kleines Mädchen und bringt eine Men-

ge Freude in die Klinik hinein. Ihre Mutter sagt, daß Chanamatik, sobald sie morgens aufgestanden ist, selber um ihren Brei bittet. Wieviel Ermutigung bedeutet dies doch für die anderen Mütter in der Klinik, die nun auch miterleben, wie Chanamati sich wieder erholt.

Sollte ich fortfahren? Jede Geschichte könnte ähnlich erscheinen, aber es ist jedesmal eine sehr neue Erfahrung; dazu braucht es oft so eine lange Zeit, die entmutigte Mutter, die versucht hat und ihr Kind nicht zum Essen bewegen konnte - das Wunder und die unbeschreibliche Freude eines jeden Sieges, den du beobachten darfst, wenn ein elend aussehendes Kind sich verändert, wächst und wieder fröhlich und normal wird, genauso wie das Erleben der Freude und des Stolzes seiner Mutter!

Diese Mütter sind so eine große Hilfe, wenn sie zur Klinik kommen und von ihrem Kampf und endlichem Erfolg berichten können. Nekusi, Sudip, Rakeshwar, Tycha... eine wachsende Gruppe von kleinen lebenden Lehrern! Jedes hat seine eigene Geschichte, aber alle sind eine Quelle großer Freude und Hilfe für andere.

Manchmal scheint es, daß es ein Kind ist, das den Weg führt und lehrt. In Imandole hatte ein vier Jahre alter Junge schweren Durchfall. Er sagte zu seiner Mutter: "Bring mich zum Wiegeplatz hin und es wird mir besser gehen." Zuerst verstand seine Mutter nicht, was er meinte, aber dann kam sie mit ihm zu Dammit und erhielt den Rat, den sie brauchte. Der kleine Junge hatte um die Klinik herum oft mit anderen Kindern gespielt und beobachtet, was dort geschah und wurde der Lehrer seiner Mutter! Oder das 5jährige Mädchen, das weinend zu Dammit kam, weil seine Mutter krank war. Die Mutter hatte eine sehr ernste Attacke von Durchfall und konnte sich nicht mehr rühren. Der Vater arbeitete in der Stadt und das kleine Mädchen fürchtete sich, aber sie wußte genug, um Hilfe zu holen. Dammit bereitete die Rehydrationslösung zu und fütterte die Mutter und blieb eine Weile bei ihr. Als sie ging, konnte sich die Mutter schon aufsetzen und fühlte sich etwas wohler. Am nächsten Tag konnte sie auch wieder aufstehen. Dieses öffnete neue Türen zum Gespräch und Unterweisung in der Nachbarschaft.

Sangita war schon ziemlich ausgetrocknet, als wir sie in der Klinik sahen. Ich dachte, ihre Mutter würde es nicht schaffen, ihr so viel Rehydrationslösung zu geben, wie sie brauchte und schrieb einen Überweisungsschein für das Krankenhaus. Doch Sangitas Großmutter erlaubte nicht, daß sie ging. Die Mutter fütterte so viel als möglich von der Lösung und es muß ausreichend gewesen sein, denn Sangita sah in der nächsten Woche so viel besser aus, obwohl sie weder im Krankenhaus behandelt worden war, noch Medizin bekommen hatte. Die

Gewohnheit der Flaschenernährung zieht in die Dörfer ein mit all den Nachteilen und Gefahren für das Leben der Säuglinge. Ist es erst in einer Familie zum Brauch geworden, scheint es fast unmöglich dieses wieder zu ändern. Doch manchmal kann sogar das geschehen:

Eine junge Mutter mit Zwillingen begann mit der Flaschenernährung - doch nach mehreren Besuchen bei ihr war sie bereit, dieses wieder aufzuhören. Der Durchfall der Kinder hörte in derselben Woche auf!

Filmstreifen können ein großes Vergnügen und eine Hilfe sein beim Unterweisen und im Kontakt mit den Menschen. Ein lokaler Compounder (ein Mann, der mit oder ohne Ausbildung ein Geschäft hat, wo er Medikamente verkauft und Kranke untersucht und behandelt) hielt mich an, um mit mir über die sehr ernste Masernepidemie in seinem Dorf zu sprechen. Wir unterhielten uns eine Weile über die Notwendigkeit von genügend und richtiger Nahrung für die Kinder. Er versprach, für uns in seinem Newari sprechenden Dorf den Filmstreifen "Die Ernährung deines kleinen Kindes" zu übersetzen. Es war ein Chaos! Das Rathaus war an dem Abend sehr überfüllt mit einer großen Menschenmenge. Die Kinder kamen so schnell durch die Fenster herein, wie wir versuchten, sie durch die Tür herauszuschicken, damit Raum frei würde für die Mütter und Väter! Der Compounder kam, sobald er seine rege Abendklinik beendet hatte. Er war eine gute Hilfe beim Übersetzen des Filmstreifens für seine Leute und versprach, es auch wieder mal zu tun. Die Unterweisung über die Notwendigkeit der richtigen Ernährung für Mütter und Kinder schien ihm neu zu sein und seither haben wir oft miteinander darüber geredet. Jetzt hängt auch der Poster, mit dem Rezept für Sorbottam Pitho in seinem Geschäft.

Nachdem wir den Filmstreifen angesehen hatten, kam eine der lokalen Hebammen, mit der ich noch sehr wenig Kontakt gehabt hatte, um Rat für eine Mutter zu suchen, die nicht in der Lage war, ihr Baby zu stillen. Am nächsten Tag verbrachten wir eine lange Zeit im Haus dieser Mutter und versuchten, ihr Rat, Anleitung und Hilfe zu geben.

Den Mitgliedern des District Panchayat (ein lokales Gremium, das aus gewählten Repräsentanten der Dörfer in einem geographischen Bezirk zusammengesetzt ist) wurde ein Fernsehstreifen über nahrhaften Reis gezeigt. Eine Woche später arrangierten wir eine Filmvorführung im Hause eines der Mitglieder. Nachdem wir fertig waren, sammelte er die Mütter in seinem Hof und wiederholte mit ihnen einige der hauptsächlichsten Punkte des Filmstreifens, den sie gerade gesehen hatten. Dann sagte er, sie müßten noch etwas wissen und fuhr fort,

in Details den Inhalt des Fernsehstreifens über Reis zu wiederholen, den er eine Woche vorher gesehen hatte.

Es ist wirklich aufregend, wenn Unterweisung lebendig wird, indem sie wiederholt und von verschiedenen Quellen verstärkt wird. Es gibt Mütter, die die Information im Radio gehört haben und die nun auch bereit sind, dir zu glauben. Oder da sind Mütter, die in der Mühle von einer anderen Mutter über Sorbottam Pitho lernen, das diese schon für ihre eigenen Kinder gebraucht.

Ich will mit der langen Liste von Beispielen aufhören, indem ich ein wenig von Danmits Sohn Benjamin erzähle. Er ist auch ein kleiner Lehrer in seiner Art. Er begann zuzunehmen und sich gut zu entwickeln als er anfing, Sorbottam Pitho zu essen. Das war zu Anfang auch mit ihm nicht leicht. Doch als er sich daran gewöhnt hatte, mochte er es so gerne, daß er schon am frühen Morgen anfing zu fragen: "Mero koi?" - Wo ist mein Brei? Als er begann an Gewicht zuzunehmen, kamen die anderen Mütter ins Haus, um nachzusehen, was er denn an besonderer Nahrung zu essen bekäme. Danmit hing einen Sorbottam-Pitho-Poster in ihr Wohnzimmer und bald lernte Benjamin seine eigene, besondere Nahrung den Leuten zu erklären. Er ist entzückt, wenn wir ihn in der Klinik wiegen und er zugenommen hat und erzählt jedem, dies kommt, weil er ja auch Sorbottam Pitho ißt! Jetzt hat Benjamin eine kleine Schwester und er möchte, daß sie auch groß und stark wird. Eines Tages fand ihn seine Mutter bei dem Versuch, seiner netten kleinen Schwester von zwei Monaten etwas von seinem Essen zu geben!

"Es ist nicht hoffnungslos - nicht wahr?" Ja, Community Health Arbeit ist voller Anregung und Augenblicken von großer Freude. Wer würde nicht glücklich und dankbar sein, wenn er daran Anteil haben darf!

DER UNTERGRÜNDIGE SCHMERZ

"Es ist nicht hoffnungslos". Das ist wahr und die vorhergehenden Seiten versuchten etwas von den Augenblicken großer Freude und Hoffnung zu beschreiben, die man von Zeit zu Zeit erleben darf und die einem Mut geben, weiterzumachen. Aber sie können uns nicht von der Wirklichkeit entfernen, von der beständigen Gegenwart des Schmerzes, der Traurigkeit, Einsamkeit und Verzweiflung, die auch einen sehr realen Teil des Lebens in einem gemeindebezogenen Gesundheitsdienst bilden. Sie müssen ins Auge gefasst, angenommen werden, und man muß sich wiederholt mit ihnen befassen. Wenn dieses geschieht, dann werden die ungeheure Freude, die kleinen Zeichen der Hoffnung nicht als selbstverständlich genommen werden, sondern sie werden kostbare Geschenke sein, die einen sehr demütig und dankbar machen.

Es gibt eine große Anzahl von Ursachen für diesen untergründigen Schmerz. Das Wort, community enthält in seiner vollsten Bedeutung die Möglichkeit des Schmerzes; denn es bedeutet Leben, Teilhaben und gegenseitiges Helfen; Anteilhaben und Teilnehmen an Freude und Sorge, an Fehlschlägen und Erfolgen des Lebens Es ist nicht möglich zu arbeiten und dabei unbeschwert und unbewegt zu bleiben von den vielen Aspekten des Lebens in den Dorfgemeinschaften. Ihre Traurigkeit und Freude, ihr Leiden und ihre Bedrängnis werden ein Teil der eigenen Erfahrung. Es bedeutet Leben und Verwickeltwerden mit Menschen und das kann niemals einfach sein.

Eine andere Ursache für den Schmerz besteht darin, daß man in vieler Hinsicht ein Außenseiter ist. Eine ungeheure Zahl von Barrieren trennt dich von den Menschen, mit denen du leben möchtest. Sogar nachdem du die Sprache gelernt hast, ist es oft unmöglich, ganz zu verstehen, was der andere sagt und wieviel schwieriger ist es, die eigenen Gedanken und Empfindungen auszudrücken. Oft erwachsen aus der Unfähigkeit "in einer anderen Sprache zu leben", Mißverständnisse und Verletzung. Mit der Zeit lernt man, aber die ersten Kontakte sind so wichtig und in diesen ist man oft durch die Sprache behindert. Diese Sprachbarrieren werden, abgesehen von den ungewöhnlich begabten Menschen, immer zu einem Teil bestehen bleiben.

Aber was wird, wenn zwei oder drei Sprachen gesprochen werden und du hast nur eine gelernt? Du sehnst dich danach, zuzuhören, zu verstehen und zu erklären, aber du findest es unmöglich. Manchmal helfen Gesten und Handbewegungen und

manchmal findet sich ein Mensch im Dorf, der beim Übersetzen helfen kann, doch die Unsicherheit bleibt. "Hat diese Frau wirklich alles verstanden? Habe ich richtig verstanden, was sie mir gesagt hat?"

Die Sprache ist so eng mit der Kultur des Volkes verknüpft und oft scheint es schwierig, recht mitzuempfinden, zu verstehen und Situationen richtig einzuschätzen. Wie leicht ist es, Fehler zu machen und einen anderen Menschen zu verletzen oder zu verärgern. Natürlich versuchst du, weiter zu lernen, zu fragen, zu verstehen, aber die Menschen um dich herum müssen geduldig warten, während du weiterhin noch viele Fehler machen wirst. Es mag lange dauern, bis Menschen bereit sind, zu korrigieren und dich offen und frei zu unterweisen.

Während der Feste mag es Tage geben, an denen du dich unfähig fühlst zu verstehen zu empfinden oder Anteil zu nehmen, so wie du es ersehnst. Es scheint nicht möglich zu sein, denn Welten trennen euch. Freude, Mitleid und Empfinden mit und für den anderen sind in einer fremden Sprache nicht leicht mitzuteilen. Es mag Zeiten geben in denen du dich äußerst hilflos, unfähig und einsam fühlst.

Ich werde niemals die Zeit vergessen, als die zweite Frau meines Hauswirts starb. Als es der Familie klar wurde, daß sie einen chronischen Herzfehler hatte und nicht, wie sie gehofft hatten, ein Baby erwartete, schienen sie jedes Interesse und jede Fürsorge für sie aufzugeben. Wie schwer war es, das einsame Leiden in den letzten Monaten ihres Lebens mit anzusehen! Unsere Zimmer waren auf demselben Flur, die restliche Familie lebte unten. Solange Ratna Devi noch konnte, schlich sie oft in mein Zimmer, wenn die Anderen ins Bett gegangen waren. Was konnte ich sagen oder für sie tun? Manchmal bat sie um Gift, um ihr zu einem schnellen Sterben zu verhelfen. Sie sagte: "Die Familie kann es kaum erwarten, daß ich endlich sterbe." Ja, es gab auch einige Abende, an denen sie, nachdem wir eine Weile beisammen gesessen und miteinander geredet hatten, aufstand und sagte: "Ich denke, ich kann jetzt schlafen. Ich fühle mich wieder friedevoller." Aber was für eine Hilfe konnte ich ihr schon sein, oder wie konnte ich die anderen Familienglieder verstehen und ihnen begegnen? Später lag sie in ihrem Zimmer und weinte viel und war allein, allein, allein und ich wußte oder dachte wenigstens, daß die Familie es nicht mochte, wenn ich in ihr Zimmer ging. Ich versuchte, mich nicht einzumischen und doch da zu sein - aber wie hilflos fühlte ich mich! Dann kam der Tag an dem ich es nicht länger ertragen konnte und sie gebadet habe, weil es

so sehr notwendig schien. Aber von dem Tage an, machten sie die Tür zu, wenn ich vorbeiging. Als Ratna ein paar Tage später starb, sagten sie, weil ich sie gebadet habe, hätte sie Lungenentzündung bekommen und deshalb sei sie gestorben. Es ist eine sehr übliche Vorstellung, daß das Baden eines Kranken Lungenentzündung oder Fieber bewirkt. Aus diesem Grunde werden kranke Menschen niemals gebadet oder gewaschen. War es richtig oder verkehrt, daß ich es tat? An den letzten beiden Tagen ihres Lebens war das Haus mit Rauch und den Stimmen der Priester erfüllt. Ich sah sie niemals wieder. Sie starb 24 Stunden später, nachdem man sie zum Fluß gebracht hatte. (1)

Das sind Zeiten der Sorge und Traurigkeit und obgleich du dich danach sehnst, mit denen in Beziehung zu kommen, mit denen du lebst, fühlst du dich äußerst unfähig, deine Anteilnahme und Sympathie zu zeigen. Du lebst so dicht und doch so fern von den Menschen.

Oft wenn du so deiner täglichen Arbeit nachgehst, scheint es, als ob du gegen eine Wand redest. Wie kann man wissen, wann man weiter versuchen sollte zu erklären, zu überzeugen und eine Mutter zu ermutigen, etwas für ihr Kind zu tun - ihr Kind zu füttern oder zu waschen - und ab wann sollte man das Recht des anderen Menschen respektieren, den Rat zurückzuweisen? Wie unterscheidet man zwischen wahrer Rücksicht und dem Aufgeben in Verzweiflung, einer Handlung, die niemals richtig sein oder entschuldigt werden kann?

Krishna ist nun fast ein Jahr alt. Er hatte drei Geschister, die an Unterernährung starben, bevor sie drei Jahre alt waren. Wir kannten eines von ihnen. Seine Mutter kam von Zeit zu Zeit zur Mütterberatung, um nach Vitaminen zu fragen. Sie weigerte sich absolut dagegen, es zu verstehen oder sie konnte es nicht verstehen, wenn wir ihr sagten, daß ihr Kind nicht Medizin sondern Nahrung brauche, eine Nahrung, die sie selber zu Hause bereiten konnte. Sie hat es niemals getan. Wir versuchten es viele Male sie dazu zu bewegen, ihr Kind zu füttern oder in das Ernährungsberatungszentrum zu geben. Doch sie wollte auch dort nicht hingehen. Wir gaben es auf. Das Kind starb. Krishna war damals drei Monate alt und ein gesundes Baby. Fünf Monate später zeigten sich auch bei ihm die ersten Zeichen von Unterernährung. Seine Mutter kam zur Klinik, bat um Vitamine und wir begannen von Neuem. Aber sie wollte die Babynah-

(1) Der fromme Hindu hofft, an den Ufern des Flusses zu sterben, damit seine Asche dann den Fluten des ewig rauschenden Wassers übergeben werden kann.

rung nicht zurechtmachen. "Er wird sie nicht essen", war ihre Antwort. Sie leben an der Hauptstraße und so kam ich oft an ihrem Haus vorbei. Jedes Mal unterbrach ich den Weg dort und ging zu ihr, aber es änderte nichts. Krishna nahm weiterhin ab. Die Diätassistentin kam, um uns zu helfen und verbrachte viel Zeit mit Zuhören und im Gespräch mit der Mutter. Schließlich erreichte ich es eines Tages, daß die Mutter den Vater rief. Zunächst wollte er weder reden noch zuhören. Nach einer Weile sagte er: "Es hat keinen Zweck, das Kind zu behandeln, zu füttern oder ihn irgendwo hinzubringen, weil es eine böse Krankheit ist und ein Fluch auf der Mutter, der alle ihre Kinder tötet." Es vergingen 18 Monate, bis wir herausfanden, was die Eltern dachten und fürchteten. Die Mutter wollte nun wissen, ob denn ihre Krankheit geheilt werden könne, wenn sie mit Krishna in das Ernährungsberatungszentrum ginge. Ich versuchte zu erklären, so gut ich konnte, aber es schien zwecklos. Weitere Wochen vergingen und wenn ich vorbeikam, hielt ich an und sprach mit der Mutter, doch ohne Erfolg. Dann gab ich auf. Die Mutter kam nicht in die Klinik. Sie stellte die Nahrung nicht her. Sie ging nirgends hin. Eines Samstags entschied ich, daß es hoffnungslos sei und ging an dem Haus vorbei. Krishnas Mutter sah mich vorübergehen. Eine Woche später traf ich sie und zum ersten Mal hatte sie ein glückliches und stolzes Gesicht. Sie kam gerade von dem Ernährungsberatungszentrum zurück. An dem Tag, an dem ich an ihrem Haus vorübergegangen war, ohne anzuhalten, hatte sie sich endlich mit Krishna auf den Weg gemacht. Krishna fing an zu essen und zuzunehmen und jetzt glaubte es die Mutter, daß es der Mangel an Nahrung war, der ihre Kinder krank gemacht hatte. Sie erzählte ihren Nachbarn: "Nun weiß ich, daß meine Tochter noch hätte leben können. Alles was sie dort taten war, daß sie mir halfen, Krishna die Nahrung zu geben, von der mir die Schwestern schon so lange gesagt hatten." Sie weiß es jetzt alles, aber es ist noch immer ein Kampf von Woche zu Woche, sie zu ermutigen, die Nahrung zu geben und genügend davon zu geben. Sie sagt, daß Krishna nun von dem Kinderbrei soviel ißt und die Zubereitung sei zu viel Arbeit für sie und die Sojabohnen seien zu teuer. Krishnas Vater spielt weiterhin Glücksspiele mit ihrem geringen Einkommen.

Es gibt viele ähnliche Geschichten, die soziale Probleme enthalten, ein Gefühl gelähmt von Fatalismus, mangelndem Interesse, Verzweiflung und Bedrängnis der Mütter. Es ist wie eine ungeheure Mauer, unmöglich zu durchbrechen und unmöglich ganz zu verstehen.

Was dir so leicht, logisch und natürlich scheint, ist gerade das Gegenteil für die Mütter. Man kann das Kind nicht von ihnen wegnehmen und füttern und versorgen. Es gibt viele Tage, an denen die Hoffnung schwer zu sehen ist.

Was sollte man tun oder sagen, wenn einer der führenden Männer im Dorf nach mehreren Gesprächen schließlich sagt: "Nein, Sie brauchen nicht mehr zu kommen. Wir wollen und brauchen Ihre Unterweisung und Ihren Rat nicht. Wir haben schon zu viele Kinder im Dorf und einige müssen sterben, damit es genügend Nahrung und Felder für den Rest von ihnen geben wird." Selten wird dies so deutlich ausgesprochen, doch oft ist es angedeutet - und es ist ja leider auch so. Wie können wir den richtigen Weg finden, immer wieder in der Arbeit weiterzumachen?

Doch wir machen weiter Einige Mütter fangen an, ihre Kinder nach den ihnen gegebenen Ratschlägen zu ernähren. Sie sehen die Besserung, aber dann geben sie plötzlich auf. Dem Kind geht es wieder schlechter und die Mutter geht zurück zu den traditionellen Heilpraktikern. Dies können sehr traurige und enttäuschende Tage sein.

Dann wieder ist da eine Mutter, die es versucht und willig und eifrig ist zu lernen. Sie gibt sich so viel Mühe, das Erlernte in die Praxis umzusetzen. Wenn alles gut geht, dann freuen wir uns zusammen. Aber manchmal geht es nicht gut. Was dann?

In einem Dorf wurden wir zu einer ZwillingSENTbindung gerufen. Die Mutter war regelmäßig zur Schwangerschaftsberatung gekommen (was noch sehr selten geschieht) und die ehrenamtliche Helferin aus dem Dorf kam in der Nacht (das geschieht noch seltener), um uns zu holen. Es war ein sehr glücklicher Morgen, als die Zwillinge geboren wurden. Es war Glück und Freude, die von der Mutter, der ehrenamtlichen Helferin und uns gemeinsam erlebt wurde! Die Mutter versuchte sehr, alles korrekt zu tun. Sie brachte die Kinder regelmäßig zur Untersuchung. Sie waren immer so sauber und die Zwillinge nahmen zu und entwickelten sich prächtig. Ihr Kommen brachte immer eine frohe Unterbrechung in den Klinikmorgen. Dann kam eines Tages die ehrenamtliche Helferin mit der Nachricht, daß die Zwillinge krank seien. Seit drei Tagen hatten sie Durchfall. Nach der Klinikarbeit besuchte ich das Haus. Ich traf eine verzweifelte, übermüdete Mutter an, ihre beiden schwerkranken Babys und eine Menge Dorfleute. Der lokale Medizinmann war geholt worden. Die Mutter hatte versucht, die Rehydrationslösung zu geben, aber es war ihr nicht gelungen, davon genügend zu füttern und die Kinder waren sehr ausgetrocknet. Der Medizinmann und ihre Nachbarn sagten, daß sie aufhören solle, den Kindern Flüssigkeit zu geben. Ich versuchte das Gegenteil zu sagen. Ich riet ihr, ins Krankenhaus zu gehen; aber ein Jahr vorher war ein anderes Kind der Familie sehr krank gewesen und die Mutter hatte es schließ-

lich gegen den Rat der Dorfbewohner und den Rest der Familie ins Krankenhaus gebracht. Dort starb es nach wenigen Tagen und die Mutter mußte eine große Krankenhausrechnung bezahlen, bevor sie das tote Kind wegnehmen konnte. So kam jetzt der Gedanke, ins Krankenhaus zu gehen, gar nicht in Betracht. Schließlich ging ich fort in dem Bewußtsein, daß diese Kinder sterben würden. Sie starben beide innerhalb von zwei Tagen. Jene paar glücklichen Monate für die Mutter - und uns - kamen zu einem traurigen, bitteren Ende, das so leicht hätte vermieden werden können, wenn die Kinder nur genügend Flüssigkeit bekommen hätten. Das geschah in einem Dorf, wo viele Kinder gestorben sind, sogar nach mehreren Kontaktaufnahmen. Es geschieht gewöhnlich, weil die Mütter nicht bereit sind, auf den Rat zu hören. Aber diese Mutter hatte es so sehr versucht!

Dörfer sind keine friedevollen, romantischen Orte, sondern voll von Leben und Kämpfen. Als ein Außenseiter ist es sehr schwer zu verstehen, was geschieht oder wer zu welcher Gruppe gehört und dann einen Weg zu finden, unter allen Gruppen gleich zu leben und zu arbeiten. Es ist traurig zu sehen, wie oft Unfrieden die gemeinschaftlichen Taten aufhält und Nöte und Leiden der Dorfbewohner vermehrt.

Die Möglichkeiten zum Handeln sind zahlreich und es kann bedrückend sein, mit der Begrenzung von Zeit und Kraft zu leben. Es bedeutet ein beständiges Suchen nach dem rechten Gebrauch von Zeit, Energie und Hilfsmitteln und oftmals mögen die Entscheidungen und Prioritäten sich hinterher als verkehrt erweisen. Es gibt so viele Unsicherheiten, mit denen man lernen muß zu leben. Dinge, die für dich dringend scheinen, mögen den Leuten, die sie betreffen, als unwichtig erscheinen. Da kann man nichts tun als warten, bis der Dorfbewohner versteht und handeln will. Das Warten ist auch schmerzlich.

Da sind Fehler, die man macht und die zu bitteren Erfahrungen werden, wenn man lernt ohne die "Instrumente und Mittel" zu arbeiten, die einst die Hände füllten. Eine solche Erfahrung wurde an jenem furchtbaren Tag gemacht, als ich endlich von einer der lokalen Hebammen zu einer Entbindung gerufen wurde. Ich hatte lange Zeit auf diese Chance gewartet und gehofft. Die Mütter fragten sich, was denn eine unverheiratete Ausländerin überhaupt von Entbindungen verstehen könne und sie wollten mich nicht rufen lassen. Wie glücklich war ich, als endlich ein Ruf kam. Alles schien gut zu gehen mit der Mutter, die ihr 9. Kind erwartete. Wie findet man den richtigen Weg zwischen dem Sich-nicht-Einmischen, indem man nur tut, was für die lokale Hebamme gefahrlos zu sehen und zu lernen ist und dem Befolgen dessen, was man in der Ausbildungszeit gelernt hat? Eine

vaginale Untersuchung, die von der lokalen Hebamme nachgemacht werden könnte, wäre in dieser Situation nicht angebracht. Aber wie kann man den Fortgang der Wehen ohne solche Untersuchung beurteilen? Ich habe ihn offensichtlich falsch beurteilt. Nach ein paar Stunden, als der Fortschritt gering schien, brachten wir die Mutter ins Krankenhaus. Alles schien gut zu sein - aber wir kamen zu spät ins Krankenhaus. Der Uterus war gerissen und das Baby konnte nicht mehr gerettet werden. Hilft es, zu sagen, daß man dankbar sein sollte (was ich auch war), daß die Mutter überlebte? Nein, Fehler sind sehr traurige, bittere und demütigende Erfahrungen.

Ich habe mit einiger Ausführlichkeit ein paar Beispiele von dem untergründigen Schmerz beschrieben, der einen Teil des Lebens und der Arbeit in einem gemeindebezogenen Gesundheitsdienst bildet. Diese Dinge sind so sehr Wirklichkeit wie auch die Zeichen von Hoffnung und Freude. Sie müssen erwartet, angenommen werden und man muß damit zu leben lernen. Dies ist niemals leicht.

Man braucht viel Hilfe. Hilfe von ein paar aufrichtigen Freunden, die sich kümmern, raten, korrigieren und ermutigen. Dies ist freilich keine letztliche Hilfe, aber eine Gabe, gerade wie die Zeichen von Hoffnung und Freude, die vorhergehend beschrieben wurden, kostbare Gaben sind.

Für einen Christen gibt es auch die Quelle aller Hoffnung, Liebe, Freude und Geduld. Sie begegnet uns wohl manches Mal auch durch Menschen, ist aber weit tiefer als irgend etwas anderes und von ihr kommt alle Hilfe.

"O, Herr, ich pflüge mein Feld mit zäher Geduld. An dir ist es, den Frühling zu schenken und die Ernte ablaufen zu lassen gemäß deiner Herrlichkeit."

Antoine de Saint Exupery

"Gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann; den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann und die Weisheit, das eine von dem anderen zu unterscheiden."

ÜBER ALLEM UND DURCH ALLES

Eine Krankenschwester zu sein und als Christ zu leben, können im Leben nicht zwei getrennte Sphären sein. Je mehr du das Evangelium liest, Christi Lehren zuhörst und von Seinem Leben und Beispiel lernst, umso mehr führt es dich dazu, zu versuchen, in Seiner Weise zu dienen. Denn über und durch alle Freuden und Sorgen, Hoffnung und Verzweiflung wirst du Ihm begegnen, Christus.

So wird die Arbeit, die du tust nicht nur deine Wahl aus den eigenen Interessen sein und durch die eigenen Gedanken und Wünsche entwickelt werden (obwohl diese auch immer ein unzertrennlicher Teil davon bleiben werden), sondern es wird auch Seine Wahl sein, die Arbeit, die dir durch Ihn gegeben ist. Dieses mag zu überwältigend klingen, wie es gleichzeitig erschreckend, demütigend und befähigend ist. Der eigene Beruf, Interesse und Standpunkt kann nicht länger solch eine wichtige Rolle spielen und ihre Wichtigkeit wird zweitrangig. Es gibt viele Zeiten, in denen dies wieder erlernt werden muß.

Über allem und durch alles ist es das Erkennen, daß Gott die Welt liebt, nicht nur die Kirche als Institution, nicht nur die Christen, sondern die Welt, das unser Verständnis und Denken offen macht. Wagen wir es, dies ganz zu hören und zu erkennen, was dies bedeutet?

Wir müssen uns immer wieder fragen, wieviel von "unserer" christlichen Arbeit aus diesem Erkennen heraus wächst und wieviel noch daraufhin ausgerichtet ist, "unsere" christlichen Institutionen, Positionen und Privilegien in dieser Welt aufzubauen, zu erhalten und zu verteidigen. Dies ist eine Frage, die mir oft in den Sinn kommt. Gott hat die Welt geliebt - und es war eine teure Liebe - denn Er gab Seinen eigenen Sohn. O, wieviel leichter wäre es, wenn wir erkennen, annehmen und verstehen könnten, was dieses wirklich bedeutet.

Liebe wurde die große Zusammenfassung von Gottes Geboten - eine Liebe in zwei Richtungen, untrennbar in der Zusammengehörigkeit - Gott und dein Nächster. Um die Frage zu beantworten: "Wer ist mein Nächster?" erzählte Christus ein Gleichnis. Zum Schluß stellte er die Frage so herum: "Wer war der Nächste geworden dem, der in die Hände der Räuber gefallen war?" - Liebe deinen Nächsten ist das Gebot - Der Mann am Wegrand brauchte einen Menschen, den er lieben konnte. Er fand ihn in dem Samariter, der nicht vorüberging, sondern stehen blieb. Am Anfang des Gesprächs fragte ein Mensch, was er tun müsse, um seine eigene Erlösung zu verdienen. Jesus antwortete ihm durch Sein Gleichnis und

die umgekehrte Frage. Er befreite den Fragesteller dazu, einen Schimmer von Seiner Liebe zu sehen. Als der barmherzige Samariter befähigt Er den anderen zu lieben und die Liebe weiterzugeben, weil Er uns zuerst geliebt hat, die Welt.

Aber was bedeutet Liebe im Zusammenhang mit unserer täglichen Arbeit? Dies ist eine Frage, die ich immer wieder stellen muß. Es möchte scheinen, daß dies nicht etwas ist, was abhängig von einer Gemütsbewegung und einem Gefühl ist, sondern tief realistisch und ernüchternd. In unserer Arbeit wird dies manchmal zu einer schwierigen Frage, denn so viel von unserem christlichen Hintergrund liegt in den reichen, westlichen Ländern, wo unser Verstehen und Erfahren vermischt ist mit Kultur, Macht, Paternalismus und Besitztümern, die auch in unseren christlichen Kirchen Raum haben und uns von der Demut und Klarheit trennen, die wir in den Lehren und Leben Christi finden. Er wurde arm um unsertwillen, so daß wir durch Seine Armut reich würden (2.Kor. 8, 9). Was für einen Reichtum bedeutet dies? Wenn wir mit Menschen leben, ihnen dienen und miteinander teilen wollen, können wir es dann als die reichen, westlichen Christen tun? Christus wurde arm um unsertwillen. Und wir?

Sicherlich scheint die Liebe Christi, wie sie in den Evangelien beschrieben wird, nicht von der Art gewesen zu sein, die den anderen unfähig gemacht hätte zum Leben und seine Verantwortlichkeit anzunehmen. Christi Liebe befähigte die Menschen - dem blinden Bettler wurde das Augenlicht gegeben, so daß er aufhören konnte zu betteln; der gelähmte Mann am Teich Bethesda, der all die Jahre auf jemand gewartet hatte, der kommen und ihn tragen würde, konnte aufstehen, sein Bettzeug tragen und gehen; und der Mann, der besessen und gequält war durch eine Legion von Dämonen, konnte in seine Gemeinschaft zurückkehren und von seiner Erfahrung berichten. Wenn wir Christus in den Evangelien begegnen, finden wir eine Warnung vor der Art der "herablassenden Liebe", die wir so oft in Gefahr sind anzuwenden - eine Liebe, die individuell oder gemeinsam gibt als Christen aus der reichen, westlichen Welt, die den anderen Menschen verletzt und nicht achtet und die eine Abhängigkeit schafft, die das miteinander Leben, Teilhaben und die Gemeinschaft untereinander hindert. Die Worte, "community" (= Gemeinschaft) und "communion" (= Glaubensgemeinschaft - Abendmahl), sind eng miteinander verknüpft. Das Nachdenken darüber im Zusammenhang mit unserer Arbeit, im Zusammenhang mit unserer christlichen Unterweisung, half mir, eine neue Verbindung zu sehen. Gott hat die Welt geliebt und wir sind gerufen und dazu befreit, teilzuhaben an der Welt uns Seine Liebe weiterzugeben, dort wo wir unseren kleinen Platz und Aufgabe in einer community-health Arbeit

finden. Christus sagte, daß das, was wir einem unserer Nächsten, Brüder oder Mitmenschen getan - oder nicht getan - haben, das haben wir Ihm getan. Wenn wir einem anderen Menschen begegnen und nicht nur dem, den wir von Natur aus leicht umgänglich und liebenswert finden - sondern auch demjenigen, den wir seltsam und schwierig zu verstehen finden - so begegnen wir Ihm, Christus. "Ihr habt es mir getan" - und jene, welche es taten, waren sich dieser Tat-sache nicht einmal bewußt.

Christus gab Seinen Nachfolgern die Abendmahlsgemeinschaft bevor Er starb: "Dies ist mein Leib" - "dies ist mein Blut - für euch gegeben." Christen be-gegnen einander rund um den Abendmahlstisch, wo sie sich an Christus erinnern, Seine Liebe, Seine Gabe der Versöhnung, und dort finden wir den tiefsten Aus-druck der Gemeinschaft mit Ihm und deshalb auch miteinander. Die Hoffnung, das Wunder der Vergebung unserer Schuld, Versagens und unserer Selbstsucht, und die unaussprechliche Freude haben uns befreit und befähigt, unseren kleinen Anteil am Dienen und Leben in der Gemeinschaft mit Menschen in der Welt anzunehmen. "Ihr habt es mir getan ..." So wird die praktische, natürliche Fortsetzung der Gemeinschaft um Seinen Tisch zur Gemeinschaft im Dienen, im Weitergeben Seiner Liebe, Freude und Hoffnung, die wir empfangen haben und zum Anteilhaben an Seinem Leiden in der Welt (Röm. 8, 17).

Kann es in unserer Arbeit Erfolg geben? Wenn wir wirklich teilhaben könnten am Gemeinschaftsleben und -arbeiten, müssen wir zugeben, daß wir nicht mehr tun können, als die Menschen, die es betrifft, bereit und willig sind, selbst zu tun. Wir können keinen anderen Menschen zwingen, unser Verständnis anzuneh-men, unsere Darstellung ihrer Nöte oder unseren Rat. Wir müssen offen bleiben für die Möglichkeit der Ablehnung, einer anderen Entscheidung und des Mißver-standenseins in unseren Zielen und Handlungen.

Christus gab Seine Liebe, gab Sich selbst - aber Er hat niemanden gezwungen, Ihn anzunehmen, obgleich Er es gekonnt hätte. "Meinst du, daß ich nicht könn-te meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte alsbald mehr als zwölf Legionen Engel? ..." Nein Christi Erfolg ist in den Augen der Welt, - Versagen zu über-zeugen; Seine Macht und Herrlichkeit zu gewinnen und zu demonstrieren - ein Kreuz.

Die Demut, die wir brauchen, kann uns nur durch Christus gezeigt, gelehrt und gegeben werden (Philipper 2, 3-11). Wenn wir versuchen zu lernen, mit anderen Menschen zu leben, Anteil zu nehmen und zu dienen, dann brauchen wir sein Bei-

spiel und Seine Unterweisung zur ständigen Erinnerung. Christus allein kann uns Demut lehren und uns vor einem Streben nach einer falschen Art von Erfolg als Selbstzweck bewahren. Er kann uns lehren zu warten, zu vertrauen und zu hoffen. Er kann uns helfen, all unsere eigenen Wünsche, unser Sehnen, unsere Ungeduld und unser Streben in die richtige Perspektive zu bringen.

Wenn wir Christus begegnen, hören wir ihn sagen: "Wahrlich, wahrlich ich sage euch, es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und sterbe, so bleibt es allein, aber wenn es stirbt, bringt es viel Frucht." (Joh. 12, 24)

Er erzählt viele Gleichnisse von Samen, Feld und Ernte. Obgleich die Bauern täglich auf ihren Feldern harte Arbeit leisten, können sie das Wichtigste nicht zustande bringen, das darin besteht, daß der Same stirbt, keimt und Frucht bringt. Sie können nichts dazu tun, das dieses geschieht. Sie müssen darauf warten. Es mag viele Tage geben, an denen dies alles jenseits unserer Möglichkeiten zu sein scheint - doch gerade dann, über allem und durch alles hindurch ist Christus die Antwort.

Wir begegnen Christus in Seinem Wort und in der Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern. Wir begegnen Ihm am Abendmahlstisch und da, wo wir leben und den Dienst miteinander teilen, der uns gegeben ist. Wir begegnen Ihm in Menschen, den Nächsten, zu denen Er uns führt, ihnen Tag für Tag zu dienen. Diese Begegnung mit Christus führt uns nicht dazu, von der Gemeinschaft getrennt zu werden, sondern führt uns direkt hinein in die Gemeinschaften dieser Welt. Dort finden wir unseren Platz, um an Arbeit und Dienst teilzuhaben.

"Salz der Erde

Erlöst vom Willen zur Macht und aus dem Sog des Erfolgskults befreit, hat die Christenheit heute eine neue Chance, frei und gelassen ihres Glaubens zu leben und auf diese Weise zum Salz der Erde zu werden. Die Eigenschaft des Salzes besteht bekanntlich darin, nicht die Speise zu verwandeln und zu verfremden, sondern ihren Geschmack hervorzubringen, indem es sich selbst auflöst." (1)

(1) Heinz Zahrnt - aus Christus hat viele Farben, ein missionarisches Lesebuch von G. Bezzenger und W. Erk. J.F. Steinkopf Verlag, Stuttgart.

Gwembe South Development Project
P.O. Box 3
Sinazese via Choma, Zambia

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 623
Datum 20.1.77
Handzeichen P.

B e r i c h t

über das Evaluierungsseminar in Nkandabwe und Kanchindu von Montag, 19.4., bis Freitag, 23.4.1976

Teilnehmer:

Herr Thomas Bachmann
Frau Eva Bachmann
Herr Frieder Bredt
Herr Albrecht Bruns
Herr S. Isiteketo
Herr Arnold Janssen
Frau Gretel Janssen
Herr Izaak Krisifoe
Frau Sietske Krisifoe
Herr Gray Madyenku
Herr Mark Malyenku
Herr Wilson Ncite
Herr Ulrich Schlottmann
Herr Clem Schmidt
Frau Ruth Schmidt
Herr Albert Siatwinda

Das Seminar war gekennzeichnet von lückenloser Teilnahme, freier Diskussion in guter Atmosphäre und schöner Gemeinschaft. Die Leitung lag in den Händen von Herrn Thomas Bachmann und Herrn Gray Madyenku.

Möglicherweise sind einige kleinere Fehler bei Einzelheiten des historischen Hintergrundes unterlaufen, vor allem in solchen Fällen, wo die Verantwortlichen eines Programms Zambia verlassen haben.

Folgende Abkürzungen werden in diesem Bericht verwendet:

GRZ : Government of the Republic of Zambia/Regierung von Zambia
GSDP : Gwembe South Development Project/Gwembe-Süd-Entwicklungs-Projekt
GST : Gossner Service Team/Gossner Dienstgruppe

Wir hoffen, dass das Seminar und dieser Bericht von bleibendem Wert für die Menschen in Gwembe-Süd sein werden.

18. Mai 1976

C.G.Schmidt, Schriftführer

Inhalt

	<u>Seite</u>
1. Gesundheitsdienste	2 - 3
2. Ernährungsberatung und Lebensmittelverkauf	3 - 4
3. Traditionelle Tonga-Handarbeiten und Tonga-Museum	4 - 6
4. Schneiderausbildung	6 - 7
5. Bewässerung - Siatwinda-Versuchsprojekt und Bodenuntersuchungen	7 - 11
6. Bewässerung - Kafwambila-Handpumpen-Programm	11 - 12
7. Bewässerung - Nkandabwe	12 - 13
8. Verbesserung der Wasserversorgung in Dörfern	13 - 14
9. Ziegelbrennerausbildung	14
10. Maurerausbildung	15
11. Baugruppe (Gwembe South Builders)	15 - 16
12. Handwerkerzentren	16
13. Mechanikerwerkstätten	17
14. Regenfeldbau und Arbeitsbeschaffungs-Programm	17 - 18
15. Rinderhaltung	18 - 19
16. Schweinehaltung	19
17. Geflügelhaltung	20 - 21
18. Fischtransport	21
19. Verbindungsmann in Lusaka	21 - 22
20. Planung für die Zukunft	22 - 23

1. Gesundheitsdienste

Im Vertrag mit GRZ wird besonders erwähnt, dass das GST sich auch mit Gesundheitsfragen befassen wird. Von den ersten Mitgliedern des Teams war Frau Ingrid Köhpcke eine ausgebildete Krankenschwester und hatte einen eigenen Arbeitsvertrag mit der Gossner Mission (eine gesonderte Arbeitserlaubnis war zu dieser Zeit nicht nötig).

Aber die Aktivitäten auf diesem Gebiet wurden eingestellt, denn es gab keine schriftliche Übereinkunft mit dem Gesundheitsministerium, und der Provinz-Gesundheitsbeamte war mit keiner Arbeit ausserhalb des Ministeriums einverstanden mit dem Argument, sein Ministerium könne die Arbeit nicht weiterführen, wenn die Ausländer sich zurückzögen.

Aber der Bedarf ist noch immer gross, und eine Krankenschwester ist in der Person von Frau Gretel Janssen verfügbar. Sie behandelt die Menschen in einfacher Weise, die zur Zeit zu ihrem Haus kommen.

Das GSDP ist sich einig, dass unsere Mitarbeiter unter der Aufsicht des Verantwortlichen einer Gesundheitsstation arbeiten sollten, damit wir nicht unersetztlich werden und damit die Verantwortung bei einer Regierungsstelle bleibt.

Bei Plänen für die Zukunft sollten drei Fragen berücksichtigt werden:

- 1) Sollten wir uns damit zufrieden geben, dass eine Beteiligung im Gesundheitsdienst davon abhängt, dass zufällig ein Teammitglied eine ausgebildete Krankenschwester ist?
- 2) Sollten wir nicht eine oder mehrere Krankenschwestern mit eigenen Arbeitsverträgen und klaren Arbeitsplatzbeschreibungen haben, vielleicht sogar direkt vom Gesundheitsministerium angefordert?
- 3) Sollte die Gossner Mission sich wirklich stark engagieren und das ganze Gesundheitssystem in Gwembe-Süd überholen durch die Entsendung eines erfahrenen Arztes?

Es besteht wohl kein Zweifel daran, dass ein Arzt gebraucht wird, um nach den Dörfern und den Aussenstationen zu sehen. Es ist auch wahr, dass ein Arzt sofort den Standard der medizinischen und Gesundheitsdienste in der Gegen verbessern würde, z.B. auch das Krankenhaus.

2. Lebensmittel- und Ernährungsprogramm

Dieses Programm wurde 1972 von Frau Ingrid Köhpcke begonnen, vor allem wegen offensichtlicher Fehlernährung bei den Kindern in der Gegend.

Das Programm gestaltete sich wie folgt:

- a) Kochveranstaltungen für Mütter zusammen mit medizinischer Versorgung bei "Kleinkinder-Kliniktagen".
- b) Verkauf von Keksen und Erdnüssen zu Niedrigstpreisen an Schulkinder (die Kekse wurden später für diesen Zweck zu teuer).
- c) Verkauf von Grundnahrungsmitteln in kleineren Mengen, als in den Dorfläden zu haben waren.

Es gab insgesamt 13 Depots an Schulen und Gesundheitsstationen, wodurch etwa 15.000 Menschen erreicht wurden.

Dieses Programm wurde 1975 eingestellt, vor allem, weil unsere Beteiligung am Gesundheitsdienst auch aufhörte und Frau Köhpcke Zambia verlassen hatte. Es scheint auch, dass manchmal die falschen Leute die Nahrungsmittel bekamen und dass manche Leute sich nicht trauten, von dem Lehrer in der Schule zu kaufen, der dafür verantwortlich war. Es wurde auch deutlich, dass es nicht genügt, den Menschen nahrhafte Lebensmittel zu verkaufen; vielmehr müssen sie lernen, solche Nahrungsmittel anzubauen.

In dieser Hinsicht sind erfreulicherweise einige bleibende Ergebnisse erkennbar: Mehr nahrhafte Nahrungsmittel werden angebaut; Erdnüsse mit ihrem sehr hohen Nährwert sind bekannt und verfügbar geworden; an manchen Orten werden jetzt Tomaten, Kohl, Zwiebeln angebaut; Mangos, Bananen und andere Obstbäume sind gepflanzt worden.

Es besteht ein Bedarf zur Fortsetzung dieses Programms. Dabei sollte aber folgendes bedacht werden:

- a) Der Nachdruck muss auf der Unterweisung in Ernährungsfragen liegen, nicht auf dem mechanischen Einkaufen und Weiterverkaufen von Nahrungsmitteln. Möglichkeiten für Unterweisung gibt es bei den Kleinkinder-Kliniktagen, in Frauenclubs zusammen mit Gesundheitsprogrammen, durch Gemeinden der einheimischen Kirche usw.
- b) Gemeinsame landwirtschaftliche Produktionsgruppen sollten an Schulen eingerichtet werden. Können wir uns daran beteiligen?

Herr I. Krisifoe wird untersuchen, wie wir uns an solchen Gruppen beteiligen können, und ob wir mit der Monze-Diözese die Lieferung von Lebensmitteln vereinbaren können.

3. Traditionelle Tonga-Handarbeiten

Dieses Programm wurde 1972 begonnen mit Einkaufsstellen in Nkandabwe, Kafwambila und Siampondo. In den folgenden Jahren kamen Kanchindu, Siameja, Sinakoba, Chisola, Sinazongwe und Siamuyala hinzu, so dass jetzt neun Einkaufsstellen existieren. Für 1976 ist die Eröffnung von weiteren Stellen vorgeschlagen.

Im allgemeinen wird an diesen Stellen einmal alle zwei Wochen eingekauft, falls die Wege dorthin befahrbar sind. Es hängt aber auch von der verfügbaren Geldmenge ab, denn erst bei DM 800,-- lohnt sich eine Fahrt.

Wenn man für jeden Einkaufspunkt ein Einzugsgebiet mit einem Radius von 15 km annimmt, werden zur Zeit 75 % von Gwembe-Süd erreicht. Jeder Bezirk (ward) hat mindestens eine Einkaufsstelle.

Es wurde vorgeschlagen, dass die Einwohner einer Gegend ihre eigenen Sammelstellen organisieren könnten und dass z.B. der Lehrer an einer Schule die Sachen anstelle des Projektbeamten kaufen könnte. Das hätte den Vorteil, dass die Leute jederzeit verkaufen könnten und nicht auf die Ankunft des Projektbeamten warten müssten (manchmal kann er seinen Zeitplan nicht einhalten). Der Nachteil ist jedoch, dass der Projektbeamte die Qualität nicht kontrollieren kann und dass nicht überall angemessene Vorratsräume vorhanden sind.

Eine strenge Qualitätskontrolle muss an allen Einkaufsstellen durchgehalten werden. Das ist sehr wichtig für die Zukunft des Programms.

Es ist ebenso wichtig, dass die eingekauften Artikel gegen Insektenbefall und gegen reissen (austrocknen) behandelt werden. Es ist klar, dass dies in Nkandabwe geschehen muss, wo die Sachen regelmässig gelagert werden.

Die genaue Produktionskapazität für hochwertige Handarbeiten in der Gegend ist unbekannt. Aber es ist klar, dass eine strenge Kontrolle nötig ist, damit eine Steigerung in der Herstellung nicht eine Minderung der handwerklichen Qualität bedeutet.

Tonga-Museum

Es war ein Einfall von Herrn S.Kriebel, solch ein Museum anzufangen (vgl. seinen Artikel in "Gossner Mission", November 1973). Fortlaufend werden dieser Sammlung Stücke hinzugefügt. Auswahlkriterien sind: Alter, Schönheit, Qualität, auch müssen sie typisch für die Tonga-Kultur sein.

Zur Zeit bilden die ausgewählten Stücke mehr eine Sammlung als ein geordnetes und jedes Stück erklärendes Museum. In naher Zukunft wird eine Entscheidung fällig sein, wo ein richtiges Museum eingerichtet werden könnte.

GSDP betrachtet sich als Eigentümer dieser Sammlung und muss darum Vorschläge machen bezüglich eines Museums bzw. Verkaufs, Ausleihe oder Verschenkens dieser Sammlung.

Nutzen eines solchen Museums:

- a) Es zeigt jungen Tongas ihre Kultur, denn viele aus der jetzigen Generation kennen oder benutzen diese Sachen nicht mehr.
- b) Es verhindert die Degeneration der materiellen Kultur der Tal-Tongas, denn traditionelle Handwerker könnten zum Beispiel in Versuchung geraten, Sachen herzustellen, die sich zwar verkaufen, aber nicht ursprünglich sind. Das

Museum könnte ihnen helfen, sich der ursprünglichen Dinge zu erinnern. Es würde zugleich die Nachfrage der Touristen und potentieller Käufer beeinflussen.

- c) Es zieht Touristen aus Zambia und dem Ausland an und bringt auf diese Weise Geld ins Tal. Es erscheint wichtig, dass, falls und sobald ein Museum eröffnet wird, diese Tatsache wirksam angezeigt wird mit Reklametafeln (vor allem in Batoka) und mit Schriften. Das heisst aber zugleich, dass das Museum einen ständigen Aufseher oder ähnliches braucht.

In Verbindung mit traditionellen Tonga-Handarbeiten müssen ganz allgemein folgende Fragen noch bedacht werden:

1. Plant GSDP auch weiterhin traditionelle Handarbeiten zu fördern als eine Möglichkeit, Tongakultur zu fördern und zu erhalten? Wird GSDP daher dieses Programm auch in Zukunft subventionieren?
2. Oder wie kann GSDP die Verantwortung für den Handel mit Handarbeiten loswerden? Ist es möglich, eine Gesellschaft oder eine Genossenschaft zu formen, die hauptsächlich aus Handwerkern besteht? Oder könnte und sollte dieses Programm ein Privatunternehmen werden, das die Handarbeiten durch einheimische Vertreter aufkauft und mit Profit verkauft?
3. Welche Kosten entstehen insgesamt? Wie hoch müsste der Umsatz sein, um Einkauf, Transport und Lagerung von Handarbeiten in Gwembe-Süd finanziell vom GSDP unabhängig zu machen?
4. Die Frage der Verkaufsstellen. Der grösste Teil der Einnahmen kommt zur Zeit aus dem Laden in Lusaka (durchschnittlich DM 2.400,-- pro Monat). Wie wird es dort weitergehen, wenn Familie Bruns Anfang 1977 weggeht. Besteht die Möglichkeit neuer Verkaufsplätze, etwa in Batoka? Oder in Sinazeze in Verbindung mit einem Museum?

4. Schneiderausbildung

Dieses Programm wurde von Frau Heidi Clemens 1972 angefangen, und sie stellte sieben Personen ein Zeugnis über eine mindestens zwölfmonatige Ausbildung aus. Einige von ihnen waren schon Schneider gewesen, ehe sie zur Ausbildung kamen.

Die Auszubildenden erhielten eine Nähmaschine (Preis DM 688,--), indem sie DM 160,-- anzahlten und monatlich DM 40,-- abzahlten. Der Preis der Maschinen wurde vom GST vorgestreckt.

Die meisten Schneider nähen Schuluniformen und flicken. Es ist äusserst schwierig, ihr durchschnittliches Monatseinkommen festzustellen, denn sie sind in diesem Punkt sehr zurückhaltend und sagen nur, es hänge davon ab, wieviel sie arbeiteten. Und die Materialkosten steigen sehr häufig. Aber es scheint, dass ein Schneider, der hart arbeitet, mindestens DM 400,-- bis DM 480,-- verdienen kann.

Als Frau Clemens Anfang 1976 wegging, war dieses Programm abgeschlossen worden. Jedoch standen noch drei Nähmaschinen zum Verkauf. Es gab viele Bewerber für diese Maschinen, aber Frau Ruth Schmidt verkaufte sie den ersten drei, die die Anzahlung brachten. Sie hat den Eindruck, dass fortlaufend neue Bewerbungen kommen würden (es sind einige da), wenn nicht allgemein bekannt wäre, dass es keine Nähmaschinen mehr gibt und keine Absicht besteht, welche nachzukaufen. Die drei, die jetzt Maschinen bekommen haben, werden von anderen unterrichtet, die vorher ausgebildet worden waren.

Es ist schwer zu sagen, wieviele Arbeitsplätze Gwembe-Süd für angestellte oder selbständige Schneider bietet. GRZ versucht, die Lieferung von Schuluniformen von 1977 an dem Kreisrat (Rural Council) zu übertragen. Können wir die bei uns ausgebildeten Schneider für diesen Zweck beim Kreisrat unterbringen?

Anscheinend gibt es für Schneider noch zwei Marktlücken:
a) billige Stangenkleider für die einheimische Bevölkerung,
b) gute Massschneiderei für die, die modebewusst geworden sind, guten Stoff kaufen und diesen dann gut und nach der letzten Mode verarbeitet haben möchten.

Es muss überlegt werden, ob GSDP einen speziellen Kurs für Schneider einrichten sollte, um diese Marktlücken auszufüllen. Wenn eine Mitarbeiterin, möglicherweise Ruth Schmidt, damit beauftragt würde, könnte sie höchstens sechs Personen in einen Kurs aufnehmen.

Andere Fragen, die noch geklärt werden müssen:

1. Kann handgearbeitete Kleidung konkurrieren mit Stangenkleidung, die es in Gwembe-Süd zu kaufen gibt?
2. Besteht die Möglichkeit für Heimarbeit für Schneider in Gwembe-Süd, deren Erzeugnisse in Städten verkauft werden?
3. Welche Organisationsform wäre angemessen für die Herstellung und für die Vermarktung?

5. Bewässerung: Siatwinda-Bewässerungs-Versuchsprojekt

Ein deutscher Berater (Garbrecht) hatte der GRZ vorgeschlagen, dass am Karibasee vielleicht künstliche Bewässerung eingeführt werden könne. Also wurde Siatwinda ausgewählt, denn es lag nahe einer Hauptstrasse. Man merkte zwar, dass der Boden schlecht war, aber man plante ja ein Versuchsprojekt, um festzustellen, ob ein Erfolg möglich war.

Eine Fläche von 24 ha war ursprünglich ausgewählt und in 36 Felder von je 0,6 ha aufgeteilt worden (sie ist jetzt anders aufgeteilt worden, und zwar in 50 Felder: 2 von 1,2 ha, 7 von 0,6 ha, 13 von 0,4 ha und 28 von 0,2 ha Grösse, einige davon sind noch nicht zugeteilt). Man muss

beachten, dass das Land nicht vom GST ausgewählt wurde, sondern vom Ministerium für ländliche Entwicklung zusammen mit dem Häuptling und mit Einheimischen. Weitere 8 ha wurden hinzugefügt, wovon 3 ha für die Anleitung der Bauern verwendet wurden, bis sie ihre Felder übernehmen konnten. Dieses Land ist jetzt ungenutzt. Etwa 4 ha davon wurden für Versuche genommen, bis März 1975 von Herrn F.Bredt. Danach übernahm die Versuchsabteilung des Landwirtschafts-Departements die volle Verantwortung dafür. Ein Teil dieses Landes kann nur in der Trockenzeit benutzt werden, weil es in der Regenzeit überflutet wird.

Die Arbeit begann 1970, und die Bewässerungsanlage war Anfang 1972 fertig. Schwere Maschinen wurden zum Einebnen des Geländes eingesetzt. Die Bauern erhielten Felder zugeteilt, noch ehe das Land vollständig vorbereitet war, sofort nach dem Einebnen und Abstecken.

Das ganze GST war mit Siatwinda befasst, aber die Hauptarbeit wurde von G. van Keulen, I.Krisifoe und F.Bredt getan. Für ein halbes Jahr kam Klaus Schäfer von Deutschland, um die Bauern mit anzuleiten. Im September 1971 wurde Herr A. Siatwinda angestellt, um mit die Arbeiter einzusetzen, zu den Bauern zu sprechen usw, und er wurde "Assistant-Manager".

Weil keine Daten vorhanden waren, wurde beschlossen, alle möglichen Pflanzen versuchsweise anzubauen. Reis, Sonnenblumen und Gemüse hatten gute Ergebnisse, aber die Unterlagen reichen noch nicht aus, um Durchschnittserträge zu berechnen. Die beiden folgenden Beispiele mögen zeigen, welche Erfolge möglich sind:

Sonnenblumen: 210 kg von 0,2 ha; Verkaufspreis DM 99,60;
Ausgaben: DM 8,-- für Saatgut, keine Düngemittel, DM 72,--
Wassergeld pro Jahr. Es ist klar, dass dies sich nur lohnt, wenn man zwei Ernten pro Jahr hat.

Reis: 20 kg von 100 qm; Verkaufspreis DM 12,--; Ausgaben: Saatgut frei; DM 2,40 für Düngemittel; anteiliges Wassergeld. Es ist deutlich, dass Reis eine vielversprechende Frucht sein könnte. Tatsächlich erbrachte Siatwinda in ganz Zambia die besten Reisergebnisse in verschiedenen Versuchen. Wir konzentrierten uns auf drei Hauptsorten: 1632, 1329 und Sindano.

Das Hauptproblem besteht darin, die Bauern zu einem anhaltenden Interesse an der Bearbeitung ihres Feldes zu bringen. Gewöhnlich arbeitet jeder von ihnen gerade so viel auf seinem Feld, dass er nicht ausgeschlossen wird, aber die Mehr-

heit bebaut nicht mehr als 25 % ihres Feldes. Weniger als ein Viertel haben bisher mehr als 75 % ihres Feldes mehr als einmal bebaut. Sogar die, die in einem Jahr sehr erfolgreich waren, neigen dazu, im nächsten Jahr wenig oder nichts zu tun.

Dafür werden vier Hauptgründe genannt:

- a) die Menschen in Siatwinda gelten als faul und unzuverlässig von Natur und sind schon früher für diese Eigenschaften bekannt gewesen.
- b) Die Bauern betrachten die Bewässerungsfelder nicht als ihr persönliches Eigentum und haben deshalb nicht den Ansporn, der sich von der Sicherheit des Besitzes herleitet.
- c) Die Bauern sehen, dass die Einkünfte sehr gering sind im Vergleich zur aufgewendeten Arbeit, falls sie nicht besonderes Glück haben. Vielleicht wollen sie nicht ganz von der Landwirtschaft abhängen mit all' ihren Ungewissheiten und Risiken. Vielleicht würden sie ein Anstellungsverhältnis vorziehen mit der Garantie von Arbeit und regelmässigem Einkommen. Haben wir das Recht, zu verlangen, dass sie unabhängige Bauern sein müssen? Kann Siatwinda ein Projekt sein, das sichere Arbeitsplätze anbietet?
- d) Die Bauern haben auf ihren Feldern nicht genug Anleitung erhalten.

Was wird getan, um das Problem zu lösen?

1. Unterweisung durch
 - a) Demonstrationsfelder,
 - b) wöchentliche Versammlungen der Bauern mit Hintergrundinformationen, neuen Methoden usw.,
 - c) Fahrten mit den Bauern zu Demonstrationsveranstaltungen,
 - d) Unterweisung in Bewässerung beim Gebrauch von Hacken und Ochsen, besonders zum Vermeiden von Wasserver schwendung und Überwässerung. Dieses Problem ist schwer unter Kontrolle zu bringen. Da die verschiedenen Pflanzen alle eine andere Behandlung brauchen, kann man nicht bestimmte Wassermengen oder Bewässerungstage generell festsetzen. Wenn man es indessen dem einzelnen Bauern überlässt, neigt er dazu, zuviel Wasser zu geben, wenn er sieht, dass die Bodenoberfläche trocken ist.
 - e) Einführung neuer landwirtschaftlicher Methoden, z.B. Gebrauch von Dung und Kunstdünger, ziehen von Furchen auf den Konturlinien, um Erosion zu verhüten, usw.
 - f) einen Fruchtwechselplan, der 1973 begonnen wurde und schrittweise eingeführt wird: Reis oder möglicherweise Baumwolle in der Regenzeit, danach Gemüse oder vielleicht Weizen oder Mais. Nach diesem Plan könnte ein Mann mit einem Feld von 0,6 ha ein jährliches Bruttoeinkommen von DM 2.500,-- bei Unkosten von DM 500,--, also einen Gewinn von DM 2.000,-- erwarten.

2. Vermarktungshilfe:

Die staatliche Vermarktungsorganisation Namboard hat ein Depot im Projekt Siatwinda erhalten. Die Bauern werden ermutigt, gemeinsam an Namboard zu verkaufen, welches jetzt auch einen Gemüsemarkt in Choma eröffnet hat. Unglücklicherweise hat Namboard keine geeigneten Lagermöglichkeiten für verderbliche Güter wie Gemüse. Vielleicht könnte Gemüse regelmässig auf Vertragsbasis an Schulen oder in der Stadt Maamba oder an anderen Orten verkauft werden.

3. Selbstverwaltung und Kontrolle

Vor der Zuweisung unterschreibt jeder Inhaber eines Feldes eine Vereinbarung, und auf diese Weise ist eine Kontrolle möglich. Es ist aber für die Zukunft nicht vorgesehen, die Kontrolle darüber hinaus auszudehnen, sondern das GSDP soll nur beratend beteiligt sein. Zu diesem Zweck wurden dem Farmer-Komitee mit seiner Exekutive kürzlich erweiterte Macht und Verantwortung eingeräumt.

Während wir allgemein diesem Prinzip zustimmen, wurde besorgt zum Ausdruck gebracht, dass den Inhabern eines Feldes klargemacht werden müsse, wie hoch die Gesamtkosten für dieses Projekt seien und wo die Grenzen ihrer Einflussnahme sind. Sie dürfen nicht glauben, dass sie nun endgültige Entscheidungen in allen Angelegenheiten treffen können, denn die letzte Verantwortung für das Projekt verbleibt beim GSDP, und das wird auch in Zukunft noch lange der Fall sein müssen.

Die Zukunft

Für die Fortführung des Siatwinda-Projekts sind die folgenden Punkte von grosser Bedeutung:

- a) Ordentliche Statistiken müssen geführt werden. Während es stimmt, dass in der Vergangenheit solche Statistiken nicht gefordert wurden, benötigen wir sie auch für uns und besonders, um über unsere künftige Beteiligung an dieser Form von Entwicklung entscheiden zu können. Wir können vielleicht das Muster des Landwirtschaftsdepartments übernehmen, oder wir können ein eigenes erstellen. Es ist aber auch ausserordentlich wichtig, dass die verschiedenen Statistiken nach einem einheitlichen System geführt werden und auf der gleichen Grundlage.
- b) Eine klare und detaillierte Aufstellung über alle entstehenden Kosten muss vorliegen. In der Vergangenheit ergaben sich die folgenden Gesamtkosten

<u>1972</u>	<u>1973</u>	<u>1974</u>	<u>1975</u>
<u>DM</u>	<u>DM</u>	<u>DM</u>	<u>DM</u>
20.000,--	18.800,--	19.760,--	15.400,--

Diese wurden aber nicht aufgeschlüsselt. Die Aufschlüsselung sollte enthalten:

Kapitalinvestition, Abschreibung, laufende Kosten (Verwaltung, Arbeit, Reparatur, Instandhaltung etc.). Es ist interessant festzustellen, dass in Zambia üblicherweise die offiziellen Kosten für Bewässerung auf DM 800,-- pro ha geschätzt werden. So wird eine Spezifikation unserer Kosten zu der Überlegung führen, ob eine Effektivitätssteigerung auf irgendeine Weise erreicht werden kann, wie hoch der Wasserpreis pro Feld sein müsste, um alle Kosten zu decken, etc.

- c) Die gesamte Konzeption für die Bewässerung im allgemeinen und in Siatwinda im besonderen muss genauestens überdacht werden. Es wurde beschlossen, dies im September/Oktobe 1976 zu tun.

Bodenuntersuchungsprogramm (Herr Th. Bachmann)

Dieses Programm wurde 1974 wegen der Vermutung begonnen, dass sich auf den Feldern in Siatwinda vielleicht viel Salz ansammelt. Jetzt, nach zwei Jahren, waren unter den Bedingungen, unter denen Herr Bachmann seine Untersuchungen durchführte, auf dem Versuchsfeld keine Anzeichen von Salzkonzentration festzustellen. Es wird daher angenommen, dass Salz das Projekt nicht besonders beeinflussen wird.

Es ist aber auch eine Tatsache, dass bedeutende Salzmengen auf 2/3 des landwirtschaftlich genutzten Gebietes durch die Feldinhaber festgestellt wurden. Das kann daher kommen, dass

- a) ein Teil des Gebietes von alters her als Salzgebiet bekannt war. Es enthielt Büsche, die von der Bevölkerung zur Salzgewinnung benutzt wurden.
- b) Es wurde viel Wasser verbraucht, die Bewässerung wurde schlecht gehandhabt.
- c) Die obere Bodenschicht war bei der Einebnung stellenweise abgetragen und die Oberfläche dadurch verändert worden. Es scheint, dass dies die Gebiete sind, in denen jetzt das meiste Salz gefunden wurde.

6. Bewässerung: Kafwambila Handpumpen-Programm

Im August 1972 wurde erstmalig versucht, die örtliche Bevölkerung für dieses Programm zu interessieren. Im Januar 1973 erhielten sieben Personen je eine Handpumpe zum Preis von DM 320,-- pro Pumpe. Die Interessenten benutzten ihr eigenes Land in einer Ausdehnung von 300 bis 800 Quadratmetern, aber in einigen Fällen wurde die zur Verfügung stehende Fläche nicht voll genutzt.

Die Handpumpen wurden vom GST vorfinanziert, aber die Leute verpflichteten sich zur vollen Rückzahlung.

Obstbäume (Orangen, Zitronen, Guavas, Bananen) wurden gepflanzt. Während der Trockenzeit wurde Gemüse angebaut und am Ort verkauft.

Dieses Programm entwickelte sich nicht wie erwartet. Kein Bauer konnte, wie Herr Bredt erwartet hatte, einen Garten bis zu 1.000 Quadratmetern anlegen. Eine kleinere Fläche bedeutete, dass die Kosten pro Fläche so hoch wurden, dass der Gebrauch von Handpumpen nicht zu empfehlen war. Es wäre dann billiger, sich anderer Bewässerungsformen zu bedienen. Ausserdem waren Handpumpen (hergestellt in Südafrika) nicht immer zu haben, und der Preis erhöhte sich in den letzten drei Jahren um das Doppelte.

Es muss daran erinnert werden, dass dieses Programm niemals als ein kommerzielles Programm gedacht war, sondern als ein Hilfsprogramm, das den Menschen ermöglichen soll, frisches Gemüse und Früchte auch während der Trockenzeit zur Verfügung zu haben. Für die Zukunft könnten wir überlegen:

- a) ob billige und gute Handpumpen durch das GSDP hergestellt und/oder
- b) ob andere und billigere Bewässerungsformen eingeführt werden können, z.B. mit Ochsen(eine solche Pumpe, die mit Ochsen arbeitet, ist gerade durch "Family Farms", Monze, in der Produktionsvorbereitung).

7. Bewässerung: Nkandabwe

Das Nkandabwe-Projekt wurde etwa 1965 durch die Föderationsregierung in einem Gebiet von etwa 1,2 ha begonnen, aber nur etwa die Hälfte davon war in Felder von je 0,1 ha aufgeteilt. Als aber Anfangserfolge zu sehen waren, kamen von selbst mehr Leute und fragten nach Feldern, und weiteres Land wurde erschlossen.

Als die in der Nähe liegende Kohlengrube 1966 eröffnet wurde, brach das Projekt zusammen, da die Wasserversorgung abgeschnitten wurde. Zu diesem Zeitpunkt wurden 36 Felder genutzt.

Als die Grube verlegt wurde, forderten die Bauern die Reparatur des Damms, damit wieder bewässert werden könnte. Das war aber erst möglich, als das GST 1972 das System reparierte. Gegenwärtig sind 45 Bauern registriert, und insgesamt 48 Teilnehmer haben Felder von je 0,1 ha.

Die Resultate auf dem genutzten Land sind zu 80 % gut, es liegen nur wenige Felder brach. Unterlagen sind beim Landwirtschaftsassistenten erhältlich. Zuckerrohr, Obst und Gemüse (Kohl, Choumoullia, Zwiebeln, Tomaten, Raps) sind meist zu haben. Mais wächst zeitweise und wird grün verkauft.

In Nkandabwe ist das GSDP nur in technischer Hinsicht beteiligt. Die landwirtschaftliche Seite wird vom Landwirtschaftsdepartement durch einen Assistenten betreut.

Die augenfälligsten Unterschiede gegenüber dem Siatwinda-Projekt sind:

- a) Die Initiative kam von der Bevölkerung selbst.
- b) Bewässerung durch Schwerkraft statt durch Pumpen, dadurch Verringerung der Kosten und
- c) besserer Boden.

1975 wurde geraten, das Gebiet nicht zu erweitern, aber eine weitere Ausdehnung wird in der Zukunft wieder erwogen werden.

8. Verbesserung der Wasserversorgung in den Dörfern

Ein eingehender Bericht vom November 1975 über Hintergrund und Einzelheiten dieses Programms steht zur Verfügung. Die Evaluierung selbst betraf daher hauptsächlich die folgenden Verfahrensangelegenheiten:

- 1) Wir brauchen definitive und eindeutige Kriterien, wo wir eine Wasserversorgung vorsehen sollen. Jedes von uns gelieferte Bohrloch schliesst einen Zuschuss von etwa DM 4.000,-- der GRZ durch unser Projekt ein, da die Bewohner nur einen Teil der Kosten der Pumpe bezahlen.
- 2) Bestehende Brunnen (wenn sie genügend Wasser liefern) können durch uns verbessert werden, so dass wir kein neues Bohrloch vorsehen sollten, nur weil es einen Antragsteller gibt.
- 3) Wir müssen zwischen wirklichem Bedarf der Leute und dem Bedarf, der nur die Gelegenheit wahrnimmt, zu einem billigen Bohrloch zu kommen, unterscheiden.
Es wurde festgestellt, dass eine Entfernung von 3 km zwischen den Wasserstellen unter den gegenwärtigen Bedingungen annehmbar ist. Es wurde aber auch hervorgehoben, dass die Entfernung nicht das einzige Kriterium sein kann. Erforderlich ist auch eine regelmässige Versorgung mit gutem und sauberem Wasser.
- 4) Ist es evtl. möglich, dass Dorfbewohner zu Plätzen ziehen, die eine gute und regelmässige Wasserversorgung haben, dass verschiedene Dörfer sich zusammentonnen werden, um bessere Versorgungsbedingungen einschl. Wasserversorgung zu erhalten? In der Antwort wurde festgestellt, dass keine grössere Fluktuation in neue Gebiete möglich ist, da kein gutes Land mehr zur Verfügung steht und der Zusammenschluss von Dörfern Probleme aufwirft, insbes. weite Entfernung zu den Feldern, die sich als Konsequenz ergeben; die Entfernung, über die das Vieh zu den Weiden getrieben werden muss usw. Ausserdem ist nicht garantiert, dass grosse Dörfer (wie z.B. Siameja) durch auswärtige Dienststellen besser behandelt und versorgt werden.
- 5) Sind unsere Bohrlöcher tief genug oder werden sie in extremen Dürreperioden austrocknen? Es ergab sich noch keine Gelegenheit, das zu erproben. Es ist aber interessant zu vermerken, dass die Kreisverwaltung Bohrlöcher

üblicherweise bis zu einer Tiefe von 40 bis 70 m in die Erde treibt, während unsere nur in 13 - 23 m Tiefe reichen.

Es wurde versucht, mit der Kreisverwaltung bei den Bohrarbeiten zusammenzuarbeiten. Eine solche Zusammenarbeit würde Überschneidungen etc. verhindern. Aber die Kreisverwaltung reagierte nicht, auch ist zu befürchten, dass die Zusammenarbeit bedeuten könnte, dass wir nicht mehr als vielleicht zwei Bohrlöcher pro Jahr fertigstellen würden, d.h. wenn die Kreisverwaltung die Gelder für diese liefern müsste.

Da die vorhandene Bohreinrichtung mechanisch ist (Preis DM 24.000,--) wird erwogen, eine zweite herzustellen, die manuell betrieben wird. Die Herstellungskosten würden etwa DM 400,-- betragen und das Gerät müsste von fünf Personen statt durch einen Motor betrieben werden. Das würde die Bohrungen verbilligen und wäre für die Bewohner abseits liegender Gebiete leichter möglich.

9.

Ziegelbrenner-Ausbildung

Die Baugruppe innerhalb des GSDP bildete 42 Ziegelmacher aus, hauptsächlich für eigene Zwecke. In der gesamten Gwembe-Süd-Region gibt es Ziegelmacher, vielleicht fast in jedem Dorf, aber sie sind "Amateure", auf deren Ziegel man sich hinsichtlich Qualität und Gleichmass nicht verlassen kann.

Die ausgebildeten Ziegelmacher schlossen sich zu Einheiten von je 8 - 10 Arbeitern zusammen und arbeiten als eine unabhängige Organisation. Die Werkzeuge aber, die sie benutzen, sind Eigentum der Gwembe South Builders. Die Gwembe South Builders kaufen die luftgetrockneten Ziegel von den Einheiten und zahlen an den Vorarbeiter der Einheit auf Kontraktbasis DM 28,-- für 1.000 Ziegel. (Ein Ziegelmacher kann etwa 300 Ziegel pro Tag herstellen).

Die Brennöfen werden von besonderen Gruppen geheizt. Die Gwembe South Builders kaufen die Kohle, transportieren sie zu den Brennöfen und zahlen weitere DM 8,-- für 1.000 Ziegel an diese Gruppen.

Der Bauaufseher der Gwembe South Builders führt gegenwärtig die Arbeitsunterlagen, die Konten und entscheidet, welcher Preis zu zahlen ist.

Selbstverständlich würden die Ziegelmacher für ihr Produkt Käufer finden, auch wenn das GSDP keine Bauabteilung hätte. Aber die Nachfrage würde zum grossen Teil von dem geforderten Preis abhängen. Wenn der Preis zu hoch ist, würden die Leute überlegen, selbst ihre Ziegel herzustellen oder zweitklassige Ziegel von den "Amateuren" zu kaufen.

10. Maurerausbildung

Die Baugruppe innerhalb des GSDP hat 12 Maurer für ihr Bauprogramm ausgebildet. Die Ausbildung bestand hauptsächlich in der Fortbildung von Leuten, die bereits als Maurer tätig waren.

Diese ausgebildeten Maurer betrachten ihre Fachkenntnisse als Beruf, nicht nur als Saisonbeschäftigung. Während der Regenzeit, wenn die Bautätigkeit gering ist, gehen vielleicht einige nach Maamba und versuchen, dort Arbeit zu finden.

Die Maurer bildeten selbst eine Gruppe mit einem beauftragten Leiter. Er erhält ein Fixum, die anderen werden entsprechend ihrer Arbeit bezahlt, manchmal erhalten sie einen besonderen Bonus für schwere Arbeit.

Gegenwärtig können alle von uns ausgebildeten Maurer bei uns beschäftigt werden. Da solche ausgebildeten Maurer die gute Chance haben, auch bei anderen Unternehmern angestellt zu werden, müssen wir überlegen, ob wir - zum Vorteil der Region und der Bevölkerung - nicht weitere Maurer ausbilden sollten.

11. Die Baugruppe - Gwembe South Builders

Die Gruppe besteht aus einem Projekt-Mitarbeiter (Herr U. Schlottmann), einem Bauaufseher (Herr W.Ncite) und den Maurern.

Es ist klar, dass die Gwembe South Builders gegenwärtig keinen Rechtsstatus haben, aber es ist dringend, diesen so schnell wie möglich zu erreichen. Das bedeutet, dass die Aktivitäten der Gwembe South Builders, ihre Gewinne und/oder Verluste vom GSDP verantwortet werden. Der Lastwagen gehört dem GST.

Die Gwembe South Builders errechnen Angebote(durch ihren Projekt-Mitarbeiter), schliessen Verträge, besorgen die Vorfinanzierung des Materialeinkaufs, entlohnern die Maurer, besorgen die Vorfinanzierung des Arbeitsaufwandes, stellen ein und bezahlen die benötigten ungelernten Arbeiter. Der Projekt-Mitarbeiter und der Bauaufseher kaufen das benötigte Baumaterial und der Projekt-Mitarbeiter führt die Konten.

Schritte wurden eingeleitet, um sicherzustellen, dass die Baugruppe selbstständig wird. Technische Unabhängigkeit wurde bereits nahezu erreicht. Selbständigkeit der Verwaltung ist durch die Beteiligung eines zambischen Bauaufsehers in die Wege geleitet. Finanzielle Selbständigkeit muss durch genaue und detaillierte Kostenkalkulation entwickelt werden.

Bis jetzt haben die Gwembe South Builders eine vertragliche Bindung nur mit der GRZ. Wenn diese fortgesetzt wird, wird der Arbeitsanfall, etwa für die nächsten drei Jahre, von der Politik der GRZ abhängen. Es sieht aber so aus, als wäre genug Arbeit vorhanden.

12. Handwerkerzentren

Die Ziele dieser Handwerkerzentren sind:

- a) Die Selbstversorgungswirtschaft durch verschiedene Vollzeitbeschäftigungen zu ersetzen, was zu einer Stärkung der Finanzen der Gemeinschaft führen könnte und zum Wohle aller Einwohner wäre;
- b) Arbeitsplätze zur Stärkung der Finanzkraft zu schaffen;
- c) Güter herzustellen, um die materielle Lage der Menschen zu bessern und ihren Lebensstandard zu heben;
- d) bestehende Arbeitsmethoden allmählich zu verbessern;
- e) einen lebendigen Marktplatz oder ein Verkaufszentrum aufzubauen;
- f) Schaffung gröserer gegenseitiger Kommunikationsmöglichkeiten.

Handwerkerzentren können zur Keimzelle von Versorgungszentren werden, vorausgesetzt Handwerker und Verbraucher können zufriedengestellt werden.

Dem Handwerkerzentrum in Siabaswi stellt das GSDP das Gebäude zur Verfügung, die Handwerker zahlen Miete. Sie sind selbständig. Sie erhalten keine organisierte Vollausbildung, der Projektberater berät sie aber in technischen Fragen eingehend. Es scheint, dass für die meisten das Handwerk an zweiter Stelle steht (um Geld zu verdienen), während die Landwirtschaft ihr Hauptanliegen bleibt. Das Handwerkerzentrum in Siabaswi wird eigentlich voll und regelmässig nur von denen benutzt, die viele Kunden dort haben. Einige geben wegen der Mietkosten auf; einer ging, weil er seine Arbeit in der Freizeit zu Hause erledigen kann; die meisten öffnen ihre Werkstatt nicht regelmässig.

Es besteht die Gefahr, dass Handwerkerzentren die Leute von einem zentralisierten Versorgungs- und Marktsystem abhängig machen, insbesondere, wenn ein Fremder das benötigte Material zu liefern beginnt. Vielleicht sollten sie eine Art Kooperative bilden oder einen Verein, in denen einer zum Sprecher, Kassierer der Mieten etc. gewählt wird. Das Gebäude könnte von der Kreisverwaltung übernommen werden.

Für die Zukunft müssen mit Hilfe der lokalen Bevölkerung genaue Kriterien aufgestellt und Bedürfnisse festgestellt werden. Die Idee, Menschen nur zusammenzubringen, rechtfertigt die Errichtung eines Handwerkerzentrums nicht ausreichend.

13. Mechanikerwerkstätten

Es scheint, dass - abgesehen von Fremden - in Gwembe Süd nur vier Personen Grundkenntnisse als Mechaniker haben. Sie arbeiteten einige Zeit in Werkstätten. Jetzt gibt es in Gwembe Süd 171 Motorfahrzeuge (62 Wagen der Mine in Maamba; 60 Privatwagen in Maamba; 30 Fahrzeuge der GRZ; 19 Privatfahrzeuge) und 23 Motorräder (8 in Maamba; 15 andere). Die Werkstatt der Kohlengrube in Maamba repariert und übernimmt die Wartung für Fahrzeuge von "draussen" nur, wenn sie Zeit hat.

Die einzigen anderen Werkstätten sind in der Nähe der Rural-Council-Bar in Maamba (keine Ersatzteile und spärliche Einrichtung) und Ba-Petro beim Nkandabwe-Lager.

Eine gute Werkstatt wird wirklich benötigt und Sinazeze könnte der richtige Platz sein. Eine solche Werkstatt sollte aber nicht nur Fahrzeuge reparieren und die Wartung übernehmen, sondern sollte Werkzeuge der Bevölkerung reparieren und für sie anfertigen, auch landwirtschaftliche Geräte, vielleicht auch Ochsenkarren.

Zwei Leute aus Gwembe-Süd wurden bei TTI, Choma, ausgebildet, drei sind jetzt in der Ausbildung. In unserer Werkstatt in Nkandabwe werden drei als Klempner, Schweißer etc. ausgebildet.

Gegenwärtig ist der Mangel an guten Mechanikern und Werkstätten kein schwerwiegender Engpass bei der Entwicklung von Gwembe-Süd, wird das aber in Zukunft immer mehr werden.

Es scheint klar zu sein, dass eine Werkstatt, evtl. mit einer Tankstelle, in Sinazeze errichtet werden sollte. Diese Hauptwerkstatt könnte vielleicht durch eine Kooperative gebaut und betrieben werden und in anderen Gegenden in der näheren Umgebung könnten Zweigstellen sein.

In der Zukunft könnten wir auch versuchen, unseren Einfluss geltend zu machen, mehr junge Leute für die Ausbildung im TTI, Choma, zu bekommen.

14. Regenfeldbau und ländliches Arbeitsbeschaffungsprogramm

Ein detailliertes Planungspapier - datiert März 1975 - erarbeitet von Albrecht Bruns im Ministerium für landwirtschaftliche Entwicklung, liegt vor und enthält die folgenden Abschnitte:

- Teil I : Geschichte des Ackerbaus im mittleren Sambesi-Tal
Teil II : Klima und Böden

- Teil III: Der gegenwärtige Stand der Selbstversorgungs-Landwirtschaft in Gwembe-Süd
1. Die Selbstversorgungsbauern
2. Art der Farmen und Getreideproduktion
3. Problem
4. Hauptsächlicher Engpass - Geld
- Teil IV : Aktionsplan für den Regenfeldbau und ländliches Arbeitsprogramm
1. Wie man Geld für die Selbstversorgungsbauern erhalten kann
2. Programmziele
3. Der Klein-Farmen-Plan
 (a) Beschreibung
 (b) Wirtschaftlichkeit des Anbaumusters
 (c) Geräte-Kosten
4. Ausführungsplan
5. Geldzirkulation in der Familien-Farm
6. Getreide-Verfügbarkeit in der Farm-Familie
7. Der Spar-Plan
8. Die Kosten

Anhang zu Teil IV:

- A. Verbundene Furchen
- B. Sorghum und Bulrush-Millet-Sorten
- C. Anbau-Empfehlungen
- D. Erwarteter Baumwollanbau in Gwembe-Süd
- E. Erwarteter Zuwachs des Getreideanbaus
- F. Landwirtschaftliche Beratungsstellen in Gwembe-Süd

Dieses Programm wurde im ersten Abschnitt mit Beteiligung des Landwirtschaftsdepartements und der Kreisverwaltung begonnen. Zwanzig Leute wurden für fünf verschiedene Einheiten ausgewählt und ein Antrag-/Vertragsformular wurde ausgearbeitet.

Weil in Aussicht genommen ist, dass Herr I.Krisifoe in diesem Programm arbeitet, wird eine zweite Person, ein Ingenieur, benötigt werden. Diese sollte mit der Kreisverwaltung arbeiten, der umgehend der Bedarf für dieses Programm klargemacht werden muss. Wenn die in Frage stehende Person ein Ausländer sein soll, wird es mindestens 12 Monate dauern, bis sein Eintreffen hier erwartet werden kann.

15. Entwicklung der Rinderhaltung in Gwembe-Süd

Ein detaillierter Plan vom September 1975, den Albrecht Bruns im Ministerium für landwirtschaftliche Entwicklung erarbeitete, liegt vor, er enthält die folgenden Abschnitte:

- Teil I : Geschichte der Tierhaltung im Gwembe-Tal
Teil II : Bestandzählung in Gwembe-Süd
1. Bestand und Wachstumsraten
2. Zusammensetzung der Herden 1973
3. Rinderverkäufe
4. Relative wirtschaftliche Bedeutung der Rinder

- Teil III : Gegenwärtige und zukünftige Dichte des Bestandes
Teil IV : Hindernisse bei der Entwicklung höherer Entnahmeraten
1. Grösse der Herden
2. Rinder sind die beste Investitionsmöglichkeit
3. Rinder als Versicherung gegen Missernte
4. Rinder als Statussymbol
5. Rinder als Zugtiere
6. Diskussion über Grösse der Herden, Verteilung der Rinder und Dichte des Bestandes
Teil V : Sozialstruktur und Entwicklung in Gwembe-Süd
Teil VI : Entwurf für zukünftige Entwicklung
1. Erhöhte Beteiligung der Dorf- und der Bezirks-Entwicklungs-Komitees
2. Spargenossenschaften und Kooperativen
3. Erhöhte Entnahmeraten für Rinder und Kleinvieh
4. Pflugochsen für die gegenwärtigen Hackbauern
5. Verbesserung der Rinderzucht

Die Dringlichkeit der Aufnahme eines solchen Programms steht ausser Frage und das GSDP sollte unverzüglich ein Unterkomitee für weitere und detaillierte Überlegungen gründen.

Der für das Programm Verantwortliche sollte innerhalb der Viehzuchtabteilung des Landwirtschaftsministeriums arbeiten. Das GSDP muss das Problem umreissen, eine klare Arbeitsbeschreibung formulieren und dann die GRZ veranlassen, einen solchen Mann von der Gossner Mission zu erbitten.

Es ist wichtig, noch einmal darauf hinzuweisen, dass nach einem offiziellen Antrag etwa 12 Monate vergehen werden, bis diese Person hier eintrifft, wenn sie aus Übersee kommen soll.

16. Entwicklung der Schweinehaltung

Bestehen für die Schweinehaltung in Gwembe-Süd Aussichten? Es scheint zwei Hauptprobleme zu geben:

- a) Klimaverhältnisse, insbes. für die besseren Rassen, die sehr empfindlich sind und
- b) Wassermangel.

Das wird niemals ein grosses Programm sein, aber vielleicht für einige wenige von Interesse und zu deren Wohl.

Kann das GSDP vielleicht bei der Verbesserung der bestehenden Schweinerassen beteiligt werden?

17. Geflügel

Dieses Programm wurde von Mr. Krisifoe im November 1971 nebenbei begonnen. Es ergab sich aus zwei hauptsächlichen Bedürfnissen, nämlich:

- a) Es gab Klagen über die dauernde Eierknappheit und
- b) Geflügelhalter, die Legehennen brauchten, beschwerten sich, dass sie zwar den Preis bezahlt, aber keine Küken erhalten hätten.

Das Programm wurde etwa zwei Jahre durchgeführt. Hauptsächliche Engpässe waren die regelmässige Belieferung mit Küken und die Futterbeschaffung. Im Frühjahr 1974 wurde die Futterbeschaffung zum echten Problem. Das GST finanzierte den Einkauf von Futter vor und behielt die Küken während der ersten vier Wochen. Als das Programm eingestellt wurde, hielten 15 verschiedene Bauern Geflügel.

Die Frage der Geflügelställe brachte auch einige Probleme. Die Leute benutzten keine Grashütten mit der Begründung, sie brächten Krankheiten. So bauten sie solide Geflügelställe aus Ziegeln (mit Unterstützung des für die Geflügelhaltung zuständigen Beamten der Regierung), und dann ergab sich das unglaubliche Schauspiel, dass Menschen in Grashütten lebten, während solide Bauten, weil das gesamte Geflügel doch gestorben war, leer standen.

Ein weiterer Aspekt des Programms war die Verbesserung der lokalen Geflügelrassen durch bessere Hähne. Das GST betreute die Hähne 20 Wochen und verkaufte sie dann pro Stück für DM 6,-- bis DM 8,-- oder tauschte einen Hahn gegen zwei Hennen. Dieser Teil des Programms wurde bis 1975 durchgeführt und war sehr erfolgreich. Die Leute erkannten die Vorteile: Grössere Küken, grössere und mehr Eier.

Brathähnchen waren kein Erfolg, ihr Fleisch wird als zu weich angesehen.

Die Zukunft?

Eier sind nach wie vor gefragt. Die Leute fragen weiter nach guten Hähnen. Geflügelfutter ist jetzt viel leichter und üblicherweise durch Namboard erhältlich.

Küken zu bekommen, ist weiterhin das grösste Problem.

Herr A. Janssen soll überlegen, ob es möglich und praktisch ist, einen Brutapparat zu bauen, der die Produktion von Küken am Ort ermöglichen würde.

Das Programm kann möglicherweise wieder aufgenommen werden, vielleicht nebenbei von Herrn Krisifoe. Die beiden wichtigsten Gesichtspunkte würden sein:

- c) Die Frage des zukünftigen Verbindungsmannes sollte getrennt vom Planungsaspekt der gegenwärtigen Arbeit von Herrn Bruns betrachtet werden, die evtl. in der gegenwärtigen Form nicht fortgeführt werden wird.
- d) Wenn wir in Lusaka einen Halbzeit-Verbindungsmann benötigen, was soll mit den übrig bleibenden 50 % seiner Zeit werden? Ist die Zusammenarbeit mit der UCZ eine Möglichkeit oder etwas anderes?
- e) Wäre es in der Zukunft hilfreich, wenn ein solcher Verbindungsmann Mitglied des GST und verpflichtet wäre, an dessen Versammlungen nicht nur als Gast teilzunehmen?
- f) Könnte die Position des Team-Leiters/Sprechers so ausgebaut werden, dass er (wenn auch im Gwembe-Tal lebend) die Verantwortung für die gesamte Verbindungsarbeit hätte, auch in Lusaka? Das würde nicht notwendigerweise bedeuten, dass er die gesamte laufende Arbeit zu tun hätte, sondern einen Vertreter senden könnte. Wird das aber gehen?

Die Herren Bruns und Schmidt wurden beauftragt, in Lusaka Mr. und Mrs. Oglethorpe betr. ihr Interesse an dem Haus, am Verkauf der Tonga-Handarbeiten etc. zu befragen, und Herr Schmidt versprach, die Frage eines Teilzeitbeschäftigten für die UCZ beim UCZ-Sekretär, Rev. D. Musunsa, anzuschneiden.

20. Planung für die Zukunft

Für das GSDP wird - so lange es besteht - die Planung nie ein Ende nehmen, wenn es vielleicht auch nicht nötig sein wird, einen Planungsbeauftragten im Ministerium für ländliche Entwicklung zu haben, wie es gegenwärtig mit Herrn Bruns der Fall ist. Auf jeden Fall kann der Planungsbeauftragte in Lusaka nicht die eigentliche Planung machen, er kann nur helfen. Die wirkliche Planung muss am Ort durch jedes Team-Mitglied oder Projektbeauftragten für sein/ihr besonderes Projekt erfolgen. Oder, vielleicht wird ein Projektbeamter für die Planung innerhalb des GSDP gebraucht. Ein solcher Mann, lebend in Gwembe-Süd, könnte regelmäßig mit den Projektverantwortlichen sprechen, könnte entstehende Engpässe erkennen und würde hoffentlich in seinem Auftreten flexibel bleiben. Herr Bruns ist bereit, ein Positionspapier über die Fragen der zukünftigen Planungsstruktur vorzulegen.

Beziehungen zur Regierung und zu Häuptlingen

Das Gwembe-Süd-Entwicklungs-Komitee funktioniert nicht gut, wenn überhaupt. Wenn es verschwinden würde, würde das irgend jemand bemerken? Insbesondere, da das GSDP ebenfalls im Gwembe-Distrikt-Entwicklungs-Komitee vertreten ist?

- a) Eierproduktion und die Lieferung von gutem Futter für die Hybrid-Legehennen und
- b) Verbesserung der einheimischen Hühnerrassen durch Einführung neuer und Veredelung der alten Rassen.

18. Fischtransport

Der Bericht über die Entwicklungsmöglichkeiten der Gwembe-Süd-Region (Januar 1973) des Deutschen Entwicklungs-Instituts warf die Frage einer für die Fischer notwendigen Unterstützung auf, auch im Hinblick auf den Transport. Es wurde also ein Spezialfahrzeug gekauft, um die Fischer und ihre Fische nach Batoka zu transportieren.

Aber nach einiger Zeit erübrigte sich das Programm, weil

- a) die Zahl der Fischer abnahm, da sie auf Grund der politischen Lage nicht länger auf den Inseln leben konnten, und
- b) Händler bereit waren, zu kommen und die Fische zu sammeln.

Als dauernder Dienst resultierte aber daraus, dass den Fischern geholfen wurde, Fischereigerät in grossen Mengen zu kaufen, und dass Ladeninhaber am Ort angeregt wurden, Fischereigerät zu verkaufen und vorrätig zu halten.

19. Verbindungsmann in Lusaka

Herr Albrecht Bruns berichtete, dass nach seiner Ansicht, seine Arbeit als Verbindungsmann etwa 50 % seiner Zeit beanspruche. Aber es ist natürlich immer schwierig, Koordinierungsarbeit nach Stunden und Tagen festzulegen, weil es kaum jemals erkennbar ist, wo diese Arbeit beginnt und aufhört.

Die Frage, ob ein Verbindungsmann weiter gebraucht wird, wenn die Familie Bruns Anfang 1977 Zambia verlässt, wurde einstimmig dahingehend beantwortet, dass die Verbindungsarbeit sehr nötig ist, wenn es jetzt auch noch nicht ganz klar sein kann, in welcher Form sie getan werden sollte. Die folgenden Punkte wurden genannt:

- a) Ist es vorstellbar, dass eine internationale Agentur, die einen Vertrag mit der GRZ hat, nur eine Vertretung für Zambia in Nkandabwe und Kanchindu haben sollte? Abgesehen vom dauernden Kontakt mit der GRZ, haben wir nicht darüber hinaus die Verantwortung gegenüber internationalen Besuchern, die vielleicht nur Lusaka besuchen können?
- b) Wie steht es um die Unterbringungsmöglichkeiten von GST-Mitgliedern, die Lusaka besuchen? Dies berührt die Frage der Zukunft des Hauses, in dem gegenwärtig die Familie Bruns lebt, sie wurde dem GST zusammen mit Herrn Bruns für weitere Überlegungen gestellt.

Aber vielleicht ist ein Projekt-Komitee immer noch nötig. Aber vielleicht sollten Häuptlinge beteiligt sein, die das Gebiet genauestens kennen, um seine Bedürfnisse wissen und die die regelmässige Verbindung zu den Einwohnern herstellen würden.

Wäre es nicht vielleicht ratsam, dass das GSDP auch offiziell bei den Kreisrats-Sitzungen vertreten wäre?

GSDP und Herr A.Bruns werden Positionspapiere über die Frage der Beteiligung lokaler Führer etc. vorbereiten. (Anmerkung: Das Positionspapier von Herrn Bruns zu dieser Angelegenheit wurde bereits erstellt und ist beim Seminar-Sekretär erhältlich).

Planung für die nächste Zukunft: Übereinstimmend wurde festgestellt, dass unser Evaluierungsseminar mit vielen weiter offenen Fragen in den verschiedenen Programmen endete. Wohin gehen wir? Es wird vorgeschlagen, dass

- a) für jedes Programm eine bestimmte Strategie entwickelt werden muss, so dass wir in jedem Fall genau wissen, in welche Richtung wir gehen. Wir brauchen aber bei dieser Form der Entwicklung einen pragmatischen Kurs mehr als einen idealistischen. Wir müssen bereit sein, neue Ideen zu versuchen, sie aber auch zu verwerfen, wenn sie nicht funktionieren. Wir können nicht erwarten, dass unsere Ideen und Ideale in kurzer Zeit zu erreichen sind, wenn überhaupt.
- b) Auf jeder Leitungssitzung des GSDP sollte (nachdem der Seminar-Bericht verabschiedet ist) ein Programm zur eingehenden Diskussion gestellt werden. Aber abgesehen davon, dauern GSDP-Sitzungen gewöhnlich lange, so dass es vielleicht besser ist, an verschiedenen Tagen spezielle Sitzungen abzuhalten, auf denen die Strategie für die einzelnen Programme festgelegt wird.

Das GSDP ist verantwortlich, dass darauf geachtet wird, dass die Seminar-Arbeit nicht umsonst ist, sondern zur Basis für weitere Diskussionen und Aktionen wird.

Friederic

Auszug aus:

Zur Ablage

Aktenplan-Nr. 623

Datum 21.7.75

Handzeichen

D. Dru

Die Arbeit der Gossner Mission in Südzambia im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlicher und kirchlicher Wirklichkeit.

Welche Probleme stellen sich bei der Auswertung der in Afrika gewonnenen Erfahrungen im Praxisfeld kirchlichen Handelns in der Gegenwart?

Waltraud Müller
7108 Möckmühl
Schubertstr. 10

April/Mai 1975

Über das Gossner Service Team:

...

Auf die Konsolidierungsphase 1973 und 1974 folgte im Spätjahr 1974 der Beginn neuer Aktivitäten für das GST. Vier Mitarbeiter des GST aus der Anfangsphase des GSDP sind aus dem Projekt wieder ausgeschieden, zwei Neue Ende 1974 hinzugekommen. Das GST befindet sich in einer neuen Phase der Arbeit. Die Anfangskonflikte im Team sind ausgestanden, andere haben sich als institutionalisierte Dauerkonflikte zu erkennen gegeben oder als persönlich bedingte Spannungen zwischen Einzelnen. Ein GST, das einlinig ein bestimmtes Konzept vertritt und ein bestimmtes Ziel gemeinsam verfolgt, und dazu eine gemeinsame Methode entwickelt, hat es nie gegeben. Das hängt gewiß damit zusammen, daß die

Mitarbeiter des GST nie als Team ausgewählt und ausgesandt wurden, sondern immer als einzelne Fachleute, die sich dann meist erst im Tal kennenlernen, und nun sehen mußten, wie sie zusammenarbeiten. Diese einzelnen, auch verschiedenen motivierten Mitarbeiter, mußten dann selbst sehen, wie sie zu einer sie selbst befriedigenden Tätigkeit und zu einem gewissen Erfolg kommen. So entstand eine Vielfalt von Methoden und Arbeitsweisen, die einerseits von der Person des jeweiligen Mitarbeiters, anders von den Gegebenheiten seines speziellen Arbeitsbereiches geprägt wurden und werden.

So steht der Versuch, ländliche Entwicklung als Gesamtprozeß über Dorfentwicklung voran zu treiben, neben dem Versuch in einer abgelegenen Gegend am See mit einer Handvoll risikobereiter Männer eine neue Form des Reisanbaus zu erproben; dies wiederum ist eine andere Form der Arbeit wie der Versuch, umgesiedelte Bauern als Gruppe von individuell arbeitenden Landwirten für die Bebauung von kleinen bewässerten Parzellen zu gewinnen; ein anderes ist es daneben, aus ehemaligen Bauern-Handwerker auszubilden und sie in Baugruppen oder Ziegelbrennergruppen zu integrieren oder zu Kleinunternehmern zu machen.

Gemeinsam ist allen Ansätzen, das sie auf Schaffung von ländlichen Arbeitsplätzen abzielen, daß sie neben der Existenzsicherung für den zambianischen Projektteilnehmer auch auf eine bessere Lebensqualität für ihn und seine Familie abzielen (gesündere und reichhaltigere Ernährung, Verbesserung der Infrastruktur zur Förderung von Handel mit Gemüse und Fisch, Bau von besseren und gesünderen Häusern aus gebrannten Lehmziegeln, bessere Trinkwasserversorgung, etc.), daß sie so weitgehend wie möglich von den Bedürfnissen und Wünschen der Leute ausgehen und die Leute mitgestalten, also nie Befehlsempfänger sind oder zu einer Tätigkeit genötigt werden.

Das GST hat z. B. nie versucht, entgegen der Gewohnheiten der Leute ihnen eine Produktionsgenossenschaft im Bereich Landbau aufzudringen, nur, weil sich diese Organisationsform woanders bewährt hat, weil sie nicht der traditionellen Produktionsmethode der Tonga entspricht. Entsprechend wird aber zur Zeit überlegt, ob nicht für die Tierhaltung in Anlehnung an traditionelle Gewohnheiten für jedes Dorf eine Gemeinschaftsranch empfohlen werden soll, um der unkontrollierten Überweidung Herr zu werden und eine gleichmäßige Verbesserung des Viehbestandes zu erreichen, und, um die Dorfgemeinschaft und nicht einzelne reiche Viehhälter mit der Verantwortung zu betrauen, Höchstgrenzen für die Herdengröße zu setzen, zum Nutzen aller.

Das GST hat bisher auch nirgends den Versuch unternommen, kostspielige Technologien im Tal einzuführen und Kapital von außen einzuschleusen; Überfremdung und Abhängigkeit der Bewohner des

Tals werden nicht in Kauf genommen zu Gunsten einer möglicherweise spektakulären Wachstums und der Machtzentration bei wenigen, die dann Geld und Technik verwalten und von der Masse unkontrolliert einsetzen.

Aus alledem läßt sich herauslesen, daß es dem GST weniger um eine rasche materielle Entwicklung, als vielmehr die Befähigung von Menschen geht, ihr Schicksal im sozialen Umbruch in eigener Verantwortung zu gestalten. Das GST bietet den Leuten dazu zweierlei an: Einfache, technische Mittel und Methoden, mit denen sie selbst umgehen können, und Beratung, auch das kontinuierliche Gespräch darüber, was im Tal werden soll. Ergebnisse werden gemeinsam formuliert.

Je länger die Arbeit des GST im GSDP fortschreitet, desto dringlicher stellt sich allerdings die Frage nach der Basis und nach den Zielen der Arbeit. Diese Fragestellung umfaßt mehr als die Klärung des eigenen Selbstverständnisses für die Mitarbeiter des GST, den Liaison Officer in Lusaka und die Missionsleitung in Berlin, allein deswegen, weil nicht nur sie, sondern auch die zambischen Mitarbeiter und die Projektteilnehmer an der Verantwortung dafür teilhaben, was im Tal geschieht. Auch die Klärung ihres Verständnisses als christliche Mission kann die GM nicht mehr allein vollziehen, sieht sie sich doch im Zusammenhang mit den kirchlichen Aktivitäten der UCZ im Tal. Was also zur Zeit zur Klärung ansteht, ist die Reflexion eines Kommunikationsprozesses und eines Wirkungszusammenhangs. In diesem Kontext müssen die Versuche der GM gesehen und gedeutet werden, ihre missionarische Aufgabe im Gwembetal zu durchdenken. Mit neuer Dringlichkeit sah sich die GM und das GST vor diese Aufgabe gestellt als nach der Abreise des ersten Theologen im Team die Frage nach einem Nachfolger zu verhandeln war, und man sich in Berlin daran machte, eine Arbeitsfeldbeschreibung für einen Theologen anzufertigen.

Anfang 1975 heißt es dazu im Protokoll einer Kuratoriumssitzung der GM: ..."Ein Theologe im Team (ist) nicht dazu notwendig, daß eine geistliche Reflexion der Arbeit und eine Kommunikation mit der Kirche in Zambia überhaupt erst möglich würden. Fazu bedarf es lediglich des entsprechenden Bewußtseins und der entsprechenden Bereitschaft im Team ... Seine Aufgabe wäre es, ... die Arbeit des Teams daraufhin zu analysieren, wie weit sie die Bevölkerung mit einbezieht und initiativ werden läßt, ... und Strukturen für den Dialog mit der Bevölkerung, der Regierung und der Kirche zu schaffen und ständig zu verbessern."

Der Theologe soll also nicht selbst geistlicher Reflektor, sondern Kommunikationsagent für geistliche Reflexion werden, wobei des geistliche Element der Reflexion gar nicht anders als kommunikativ gefaßt werden kann.

Christine und Klaus
Jahn-Hoffmann
P.O.Box 4
Sinazese via Choma
Zambia

22. DEZ. 1980 , den 9.12.80

6. Rundbrief

Liebe Freunde!

Seit unserem letzten Rundbrief ist etliche Zeit vergangen, wir haben ihn etwa Ende April abgeschickt. Seitdem ist einiges geschehen, und ich will berichten, was mir im Gedächtnis geblieben ist.

Im Mai und Juni waren wir zum Urlaub in Deutschland. Das war kein besonders schöner Urlaub, denn von den 5 Wochen waren die Kinder fast 4 Wochen im Krankenhaus, mindestens immer einer von den Zwillingen. Oliver ist Mandeln und Polypen losgeworden, Viola ist gründlich auf den Kopf gestellt worden, weil sie sich ein Jahr lang nicht entwickelt hatte, weder körperlich, noch sonstwie. Zum Schluß bekam sie dann noch Malaria. Trotz aufwendiger Untersuchungen bei einer "Kapazität" konnte kein Grund für ihren Entwicklungsstillstand festgestellt werden. Inzwischen können wir aber sagen, daß sich seit Oktober wieder einiges bewegt. Viola wächst seitdem, und auch ihre Sprachfähigkeit entwickelt sich. Sie wird noch lange Zeit in der Entwicklung hinter Gleichaltrigen hinterhersein, aber es bewegt sich etwas weiter. Unser Urlaub jedenfalls ist dadurch anders verlaufen, als geplant, aber wir waren noch jeweils einige Tage in Berlin und in Linz/Rhein bei Christinas Eltern.

Seit Mitte Juni sind wir wieder zurück in Zambia, und wir waren sogar recht froh drüber. In Deutschland sind wir überall gut empfangen und aufgenommen worden, aber hier ist jetzt unser zu Hause, hier haben wir genug Platz und eigene Bereiche. Die Zeit von Juni bis September war von Besuchen bei uns geprägt. Zunächst kam offizieller Besuch: Herr Mische, der Zambiareferent, und Herr Smid, ein Kuratoriumsmitglied der Gessner Mission, waren für etwa drei Wochen hier. Anlaß war das zehnjährige Bestehen des Projektes, das wir sogar etwas gefeiert haben. Zwar nicht mit großen Leuten, sondern mit den Bauern, mit denen wir zusammenarbeiten, aber es kamen viele Leute. 10 Jahre ist eine lange Zeit für ein Entwicklungsprojekt, und unter den vielen Entwicklungsprojekten ist unseres ein Kuriесum, aber der Erfolg zeigt doch, daß es viele gute Gründe

gibt für ein langfristig angelegtes Projekt. Wenn die Bevölkerung an den ganzen Prozessen beteiligt sein soll, und nicht für, sondern mit ihr gearbeitet wird, dann geht es nun mal nicht schneller. Einen Staudamm zu bauen geht sicherlich schneller als an den sozialen und wirtschaftlichen Folgen für die von der Umsiedlung betroffenen Bevölkerung zu arbeiten. Nach der ersten Dekade fragt man sich natürlich, wie lange es hier noch weiter gehen soll. Aber darauf wagt keiner so richtig eine Antwort zu geben. Wenn man Ausgangssituation und Ziel, dann bleibt noch viel zu tun, bis etwa die Lebensverhältnisse denen in den großen Städten vergleichbar sind.

Im Juli/August waren Jan Kasper hier und Uschi Klaeberg und Nikola Eulenberger, im August/September waren es Karsten Peters mit einem Freund, und im September schließlich noch Christina's beide Schwestern Ulrike und Margarete. Zusammen mit Ruth und Olaf Fricke-Weinel, die uns schon im April besuchten, waren es neun Besucher in diesem Jahr, und das nächste Jahr ist schon das letzte volle Jahr hier für uns, wenn es nicht eine Verlängerung gibt.

Um unser Haus noch etwas voller zu machen, haben wir seit Juli einen Hund, einen großen Schäferhund, der Rex heißt, und auch noch eine weitere Katze, die sehr geduldig ist und zeitweise Viola's Hauptspielgefährtin. Und seit dem 11. August wohnen Stella und Jane auch im Haus. Stella war ein Tag alt, als die Familie sie brachte. Ihre Mutter starb bei der Geburt, und nachdem die Angehörigen bei den Behörden nicht viel Unterstützung erhielten, kamen sie zu uns. Da die Voraussetzungen sehr günstig waren, immerhin tat die Familie einiges, um ihr Baby am Leben zu erhalten, waren wir bereit, sie aufzunehmen. Unsere Bedingung war, daß die Familie von Anfang an ein Mädchen oder eine Frau stellt, die die tatsächliche Pflege übernimmt und auch von vornherein den Kontakt zur Familie sicherstellt. So kam Jane auch noch dazu. Sie ist 20 Jahre alt und jetzt unser Familienmitglied. Eine weitere Bedingung war, daß die Familie die Babynahrung stellen mußte, damit sie das später nicht als zusätzliche Belastung empfindet, wenn Stella zurück in die Familie kommt.

Wir haben (jetzt) einige Erfahren mit ihr gemacht und können jetzt wohl sagen, daß es fast unmöglich ist, unter den hiesigen dörflichen Situation ein Kind mit der Flasche großzuziehen. Das liegt nicht so sehr an den technischen Voraussetzungen, Wasser kochen und Windeln kochen kann man auch im Dorf, aber die

Babypflege und Brustfütterung, und so wenig bekannt in der Bevölkerung, daß eine Unterweisung einfach nicht reicht, um die notwendigen Bedingungen sicherzustellen. Es bedarf eines richtigen langen Trainings. Ursprünglich hatten wir an 3 Monate gedacht, aber die Familie fühlt sich noch nicht sicher genug, die Verantwortung zu übernehmen und möchte Verlängern. Dabei müssen die Angehörigen jetzt regelmäßig den langen Weg hierher machen um Stella und Jane zu besuchen, und das sind immerhin über 20 Kilometer, die sie oft zu Fuß ablegen.

Im Team hat sich so einiges geändert, es ist fast völlig neu. Wenn die Krisifoes uns im kommenden Jahr verlassen, sind wir die ältesten Teammitglieder. Abgesehen von den beiden Krisifoes haben wir jetzt folgendes Team: Peter Wendt und Hans Fuchs (als Nachfolger von Izaak) als Landwirte, Ingrid Fuchs als Genossenschafts Fach-frau, Eva Engelhardt ~~xx~~ für Frauearbeit, Monika Sitte (als Nachfolgerin für Sitzke K.) als Koordinatorin der Selbsthilfeprojekte, besonders Kliniken, Manfred Sitte als Ingeneur für die Baugruppe und Ake Spreng als Ingeneur für die Werkstatt. Viele von den Neuen können noch Einarbeitungszeit für sich beanspruchen, aber allmählich wird sich die Arbeit einspielen und normalisieren. Für Klaus ergeben sich durchaus Erleichterungen, vor allem weil er die Werkstatt zusätzlich im letzten halben Jahr betreut hat.

Selbst in der Kirche hat es Veränderungen gegeben. Lafi, der Pastor aus Samoa, hat uns wieder verlassen, nachdem er einige Schwierigkeiten mit der Kirchenleitung in Lusaka hatte. Die rein verwaltungsmäßige Art, wie diese Angelegenheit von der Zentrale gehandhabt wurde, hat mich und wohl auch die Gemeinden ziemlich verstört; Kirchenleitungen scheinen überall gleich zu sein, sie wollen Probleme juristisch und nicht geistlich lösen. Jedenfalls haben wir jetzt einen neuen Pastor, er ist schon etwas gesetzter und stammt aus Zaire. Leider spricht er nicht die lokale Sprache, was zur Folge hat, daß er sich auf den Hauptort Maamba mehr oder weniger beschränkt und die Dorfbevölkerung unbetreut läßt, aber er ist noch neu und wird sich hoffentlich noch einarbeiten.

In unserem Projekt ist zur Zeit recht viel los. Zunächst einmal sind wir seit Oktober für nunmehr drei Bewässerungsanlagen zuständig, eine größere in Malima mit 54 Bauern ist dazugekommen. Jeder Bauer hat dort einen Hektar Bewässerungsland, nur funktionierte die Anlage wegen einiger technischer Defekte von Anfang

nicht richtig. Nun werden wir, mit einigen Kosten, sicherstellen, daß ein Viertel der Fläche auf jeden Fall Wasser bekommt und die Bauern ein Viertel Hektar bebauen können. Das ist nach unserer Erfahrung auch die Fläche, die von einer Familie bei intensiver Nutzung auch bearbeitet werden kann. Nur müssen dazu die Bewässerungsgräben einen halben Meter angehoben werden, das kostet Zeit und Geld. Das Gute: Wir benutzen keine Maschinen, d.h. viele Männer bekommen vorübergehend ein zusätzliches Einkommen (Stundenlehn: 65 Pf.).

Nkandabbwe, mit 5 Hektar und 41 Bauern die kleinste Anlage, wird gerade fast verdoppelt. Dort wird ja Wasser aus einem See abgeleitet, der zuvor ein Kohlenbergwerk war (Tagebau) und der durch eine Staumauer zusätzlich erhöht wurde. Diese Mauer wird nun weiter verstärkt und erhöht, um zusätzliche Wasserreserven zu erhalten. Der Ausbau macht gute Fortschritte, und die neuen Siedler pflügen bereits ihre Felder, für jeden ein Zehntel Hektar. Beide Anlagen und beide Baustellen werden von Peter Wendt betreut, der damit ganz schön beschäftigt ist. Auch Siatwinda, das Bewässerungsprojekt, an dem alles angefangen hat, und wo die Selbstständigkeit ^{der Bauern} am weitesten fertgeschritten ist, wird nun weiter ausgebaut. In diesem Jahr wollen wir noch um 5 Hektar erweitern, wenn die versprochenen Gelder kommen, und im nächsten Jahr um 25 Hektar.

Die sambische Regierung setzt stark auf Bewässerungslandwirtschaft, und unser Tal am Karibasee hat die besten Voraussetzungen dafür. Bewässerungen sind auch fast die einzige Chance für weitere Entwicklung. Ein Problem sind nur die Energiekosten. Bei den großen Anlagen wird das Wasser mit Dieselpumpen aus dem See gepumpt, und das wird bei den steigenden Rohölpreisen immer kostenungünstiger. Nun hoffen wir, daß die Regierung bis 1982 ihr Versprechen hält, und das Tal elektrifiziert. Das würde neue Möglichkeiten für Bewässerungslandwirtschaft eröffnen. Und wohl mehr Arbeit für uns bringen.

Ihr seht, seit ich Teamleiter bin, bin ich mit meinen Gedanken mehr beim Projekt, das seinen Schwerpunkt ja in der Landwirtschaft hat, als bei meiner kirchlichen Arbeit, die aber noch weiterläuft. Auch die Aufarbeitung des traditionellen Hintergrundes der lokalen Bevölkerung habe ich vernachlässigt. Ich hoffe, das wird mit dem vollständigen Team besser.

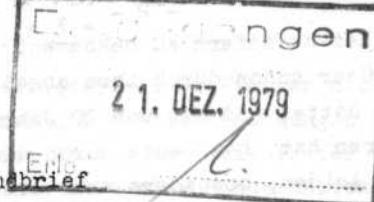
Wir wünschen Euch allen zu Hause ein schönes Weihnachten, ein gutes neues Jahr. Entschuldigt bitte, daß wir so wenig von uns hören lassen, die Wirklichkeit hier nimmt uns in Anspruch.

Christina & Klaus Jähn

P.O. Box 4

Sinazeze via Choma

Zambia



den 9.12.79

End
3. Rundbrief

Zunächst wünschen wir Euch allen ein frohes, gesegnetes Weihnachtsfest. Der erste Teil des Dezember war ja schön warm bei Euch, bei uns aber auch. Überhaupt reden wir hier mehr vom Wetter, als wir es gewohnt waren. Wir wohnen ja südlich des Äquator, d.h. wir haben Sommer, wenn es in Europa Winter ist. Genauer gesagt, es ist jetzt Frühling. Die Bauern haben die Ochsen eingespannt und pflügen, der Regen hat Mitte November eingesetzt und ist bisher einigermaßen gleichmäßig. Die Vegetation ist neuem Leben erwacht. Wenn wir durch unser Tal fahren, ist es z.T. so, als führen wir durch deutsches Mittelgebirge. Darüberfreuen wir uns. Heute nacht ist es angenehm kühl, nur 26°C, es gibt aber auch warme Sonnentage. Jetzt reifen gerade Mangos, die sind süß und saftig, Papayas sind auch noch da.

Man könnte meinen, hier wäre ein kleines Paradies. Aber das ist es nun auch wieder nicht. Zambia hat einige aufregende, unangenehme Wochen hinter sich: während die Waffenstillstandsverhandlungen in London im Gange waren, haben rhodesische Kommandos nicht nur Lager der Patrioticen Front in den Städten und auf dem Land bombardiert und angegriffen, sie haben auch zahlreiche Brücken zerstört, und zwar an wichtigen Verkehrswegen zu Zambias Nachbarstaaten. Damit haben die Rhodesier die unbeteiligte Bevölkerung direkt getroffen, und das schien auch ihre Absicht zu sein.

Zwei Schlagzeilen von President Kaunda in der regierungsnahen Zeitung "Times of Zambia" zeigen den Stimmungsumschwung: 12. November: "Peace is at hand" (Frieden steht unmittelbar bevor); 21. November: "It is full war" (Es ist richtiger Krieg).

In unserer Umgebung hat es auch Kriegshandlungen gegeben, etwa im Umkreis von 100 km, aber näher dran in den letzten Monaten zum Glück nicht. Dafür sind jetzt Gebiete betroffen, die bisher als relativ ruhig und sicher galten. Wir und unsere Freunde sind jedenfalls unbetroffen und sicher. Über die Übergriffe wird in der Presse und im Rundfunk nur sehr wenig berichtet, wahrscheinlich, um die Bevölkerung nicht unnötig zu beunruhigen. So meldete der rhodesische Rundfunk heute insgesamt 14 verschiedene Aktionen, die Luftwaffe Bombardierte angeblich nur Ansammlungen von Soldaten der Patrioticen Front. Im sambischen Rundfunk wurde darüber gar nichts berichtet. Wir hören so manches aus der Bevölkerung, z.B. daß die Rhodesier oft alles angreifen, was sich auf dem freien Felde bewegt. Auch zu Folterungen und Erschießungen soll es gekommen sein, vor allem von Dorfältesten, um Informationen über den

Aufenthalt von Freiheitskämpfern zu bekommen. Die Bevölkerung des Gwembetales, die früher schon durch ihre abgelegene Lage in Notzeiten besonders zu leiden hatte, und die vor 20 Jahren durch den Stausee ihre nähere Heimat verloren hat, hat heute durch die grenznahe Lage wieder einmal besonders zu leiden, besonders aber die, die am weitesten von uns entfernt sind. In unserer Gegend aber, im näheren Bereich, gibt es weder Flüchtlinge, noch Freiheitskämpfer, deshalb ist es bei uns ruhig und wir sind froh darüber.

Die Konferenz in London zieht sich immer noch hin, aber am Mittwoch dieser Woche soll der britische Gouverneur in Salisbury eintreffen. Wir hoffen sehr, daß die ganze Angelegenheit beendet ist, wenn dieser Brief Euch erreicht.

Uns geht es jedenfalls recht gut. Christina ist mit den Kindern vollauf beschäftigt, der Tonga-unterricht ist ihr schon fast zuviel. Oliver und Viola haben ihren 5. Geburtstag gerade gefeiert (am 28.11.). Es war das erste Mal, daß wir eine richtige Geburtstagsfeier gestaltet haben, mit zum Glück gar nicht konsumorientierten Geburtstagsgästen. Alle Kinder haben auf der Veranda an der Hauswand mit Fingerfarben zusammen ein Bild gemalt, das ist schön bunt und wird uns lange an diesen Tag erinnern. Christina hat u.a. einen Geburtstagskringel gebacken, wie es sich gehört.

Ricky wächst und gedeiht, er ist heute 9 Wochen alt. Wir freuen uns auch darüber, daß er uns schon hin und wider nachts schlafen läßt. Der Kontakt zu den Verwandten hat sich leider bisher nicht so gestaltet, wie wir gewünscht hatten, obwohl wir mehrmals angefragt haben. Leider können wir (noch) nicht zu ihnen fahren. Wir haben uns jedenfalls schon sehr an Ricky gewöhnt, er ist ein normaler Teil der Familie.

Unser Buschbock ist uns übrigens leider inzwischen gestorben, er hatte viele Parasiten, und dadurch verursacht wahrscheinlich eine Infektion, die für den jungen Körper zuviel war.

Heute habe ich die Leistungsfähigkeit unseres VW-Busses neu testen können. Ich bin zum Gottesdienst nach Maamba gefahren, dem größten Ort des Tales seit es dort eine Kohlengrube gibt. Unterwegs habe ich einige Leute mitgenommen. Als wir ankamen, stiegen 19 Erwachsenen mit 4 Kindern aus dem Auto. Sie fanden es so bequem, daß sie zurück alle wieder mit wollten, obwohl wir vom Projekt her noch einen Lkw dafür eingesetzt haben. Es war aber auch kein normaler Gottesdienst, sondern der Abschiedsgottesdienst des Pfarrers Mulowa. Der Gottesdienst selber dauerte etwa 3 1/2 Stunden, die Nachfeier nochmal solange (Viola hat alles gut überstanden). Das Pfarrgebiet deckt sich etwa mit dem Arbeitsgebiet des Gossner Team. Ich beneide

den Pfarrer keineswegs, denn er ist immerhin für 4 größere und 7 kleinere Gemeinden verantwortlich. 7 weitere Gemeinden bzw. Predigtstätten kann er z. Zt. wegen der politischen Lage nicht besuchen

Vielleicht ist die Gemeindegliederzahl je Pfarrer nicht größer als in deutschen Landeskirchen, aber die Arbeitsbedingungen sind ungleich schwerer. Die Bevölkerung ist in der Mehrheit in der traditionellen Religion verhaftet, die Kirche also eine Minderheitskirche. Die Mitglieder sind arm, besonders die auf dem Lande. Die Kirche (U.C.Z. = United Church of Zambia : Vereinigte Kirche von Zambia) versucht zwar, ohne Geld aus dem Ausland auszukommen, aber das ist sehr schwer, z.Zt. noch unmöglich. Sie hat auch noch nicht genug eigene ausgebildete Mitarbeiter. So kommt es, daß der nächste Pfarrer hier aus dem Ausland kommt. Und zwar aus - Samoa. Das ist eine kleine Inselgruppe im Pazifik. Er wurde von einer englischen Missionsgesellschaft hhergeschickt (und bezahlt) und hat bei dem selben Lehrer ChiTonga gelernt, den wir auch haben. Sein Einsatzbereich [redacted] eine zeitlang ungewiß, und deshalb hat er in den letzten beiden Monaten hier bei uns im Camp gewohnt. Dadurch ist ein guter Kontakt entstanden, der sich hoffentlich für seine und meine Arbeit auswirkt. Wir fangen jetzt gemeinsam an. Ich habe gerade meine ersten Predigten gehalten, aber ich traue mir noch nicht zu, in ChiTonga zu predigen. Stattdessen halte ich die Predigten in Englisch und sie werden dann übersetzt. Ich finde es auch noch schwer, mich auf die Menschen hier einzustellen, ich weiß noch zu wenig von ihren Ängsten und Hoffnungen, von ihren Problemen. Die Religion ist im Grunde die, die man in ganz Afrika findet: Ihr Hauptmerkmal ist die Verehrung der eigenen Ahnen. Es gibt nur einen Gott, der auch der Schöpfer ist, die lebenden Menschen haben aber keinen direkten Zugang zu ihm. Stattdessen sorgen die Ahnen der Familie dafür, daß Gott der Familie gegenüber sein Wohlwollen behält. Dafür wollen die Ahnen aber weiterhin am Leben der Lebenden beteiligt bleiben und ihre Wünsche müssen bei allen Entscheidungen berücksichtigt werden. Wird jemand in der Familie krank, oder bleibt der nötige Regen aus, so wird das darauf zurückgeführt, daß einer der (kürzlich) Verstorbenen irgendwie nicht zu seinem Recht gekommen ist, was er durch dieses [redacted] Teil der Familie mitteilt. Die Familie wird zu erforschen versuchen, was falsch sein könnte, wird das zu berichtigen versuchen und darüber hinaus vielleicht noch etwas Bier brauen und es den Ahnen geben, indem sie es, mit den richtigen Worten und unter Anwesenheit der ganzen Familie, auf die Türschwelle gießen. Dieses Bierbrauen ist übrigens der normale "Gottesdienst" und findet nur einmal im Jahr statt. Die Beerdigung ist das größte Fest, das gefeiert wird, allerdings aus traurigem Anlaß. Es dauert viele Tage, oft viele Wochen und macht wiederum die Anwesenheit der ganzen Familie notwendig. Bier wird auch gebraut. Bier wird allerdings auch sonst gerne gebraut und getrunken, zu einem Tanz ist man auch immer aufgelegt.

Die Religion ist also konservativ, denn das Leben der Menschen wird von der Vergangenheit, von den Toten bestimmt. Die Toten achten auf ein Einhalten der Tradition. Es gehört einiges dazu, den Willen der Verstorbenen zu mißachten, denn sie haben ja die Macht, zu strafen.

Noch etwas aber bestimmt das Leben der Menschen in sehr vielen Bereichen: das ist die Zauberei und die Angst vor der Zauberei. Hinter jedem Tod wird Zauberei vermutet, hinter jeder Krankheit auch. Einen natürlichen Tod gibt es kaum, Zauber ist überall. Wenn jemand krank ist, werden die Verwandten zu einem Zauberer gehen, allerdings gibt es davon verschiedene Arten. Sie haben auch verschiedene Namen. Ich werde sie einfach durchnummerieren. Die Verwandten gehen also zu Zauberer I. Der wird ihnen sagen, was die Ursache der Krankheit ist: ob ein Verstorbener unzufrieden ist, ob eine Verzauberung durch einen Zauberer II vorliegt oder ob vielleicht sogar eine natürliche Ursache vorliegt, die im Hospital behandelt werden kann. Liegt Zauber vor, dann weiß Zauberer I gewöhnlich auch, zu welchem Zauberer III die Verwandten gehen können, um den Zauber zu lösen, wer die nötige Medizin dafür hat. Hin und wieder, etwa alle 10 Jahre, kommt ein Zauberer IV, der so starke Zaubermittel haben soll, um all die Zaubermittel der Zauberer I - III zu finden und zu vernichten. So einer war vor einigen Wochen gerade hier. Wo er etwas zu finden vorgab, belegte er den Eigentümer mit einer Strafe zwischen 200 und 350 DM, und er fand viel. Er kassierte an einem Tag oft mehr, als die Regierung in einem Monat zur Entwicklung ins Tal hineinsteckt. Die meisten bezahlten - aus Angst vor Zauberei. Was aber ist denn das Ziel der Zauberei, an der etwa 10 - 20 % der Bevölkerung aktiv, der Rest passiv beteiligt ist? Das Hauptziel soll sein, Menschen zu töten, etwa weil sie einem im Wege stehen, die Frau dem Mann, der Vater dem Sohn, der Erblasser dem Erben. Zauberei ist ja keine direkte Einwirkung, man kann nichts nachweisen, aber die Menschen glauben an die Wirkung. Wer etwa ein Zaubermittel in oder bei seinem Haus findet, weiß den Zweck und wird bald krank werden (Zaubermittel sind oft Pflanzen- und Tierreste, sehr häufig mit etwas gefüllte Tierhörner). Wer jemanden durch Zauberei tötet, so geht der Glaube, der verfügt auch über den Geist des Toten, macht ihn sich dienstbar.

Wer all dem entfliehen will, oder für wen der ganze Zusammenhang verloren gegangen ist, z.B. weil er in der Stadt wohnt und in der Industrie arbeitet, der kann sich dem christlichen Glauben zuwenden. Wir haben aber gerade in den letzten Wochen bemerkt, wie sehr auch in uns're Kirche hinein die Furcht vor und der Glaube an die Kraft der Zauberei reicht. Einer der Ältesten unserer Gemeinde war selbst beteiligt, was allerdings doch von der Kirche streng abgelehnt wurde.

Ihr könnt Euch vorstellen, daß bei so einem Hintergrund kirchliche Arbeit und auch Entwicklungsarbeit seine besondere Eigenart und seine Schwierigkeit hat. Sviel für heute. Herzliche Grüße

Annelia + Klaus, Oliver, Viola + Ricky

Christina und
Klaus Jähn
P.O.Box 4
Sinazeze
via Choma
Zambia

18.4.80

Zimbabwe's
Unabhängigkeitstag

5. Rundbrief

Liebe Freunde!

In einem Monat werden wir bereits in Deutschland sein. Das ist noch etwas unwirklich, aber wir freuen uns darauf. Unser Zeitplan sieht etwa so aus: vom 12. bis 26. Mai werden wir in Hamburg sein, d.h. genauer bei Eulenbergers in Rellingen. Diese beiden Wochen haben wir besonders ausgespart, um mit Oliver und Viola ins Krankenhaus zu gehen. Viola muß einige Tage ins Altonaer Kinderkrankenhaus, um die Auswirkungen ihrer Viren-Gehirnhautentzündung im vergangenen Juni zu kontrollieren - wie lange, können wir noch nicht absehen, hoffentlich nicht länger als eine Woche. Oliver muß nun auch operiert werden, jedenfalls nach Meinung der Fachärzte im Universitätskrankenhaus Lusaka: Mandeln und Polypen müssen entfernt werden, sie sollen überfällig sein. Man könnte das zwar auch in Afrika machen lassen, in Kenya z.B., aber wir wollen das jetzt gleich mit erledigen. Hoffentlich klappt alles so, wie wir es geplant haben. Vom 27. - 31. Mai möchten wir ein paar Tage Urlaub in der Nähe Hamburgs machen, vom 1. - 7. Juni planen wir in Berlin zu sein, und vom 8. - 14. Juni bei Christinas Eltern im Rheinland. Wenn ich den Zeitplan überblicke, bekomme ich das Gefühl, daß unsere Ferien viel zu kurz sind. Trotzdem bin ich sicher, daß wir viele von Euch treffen können.

Ich muß gestehen, daß ich schon mehr in die zambische Wirklichkeit, in die Arbeit und das Leben hier, eingebunden bin, als ich erwartet hatte. In dem Maße, wie die Ansprüche hier wuchsen und meine Fähigkeit, darauf einzugehen, in dem Maße verringerte sich meine Energie für Heimatkontakte. Ich habe es auch daran gemerkt, daß immer weniger Zeit für persönliche Korrespondenz übrigblieb.

Unsere Arbeit hier ist zur Zeit in einer merkwürdigen Übergangsphase. Dazu gehört, daß sich personell vieles ändert. Ende Februar ist Eva Engelhardt bereits zu unserem Team dazugekommen. Sie ist Soziologin, kommt aus Frankfurt/M. und soll sich besonders um Frauen kümmern. In allen unseren Programmen steht die Arbeit mit Männern im Vordergrund. Auf den Frauen lastet aber ein Groß- ja der Hauptteil der Arbeit und der Verantwortung für die Versorgung der Familie. Frauen bräuchten darum besondere Aufmerksamkeit. Daß diese bisher nicht aufgebracht wurde, ist seit langem vom Team als Mangel empfunden worden. Eva wird nun unser aller Blick in diese Richtung schärfen.

Anfang Juni beenden Astrid und Peter Sauer ihre Arbeit hier, Peter's Nachfolger Peter Wendt wird bereits Mitte Mai bei uns eintreffen. In diesem Fall ist es gelungen, wenigstens eine kurze Einarbeitungszeit durch den Vorgänger zu arrangieren. Als nächstes gehen Gerhild und Peter Weiß nach Hause, und ihr Posten als Verbindungsleute in Lusaka wird von Angela uns Hans-Martin Fischer übernommen. Dadurch ist die Stelle eines Ingeneurs im Team frei, für die noch niemand in Aussicht steht. Elisabeth Hässler plant, im Oktober zu gehen: insgesamt stehen viel Veränderungen ins Haus.

Das führt auch dazu, daß auf Christina und mich mehr Verantwortung zukommt. Anfang des Monats hat es Wahlen im Team gegeben, und da ich ist Christina Kassenführerin des Teams geworden. Sie hat diese Tätigkeit bereits übernommen. Sie ist auch die Gastgeberin für alle Gäste aus nah und fern in unserem Camp. Klaus wird ab 1. Juli Teamleiter. Ein anderer Grund, weshalb ich uns in einer Übergangsphase empfinde, liegt schon ein paar Tage zurück: wir wurden evaluiert. Ein Agrarsoziologe aus Deutschland war 2 Wochen bei uns mit dem Auftrag, zu überprüfen, wie sinnvoll unsere Arbeit hier ist. Bei aller Überzeugung vom Sinn der Arbeit hier ist das doch eine merkwürdige Situation: von außen beobachtet und befragt und gewogen zu werden. Dieses Gefühl blieb, obwohl vieles im gemeinsamen Gespräch erörtert wurde. Am Ende dieser zwei Wochen fand am Wochenende ein sogenannter Workshop statt, zu dem aus dem ganzen Land Fachleute aus dem Bereich der Entwicklungsarbeit kamen, um diese Thematik zu besprechen. Am Schluß wird es einen Bericht geben, möglicherweise mit Empfehlungen für veränderte Ansätze. Dieser Schlußbericht steht noch aus, aber ich nehme doch an, daß von daher Anstöße für Veränderungen in unserer Arbeit kommen.

Ein weiterer Übergang hat inzwischen feste Formen angenommen: Wir arbeiteten hier im Gwembetaf ^{bisher} ausschließlich auf Grund eines Vertrages mit der sambischen Regierung. Dieser Vertrag, der ja zugleich ein Auftrag ist, bleibt uns weiterhin wichtig, wir haben es aber bisher als bedauerlich empfunden, daß wir nicht in ähnlicher Weise in der betroffenen Bevölkerung institutionell verankert sind. Inzwischen ist es uns gelungen, eine Gesellschaft zu gründen, in der neben uns die wichtigsten örtlichen Regierungsstellen, die christlichen Gemeinden, die landwirtschaftlichen Vereinigungen und die Kreditgenossenschaften, mit denen wir allen zusammenarbeiten, Mitglieder geworden sind. Wir hoffen, daß diese neue Gesellschaft dazu hilft, daß die wichtigen Impulse für Entwicklung aus der Gegend und von der Bevölkerung selber kommen.

In der kirchlichen Arbeit ist die Einarbeitung recht gut vorangegangen. In der ersten Sitzung des Gemeineverbandes in diesem Jahr bin ich, für mich überraschend, zum Vorsitzenden gewählt worden. Ich möchte nicht direkt das in mich gesetzte Vertrauen zurückweisen, konnte aber doch alle überzeugen, daß die Wahl wiederholt werden müßte, denn es waren nicht alle Gemeinden vertreten. Ich bin der Meinung, daß ich als gerade erst angekommener Europäer die Entwicklung in der Kirche nicht fördere, wenn ich viele Ämter übernehme. Ich habe viele entsprechende Gespräche geführt, und in der folgenden Sitzung ist Lafi Poulatu, der Pfarrer, zum Vorsitzenden gewählt worden. Ich bin jetzt Stellvertreter und damit ganz zufrieden. Ich bin in einige Oberschulen im weiteren Umkreis zum predigen eingeladen worden, (in unserem Gebiet gibt es keine) und dadurch ein wenig herumgekommen. Oberschulen sind hier fast immer Internate angegliedert, und dort finden oft gut besuchte Gottesdienste am Sonntag statt.

Als nächste Aktion im kirchlichen Bereich habe ich mir die Verstärkung der ökumenischen Zusammenarbeit vorgenommen. Erste Gespräche zwischen den evangelischen und katholischen hauptamtlichen Mitarbeitern werden noch vor meinem Urlaub stattfinden.

Die politische Situation hat sich angenehm entspannt. Die klare Mehrheitsentscheidung bei der Wahl in Zimbabwe hat wohl mit dazu beigebracht, daß der befürchtete Bürgerkrieg völlig ausgeblieben ist. Während zur Wahlzeit die starke Präsenz des zambischen Militärs in unserer Gegend einiges Unbehagen in uns hervorrief, ist jetzt alles ruhig und normal. Die eingerückten Reservisten sind alle wieder entlassen.

Wir konnten schon unser erstes Piknik am Karibasee machen und wir können uns jetzt auch abseits der großen Straßen bewegen - in den Busch, wo die Menschen wohnen. Denn die Felder und Wohnstätten der Leute sind weit verstreut und sehr oft nur zu Fuß zu erreichen. Einige Straßen sind noch wegen Landminen gesperrt, aber ein Ende ist auch da abzusehen. Zwar darf man ^{viele} noch nicht fotografieren, aber doch vieles schon sehen.

Wir hatten gerade unseren ersten Besuch aus Deutschland: Ruth und Olaf Fricke-Weinel aus Bonn waren für drei Wochen hier, und sie konnten die neue Situation schon genießen. Christina war mit ihnen und den Kindern in Livingston und an den Viktoriafällen, und sie sind sogar nach Zimbabwe gelaufen, um die Fälle von der anderen Seite zu sehen. Ich war mit ihnen an einem Abend beim Rückweg nach Lusaka in einem Nationalpark, in dem es 400 Arten Vögel geben soll, wir haben eine erstaunliche Zahl der afrikanischen Vögel gesehen.

Zum Schluß möchte ich noch vom Geld reden. Unser Budget wird normalerweise von der Regierung getragen, wie unser Projekt überhaupt ein Regierungsprojekt ist. Der Mindestbetrag, um alle geplanten Programme durchzuführen, ist z.Zt. pro Jahr etwa 220,000,- DM. In diesem Jahr haben wir diesen Betrag auch erhalten. Diese Finanzierungsart trifft aber nicht auf die neue Gesellschaft (mit dem Namen Valley Selfhelp Promotion = VSP) zu. Es gibt auch hier im Lande Geldquellen für Selbsthilfe-Projekte, und außerdem sollen die Betroffenen, die ja zugleich die Empfänger sind, auch selbst etwas beitragen, es wird aber nötig sein, nach weiteren Finanzmitteln zu suchen, besonders in Europa.

Die Kleiderpaketaktion von Sietzke Krisifoe erscheint mir eine sinnvolle Art, hier finanziell zu helfen. Es begann vor etwa zwei Jahren, als sie eine Anzahl von Kleiderpaketen von einer Gemeinde in Stuttgart erhielt. Sie beschloß, dem Team vorzuschlagen die Kleider zu einem angemessenen Betrag zu verkaufen und das Geld für einen langgeplanten Bettenkomplex in der Klinik in Kanchindu zu verwenden. So wurde verfahren. Der Bettenkomplex ist inzwischen fast fertiggestellt, und die Finanzierung ist etwa folgendermaßen: 12.000 DM ist von den Leuten selbst gesammelt worden, und etwa 24.000 DM kommen aus dieser Kleideraktion. Jedes Paket bringt hier einen Erlös von etwa 200 bis 250 DM, und es sind schon viele angekommen. Um ein echtes Bild von der Finanzierung zu geben, muß noch gesagt werden, daß ein erheblicher Teil der Arbeit, besonders Erdarbeiten, von den Leuten selbst gemacht worden ist. 2 Pakete von Freunden und Bekannten von uns sind auch schon angekommen. Diese Aktion ist insgesamt so zufriedenstellend gelaufen, daß sie nicht beendet sein wird mit diesem Selbsthilfe-projekt. Die Leute hier in Sinazeze haben uns bereits gebeten, genauso und zu gleichen Bedingungen zu helfen. Und wenn die VSP-Gesellschaft richtig arbeitet, wird ein großer Bedarf an Zuschüssen dasein. Ich halte die Aktion für gut. In Europa entstehen gewöhnlich nur die Kosten für das Porto, gut 30 DM je 10 Kilo, der Erlös ist hier recht hoch, die Leute kommen zu verhältnismäßig preiswerter Kleidung, und der Erlös wird so verwandt, daß er Eigeninitiativen anregt und unterstützt.

Es gibt noch andere sinnvolle Arten, die Bevölkerung hier zu unterstützen, dies ist aber eine der einfachsten Arten. Für gebrauchte Kleidung gab es hier auch noch nie Zollprobleme.

Soviel für heute, Wir freuen uns auf ein Wiedersehen mit vielen von Euch, mit ganz herzlichen Grüßen, Eure

Christina u. Klaus,
Oliver, Viola und Ricky

Gretel und Arnold Janssen
P.O. Box 4
Sinazeze, Zambia

Zur Ablage
Aktenplan-Nr.
Datum
Handzeichen

Nkandabwe, den 6.10.1976

Rundbrief Nr. 4

Schon mehrfach in den letzten Monaten habe ich einen Anfang gemacht, um den längst versprochenen Rundbrief zu schreiben. Leider gab es immer nur einen Anfang und keine Vollendung. Jedoch je länger man wartet, umso schwieriger wird die Auswahl dessen, was man vermitteln möchte. Wie dem auch sei - erst einmal ganz herzliche Grüße von uns Dreien.

Im Gwembe Valley hat der Hochsommer seinen Einzug gehalten. Dennoch ist es nicht so warm wie die beiden Jahre zuvor. Es hat sogar schon ein paarmal geregnet. Das unangenehmere feucht-schwüle Klima steht uns ja noch bevor.

Vom heißen Wetter zu den heißen Wahlen. Die SPD-FDP-Koalition hat es mit Ach und Krach geschafft.

Was erwarten wir von den nächsten vier Jahren?

Ist uns bewußt, daß wir Reichen einfacher leben müssen, damit die Armen überhaupt leben können?

Bis heute ist es so, daß zu viele Menschen zuviel fordern und andere wenig besitzen, daß zu viele Menschen ihre Lebensgrundlagen zerstören, um die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen.

Der Mythos, daß jeder Staat ein eigenes Rettungsboot sei, ist unverändert weit verbreitet. Es gibt aber nur ein einziges Rettungsboot mit der gesamten Menschheit an Bord, allerdings mit 1.-Klasse-Passagieren an einem Ende und 3.-Klasse-Passagieren am anderen. Wenn ein Ende sinkt, so sinkt das ganze Boot. Überleben und ausgleichende Gerechtigung erfordern eine Neuauftteilung der Ressourcen an Bord; dies müßte auf aufgewogenere Weise als durch das internationale Marktsystem geschehen.

Im letzten Jahr waren in Zambia Landtagswahlen. Da viele der Bewohner in den ländlichen Gebieten nicht lesen können, hat man den betreffenden Kandidaten Symbole zugeordnet.

YOUR BALLOT PAPER WILL LOOK LIKE THIS:

Ward No. 6 GWEMBE RURAL COUNCIL

INSTRUCTIONS: Vote for ONE candidate ONLY by marking ONE cross in the blank box opposite the name and symbol of the candidate for whom you wish to vote. DO NOT make any other mark on this paper by which you can be identified.

Name of candidate	Symbol	Mark with X in this box next to the symbol of the candidate for whom you want to vote	MARK
SIABUSUKI, Waken		← HERE	X
SIANKUKU, Solomon		← HERE	OR

Mark a cross X next to the symbol of the candidate you support.

hatten, konnten wir unabhängig und billig durch die Lande reisen. Wir haben ungefähr 7-8000 km zurückgelegt. Das ist eine ansehnliche Zahl und läßt nicht auf Erholung schließen. Wir haben jedoch den Urlaub in vollen Zügen genossen und sind dankbar für alles, was wir sehen und erleben durften. Wenn man in Afrika etwas sehen möchte, muß man notgedrungen lange Strecken zurücklegen.

Durch die Verschiedenheit der Länder und ihrer Regierungsform haben wir neue Eindrücke gewonnen und sehen auch Zambia durch ein neues Guckloch. Natürlich hat die räumliche und zeitliche Trennung auch für die Arbeit gewisse Vorteile.

Ich finde die Auswahl der Symbole interessant und entnehme daraus, daß die ausgesuchten Symbole jedem Zambianer, selbst dem Analphabeten im Hinterland, vertraut sind.

Bevor ich auf die Arbeit zu sprechen komme, möchte ich von unserem Urlaub im Juli dieses Jahres erzählen. Wir haben uns Tansania und Kenya angesehen. Da wir unseren Toyota-Bus als Schlafstätte und Küche eingerichtet

Meine Arbeit hatte ich ja schon kurz im 2. Rundbrief angedeutet. Heute möchte ich versuchen, sie etwas ausführlicher zu schildern.

1. Werkstatt in Nkandabwe

Inzwischen bilde ich drei Oberschulabgänger in Metallarbeiten aus. Wenn ich Metallarbeiten schreibe, dann beinhaltet dies Schlosser- und Blechschlosserarbeiten sowie Schweiß- und Lötarbeiten, Tischlerarbeiten und Autoreparaturen. Es hängt von den Aufträgen ab, die an uns herangetragen werden.

Andreas, welcher am längsten in der Ausbildung steht, hat diese Woche seine erste staatlich anerkannte Prüfung bestanden.

Doch zurück zum Anfang der Werkstatt.

Ganz zaghaft kamen einige Zambianerinnen mit gebrochenen Essensstöpfen aus Stahlguß, die dann mittels Hartlöten wieder wasserundurchlässig gemacht wurden.

Ein paar Monate später bauten wir unsere erste selbstkonstruierte Handpumpe in das Bohrloch bei der Nkandabwe-Schule ein.

Inzwischen versuchen wir, den an uns gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Es türmen sich die zerbrochenen Gegenstände bzw. einzelne Glieder dieser und wir reparieren so ziemlich alles, was kaputt ist., z.B. Pflüge, Ochsenkarren, Sprayer,

Maismühlen, Dieselmotoren, Töpfe, Fahrräder, Mopeds, Koffer, ja und auch Radios, wobei der Schwerpunkt in der Reparatur von Arbeitsgeräten für die Farmer liegt.

Hinzu kommen Neuanfertigungen, z.B. von Fensterrahmen, Vergitterungen, Türen, Betten, Stühlen, Anhänger für Fahrräder, Reisfumigator usw.

Viele Arbeiten fallen auch innerhalb unseres Projektes (dem Gwembe South Development Project) an. Das sind z.B. zwei Bewässerungsprojekte mit Dieselpumpen, Dreschmaschinen usw., da ist das Bohrgerät mit seinen Tücken, da sind die Projektlastwagen,

die Nähmaschinen innerhalb des Schneider-Programms; die Pumpen, Windmühlen etc. für unsere Wasserversorgung, und da ist nicht zuletzt das Auto, die Uhr oder der Generator eines Kollegen.

Da noch keine Elektrizität vorhanden ist, behelfen wir uns mit einem von einem Generator betriebenem Schweißgerät. Ohne das geht es nicht, zumindest, was gewisse Eisenverbindungen betrifft.

Ein Auftrag von der Regierung Zambias für die Reparatur von Schulmöbeln für ganz Gwembe-Süd kam 1975 nicht zur Ausführung, da das zuständige Ministerium in finanziellen Schwierigkeiten war (ist).

Dieser Auftrag würde vielen Handwerkern für bestimmte Zeit ein Einkommen sichern und zwei bis drei Handwerkern sogar eine Arbeit auf Lebenszeit bieten.

Einmal im Monat halten wir eine mobile Werkstatt in Malima (ca. 30 km von Nkandabwe) ab. Das ist dann immer ein langer Tag.

Zielvorstellungen

Mein Ziel ist die Ausbildung von einigen jungen Handwerkern, die ihren Mitmenschen im Gwembetal die Lebensbedingungen erleichtern und verbessern helfen.

Andreas, einer der Lehrlinge, könnte vielleicht meine Position übernehmen und auf lange Sicht mit anderen Handwerkern eine Genossenschaft gründen, die in der Lage ist, sich selbst zu helfen. Dabei wären z.B. die langen Transportwege eine zu überwindende Schwierigkeit, welche nur durch den Zusammenschluß Gleichgesinnter und die größere



Finanzkraft einer Gruppe möglich wäre.

Betreuung der lokalen Handwerker

Diese Betreuung umfaßt folgende Punkte:

- a. Kontaktaufnahme mit langen Gesprächen
- b. Anregung zur Herstellung neuer Produkte
- c. Unterstützung bei der Beschaffung von Arbeitsaufträgen und Arbeitsmaterial

Problematik

Die Handwerker zeigen wenig Interesse, sich zu organisieren, welches nicht zuletzt seine Ursache darin hat, daß sie ihren Handwerksberuf als Nebenbeschäftigung ansehen, während ihr Hauptinteresse der Landwirtschaft zugewendet ist.

Außerdem kommt die dünne Besiedlung und somit räumliche Trennung der einzelnen Handwerker als erschwerendes Moment hinzu.

Handwerkerzentrum Siabaswi

Ziele dieser Einrichtung:

- a. Ablösung der Subsistenz-Wirtschaft durch eine Teilung der verschiedenen Berufe und deren Förderung und somit eine Steigerung der sozialen Produktivität, welches möglichst jeden Bewohner einschließen sollte.
- b. Schaffung vieler bezahlter Arbeitsplätze, um die Kaufkraft zu erhöhen.
- c. Durch hergestellte Produkte im Handwerkerzentrum die von der Bevölkerung benutzten Arbeitsgeräte zu verbessern und somit die Lebensbedingungen zu erleichtern.
- d. Bestehende Handwerkspraktiken Schritt für Schritt verbessernd zu verändern.
- e. Erschließung eines lebendigen Marktes.
- f. Schaffung von Kommunikationsmöglichkeiten.

Bestehende Situation:

Die Praxis eines Jahres hat ergeben, daß diese Ziele sehr schwer und wenn, dann nur über eine große Zeitspanne zu erreichen sind. Die Mitarbeit bzw. die Eigeninitiative der Tongas in Siabaswi brennt auf Sparflamme und bei ca. 70 % steht die Arbeit auf dem Felde im Vordergrund.

Andere erschwerende Tatsachen sind Krankheiten und Familienangelegenheiten, die einen Handwerker oft bis zu einem Monat und länger von der Arbeit fernhalten.

Folgende Berufe sind z.Z. im Handwerkerzentrum vertreten:

- | | |
|--------|---|
| Raum 1 | Schuster und Schneider in einer Person |
| Raum 2 | Schneiderin |
| Raum 3 | Fahrradmechaniker |
| Raum 4 | zwei Schreiner |
| Raum 5 | Töpferin bis Mai - Mechaniker ab November |
| Raum 6 | Blechschlosser |
| Raum 7 | zwei Schmiede |

Versuche, den Schreiner und die Schmiede zur Erweiterung ihrer Produktionsmöglichkeiten anzuregen und somit eine regelmäßige Beschäftigung und ein regelmäßiges Einkommen zu sichern, sind bislang fehlgeschlagen.

Dem Gedanken, Lehrlinge auszubilden, stimmen zwar alle begeistert zu, aber die Umsetzung in die Tat geschieht nur sehr zaghaft.

Die Beschaffung von Arbeitsmaterial, sofern nicht lokal vorhanden, liegt vorerst noch in meiner Hand.

Grund: lange Transportwege und fehlendes Transportmittel.

Ich darf behaupten, daß sich ein kleiner Markt entwickelt hat und die Bevölkerung aus dieser Einrichtung einen Nutzen zieht.

Ein aktiver Blechschlosser hat durch die Eigenherstellung von Eimern und Wannen für jeden Bewohner die Möglichkeit erschlossen, sich diesen Gegenstand zu einem erschwinglichen Preis anzuschaffen, während dies vorher durch die aufgrund der notwendigen Einfuhr erhöhten Preise nicht möglich war.

Ein Mechaniker ist nach der Anschaffung einer Oxygen-Schweißanlage sogar in der Lage, Töpfe zu löten und größere Reparaturen, z.B. an einem Fischerboot, auszuführen.



Um die Problematik verstehen zu können, muß man wissen, daß technische Arbeitsabläufe, insbesondere in Verbindung mit Metall kaum bekannt oder besser gesagt, artfremd sind. Die Valley-Tongas sind Bauern, aber keine Mechaniker, und folgen einem anderen Denkschema als dem des Europäers.

Der Bedarf aber für metallbearbeitende Werkstätten wird immer größer. In den letzten zwei Jahren hat die Zahl der technischen Geräte beträchtlich zugenommen.

Anfragen bezüglich einer größeren Werkstatt in Sinazeze, einem aufblühenden Zentrum im Gwembe Valley, sind an uns herangetragen worden. Im Moment aber sind es nur Pläne und noch keine Realität.

Bevor ich zu einem anderen Thema überwechsle, möchte Gretel über die neusten Entwicklungen auf dem medizinischen Gebiet berichten.

Hallo, hier ist also die zweite Ehehälfte. Es ist inzwischen 22 Uhr geworden und wenn ich aus dem Fenster schaue, dann muten die Bäume wie Gespenster an, da sich ihre Umrisse klar von dem vollmondklaren Himmel abheben. Wiebke schläft und die Temperatur ist grad richtig, um Nachdenken zu können. Dies ist für mich die günstigste Zeit, um Briefe zu schreiben. Gibt es etwa so ein Sprichwort, daß abends die Faulen fleißig werden? Wenn ja, dann trifft es sicher nicht für Zambia zu. (Haha)

Ja, auf dem medizinischen Sektor tut sich etwas.

Zambia hat eine Immunisierungs-Kampagne geplant, die schon in vielen Bezirken zur Ausführung gekommen ist.

Das Ziel der Kampagne ist die 100%ige Erfassung der 0-14jährigen sowie der schwangeren Frauen, um ihnen einen vollen Impfschutz zu geben, und die Sicherstellung einer sachgemäßen Lagerung von empfindlichen Impfstoffen. Z.B. müssen Masern- und Polio-Impfstoff bei 2-4°C minus gelagert werden, welches nur in einer elektrisch betriebenen Gefriertruhe gewährleistet ist.

Unser Hauptfeind ist im Moment die Masernerkrankung, denn die Mortalität ist erschreckend hoch.

Man hat drei Strategien entwickelt.

Strategie A: umfaßt alle Gesundheitszentren, die 24 Std. Elektrizität haben (in unserem Distrikt gibt es nur eins dieser Art).

Strategie B: schließt alle Gesundheitszentren ein, die keine Elektrizität haben und somit bestimmte Impfstoffe nicht lagern können. Ein Team wird diese Zentren in sechs wöchentlichen Intervallen aufsuchen und die Impfungen durchführen.

B1 trifft für bestehende kleine medizinische Einheiten in ländlichen Gebieten zu und für die Leute, die in einer zumutbaren Entfernung, zurückgelegt auf Schusters Rappen, zu dieser Einrichtung leben.

B2 Dasselbe gilt für B2, nur mit dem Unterschied, daß noch keine medizinischen Einheiten vorhanden sind und man sich jeweils einen geeigneten Ort für die Durchführung der Impfungen suchen muß; z.B. einen Klassenraum, ein Gerichtsgebäude, eine Lagerhalle oder auch einen großen schattenspendenden Baum, wenn kein Gebäude vorhanden ist.

Strategie C: umfaßt die Impfung aller Schulkinder.

Ich hoffe, daß den Nichtmediziner diese genaue Ausführung nicht allzu sehr langweilt.

Für unsren Distrikt habe ich die Organisation übertragen bekommen und fungiere jetzt als Teamleiter des Impf-Teams.

Von den einzelnen Teammitgliedern (jedesmal in anderer Besetzung) werden noch viele Fehler bei der Verordnung von Impfungen, der technischen Ausführung dieser und der Einhaltung von einem Minimum an Sterilität gemacht.

Hier setzt meine Aufgabe ein, nämlich in der Ausbildung und Beaufsichtigung.

Da wir mit unserem Landrover, einziges Transportmittel bei einer Bevölkerungszahl von ca. 65.000, manchmal drei bis vier Stunden fahren müssen, um das Ziel zu erreichen, sind wir den ganzen Tag unterwegs. Das Programm läuft an zwei bis drei Tagen jede Woche, damit wir allen 17 Zentren noch einen zweiten Besuch abstatthen können, bevor der Regen die Wege unpassierbar gemacht hat.

Schwierigkeiten treten bei der Versorgung mit Impfstoffen auf; z.B. gibt es im Moment keinen B.C.G. und keinen Polio-Impfstoff.

Da dieses Programm eine hervorragende Möglichkeit bietet, den Müttern (die Zielgruppe, die wir ja eigentlich erreichen wollen, wenn es um Unterricht in Nahrungsmittellehre, Hygiene usw. geht) aufklärende Informationen zu vermitteln, haben wir das Nahrungsmittel- und Ernährungs-Programm hiermit verbunden.

Dieses Programm haben wir wohl schon im 2. Rundbrief erläutert, so daß ich jetzt nicht näher darauf einzugehen brauche.

Im August dieses Jahres bin ich vom Gesundheitsministerium zur Distrikt Public Health Nurse für unseren Distrikt (ca. 45.000 Tongas) ernannt worden.

Public Health Nursing beinhaltet die



Betreuung aller Altersgruppen und Kategorien von Menschen in Bezug auf ihre Gesundheit im Rahmen der vorbeugenden Medizin. Die Priorität liegt bei den Mutter-und-Kind-Gruppen.

Kurz zusammengefaßt sagt die Arbeitsplatzbeschreibung folgendes:

a. Organisation und Überwachung der Programme auf dem Gebiet der vorbeugenden Medizin (Impfprogramme, Ernährungs-Programm, Schwangerenvorsorge etc.)

b. Ausarbeitung und Durchführung von Lehrprogrammen über Mutter-und-Kind-Gesundheitsvorsorge für medizinisches Lehrpersonal.

c. Organisation von Auffrischungskursen für medizinisches Personal. Med. Personal schließt Fürsorger, Sozialarbeiter und dergleichen mit ein.

So viel zu den neuen Aufgaben, die mit meiner Beförderung verbunden sind.

In den Briefen vorher haben wir berichtet, daß kranke Leute zu unserem Haus zur Behandlung kommen. Sehr glücklich waren wir darüber nie, aber nun haben wir mit mühevollen und hartnäckigen Gesprächen erreicht, daß eine Klinik in Sinazeze (2 km von hier) eröffnet wird.

Das Gebäude und einige Einrichtungsgegenstände sind schon vorhanden. In einem Monat sollte die Zeit für die Eröffnung reif sein.

Vorerst werden wir, d.h. eine Hebamme, ein Hilfspfleger und ich, die Klinik an zwei Tagen die Woche abhalten. Für den Rest der Woche wird der Hilfspfleger die Klinik auf Sparflamme (d.h. Behandlung von unkomplizierten Wunden, infizierte Ohren, Augen, Malariabehandlungen usw.) weiterführen.

Natürlich möchten wir die Kleinkinder-und Schwangeren-Klinik auf jeden Fall mit einbeziehen.

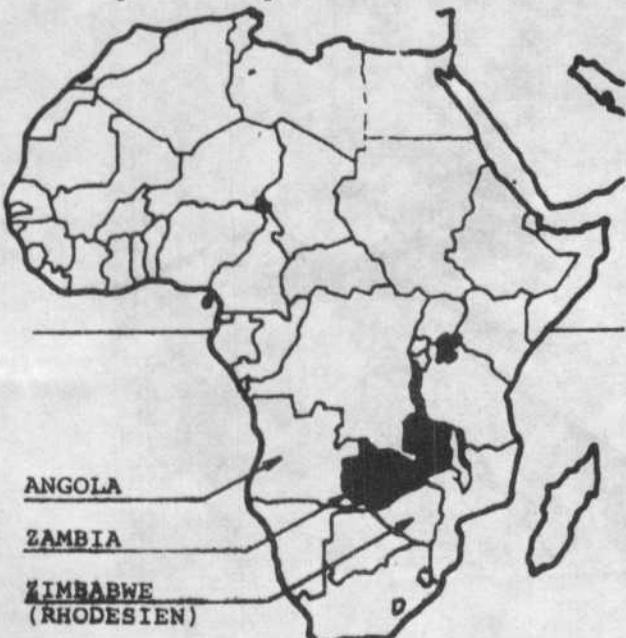
Also wie Ihr seht, Arbeit gibt es im Überfluß.

Das Tolle aber ist, daß ich die Möglichkeit habe, auf dem Sektor der vorbeugenden Medizin eine gute Arbeit zu leisten mit der Gewißheit, voll in das Gesundheitswesen Zambias integriert zu sein.

Weltweite Bestrebungen plädieren für eine Schwerpunktverlagerung in Richtung vorbeugende Medizin. Es ist nicht nur besser, sondern auch billiger, welches ja gerade für Entwicklungsländer nicht unwesentlich ist.

Arnold liegt auf unserem selbstgebauten Sofa und amüsiert sich mit einem Buch von Kishon. Und damit dieser Brief nun endlich auf die Reise gehen kann, möchte ich versuchen, ihn noch heute Abend abzuschließen.

Viele haben sicherlich in den letzten Monaten die Entwicklung im südlichen Afrika mit Sorge verfolgt.



Es war und ist in der Tat ein Krisenherd. In Nkandabwe selbst haben wir wenig gespürt. Wenn man allerdings näher zum Kariba-Stausee kommt, stößt man auf Uniformierte oder auch auf Freiheitskämpfer ohne Uniform. Es ist uns nahegelegt worden, bestimmte Gebiete zu meiden. Nach den hoffentlich erfolgreichen Verhandlungen Dr. Kissingers wird Zimbabwe nun bald frei und das Gwembe Valley keine Sicherheitszone mehr sein.

Zumindest ist das unsere große Hoffnung im Hinblick auf die schwarzen Rhodesier.

Wir freuen uns schon auf die Öffnung der Grenze zwischen Zimbabwe und Zambia, nicht zuletzt, um die gigantischen Victoria Falls von rhodesischer Seite aus bestaunen zu können.

Am 24. Oktober wird Zambia seinen 12. Unabhängigkeitstag feiern. Man spricht davon, zwei Nilpferde zu erlegen und das Fleisch am großen Tag der Zambianer zu verzehren. So ein Stück Fleisch vom Nilpferd soll eine Delikatesse sein. (wird gesagt, oho)



aber das Lachen habe ich mir vorsichtshalber bis zum nächsten Tag verkniffen.

Doch nun noch ein paar Sätze zu unserem Sonnenschein. Das Wort Sonnenschein scheint mir die zutreffendste Bezeichnung zu sein, denn sie bringt Sonne in unser Haus und in unsere Herzen. Ihre anfänglichen Nierengeschichten hat sie scheinbar ganz überwunden. Von morgens bis abends ist sie aktiv. Schon seit drei Monaten ist sie völlig sauber und die Windelwascherei hat ein Ende. Sie plappert den ganzen Tag und mixt Deutsch, Englisch und Tonga in einen Topf, z.B.: "Mama-Wiebke-nein-eating." "Mudahla-(alter Mann) Zigette-rauchen" "Me-want-Bonbon-bitte-danke!" "Mwana-is-sick-oooh!" (Das Kind ist krank, oweh)

Am 15.10. wird sie zwei Jahre alt.

Ihren 3. Geburtstag wird sie wahrscheinlich auf der Heimreise nach Deutschland erleben. Mit anderen Worten, wir haben uns nach reiflicher Überlegung nicht für eine Vertrags-Verlängerung entschlossen.

Viele Gründe sprechen natürlich für eine Verlängerung, aber da wir uns beide mit dem Gedanken tragen, wieder die Schulbank zu drücken, erscheint es uns angebracht, erst einmal nach Deutschland zurückzukehren.

Nun noch eine ganz wichtige Mitteilung: Seit letztem Monat gibt es wieder Käse in Zambia, nachdem wir seit Weihnachten 75 keinen mehr bekommen konnten. Das war ein (Käse-)Fest!

Die Versorgungslage weist immer wieder Mangel an bestimmten Gütern wie Mehl, Brot, Salz, Waschpulver, Seife etc. auf. Da wir die Möglichkeit haben, für Monate im Voraus zu kaufen, trifft es uns nicht so hart. Nur mit dem Käse war das so eine Sache.

Als krönenden Abschluß kann ich noch berichten, daß unser Garten relativ gute Früchte getragen hat, z.B. Wurzeln, Bohnen, Erbsen, Kohlrabi, Gurken, Salat. An Obst sind momentan die Bananen und Maulbeeren reif.

In diesem Zusammenhang fällt mir ein, daß vor zwei Monaten in Siampondo (übrigens ein Zentrum, welches wir mit dem Impf-Team aufsuchen) zwei Löwen erlegt worden sind.

Im Juni dieses Jahres waren Arnold und ein Kollege mit einem zambianischen Jäger auf Zebrajagd. Er ging um vier Uhr morgens und kam um sechs Uhr abends zurück. Die Füße waren voller Blasen;----- aber ein Zebra hat er nicht gesehen. Vor lauter Erschöpfung (wegen der zurückgelegten Kilometer) haben die beiden Greenhorns mitten im Busch ein Mittagsschlafchen gehalten. Ich fand das Ganze recht lustig,



Zur Ablage

Aktenplan-Nr. 623

Nkandabwe, den 4.4.1975

Liebe Freunde !

atum

7.7.75

Zeichen

D Fie.

Es ist Freitag, der 4.April, 19 Uhr 23 Zambia Time. Unsere kleine Pipimaus schläft u. Gretel u. ich sitzen bei einem Glas Juice u. genießen die Ruhe nach vollendetem Tagewerk. Kein Autogebrumm, kein Rattern eines Zuges, kein Schallmauerdurchstoßendes Flugzeug und auch kein Schuß aus der Röhre. (Television). Nur hin und wieder keucht ein mit Kohlen beladener Lorry den Berg hoch. Leises Grillsenzirpen u. das Rascheln der kleinen Eidechsen, die auf der Styroporzimmerdecke kriechen, erfüllen den Raum. Durch die Moskitodrahtfenster bläst ein angenehmer Abendwind. Man könnte es mit einer lauen Sommernacht in Deutschland vergleichen. Dabei haben wir jetzt Herbst u. der Winter steht vor der Tür. Der Regen kommt nur noch selten u. die Unannehmlichkeiten wie feucht-klamme Betten, verschimmelte Schuhe u. die Insekten in Mehl u. Reis verschwinden wieder. Es hat in diesem Jahr relativ viel im Gwembe Tal geregnet, so daß die Maisernte gut ausfallen dürfte. Mais ist das Hauptnahrungsmittel. Er wird getrocknet und zu Mehl gemahlen. Aus diesem Mehl wird ein dicker Brei gekocht, den die Afrikaner "insima" nennen.

Eins ist geblieben, die Moskitos, die in der Regenzeit besonders zahlreich vorhanden sind, u. sie machen ihrem Namen alle Ehre u. bringen uns die weitverbreitete Malaria. Erst gestern lag Gretel mit Fieber im Bett. Doch wie ein Stehaufmännchen ist sie heute schon wieder voll im Geschäft.

In diesem Zusammenhang kann ich vielleicht gleich auf Gretels Medicalwork eingehen. Wie ein Lauffeuer sprach es sich herum, daß sie Medizin hatte u. Kranke versorgte. Jeden Morgen zwischen 8 u. 10 Uhr kommen nun die Menschen u. warten auf Hilfe. Im Durchschnitt sind es 10 bis 15 Leute. Malaria u. Husten rangieren an erster Stelle, gefolgt von entzündeten Augen u. Ohren, infizierten Wunden, (welches bei den vielen Fliegen kein Wunder ist), Brandwunden und verstauchten Gelenken. Letztere haben ihre Ursache in Fahrradunfällen. Das Fahrrad ist hier das einzige Transportmittel, welches für die Einheimischen erschwinglich ist. Dem Älteren wird jetzt die Zeit nach dem Krieg in Deutschland vor Augen stehen. Meines Wissens (obwohl noch nicht geboren) war doch damals das Fahrrad der Stolz des kleinen Mannes.

Doch zurück zu Gretels Engagement. Es macht ihr großen Spaß u. sie bekommt dadurch guten Kontakt zu den Leuten und lernt im Umgang ein paar Tongabrocken. Die falsche Aussprache regt die Afrikaner zwar immer zum Lachen an, aber somit geht es oft lustig zu u. der Heiligenschein des weißen Mannes wird ein wenig abgebaut.

Für den, den es interessiert, ein paar Tongawörter:

Guten Morgen - wabuka, Gute Nacht - kwasya or moone kabotu, Mädchenmusimbi, Großeltern - muzyalikulu, frustriert - tyompokozya, kaltes Wetter - impoyo, warmes Wetter - kukasaala, nasses Wetter - imvula, heißes Wetter - lumwi, izuba, Danke - ndalumba.

Vor 3 Wochen kam sogar ein African-Doctor, u. es gab eine aufschlußreiche Unterhaltung, aus der ein Rezept gegen Fieber hervor ging. Es bestand aus verschiedenen Blättern, die man kochen mußte, dann ein Tuch darin tränken u. den Kranken darin einwickeln sollte. Überhaupt kann man sich nur wundern, was die Afrikaner aus den vorhandenen Mitteln alles bauen. Eine Fähigkeit, die die meisten Europäer wohl nicht mehr besitzen. Wahrscheinlich nach dem Motto: Not macht erfinderisch ! Dabei muß man aber bedenken, daß Zambia sich

schon emporgearbeitet hat, u. die Not ist nicht erdrückend, wenn man z.B. an Indien denkt. Zambia hatte und hat den Vorteil, Rohstoffe (hauptsächlich Kupfer) zu besitzen.

Schon wieder komme ich vom Hundertstel ins Tausendstel, u. sicher könnte ich es noch zum Millionstel weiterführen. Dabei ist für uns schon so vieles selbstverständlich geworden, daß wir es garnicht als etwas Andersartiges empfinden.

Noch einmal zurück zu Gretel. Neben der medizinischen Versorgung macht sie jetzt das Food u. Nutrition Programm, von dem ich ja im letzten Rundbrief berichtete. Sie muß dabei oft schlecht passierbare Wege fahren, u. während der Regenzeit liegen einige Brücken bis zu 50 cm unterm Wasser. Unser Toyota-Bus bewährt sich zwar ganz gut, aber ein Landrover wäre angebrachter. Einmal im Monat ist sie eine Woche unterwegs. Sie kann ja nicht so lange von Wiebke fort, da unsere Tochter nicht auf ihre Muttermilch verzichten will u. auch nicht soll. So ist sie, die Betreuung des Gästehauses mit eingeschlossen, vollauf ausgelastet.

Da wir gerade bei der Arbeit sind, bleiben wir noch ein bißchen dabei und sehen uns meine bescheidene Tätigkeit an. Vorher muß ich sagen, daß sich meine Einstellung zur Arbeit sehr verändert hat. Im ersten Brief tönte es verdächtig oft nach "ich plane, ich baue". Doch mir ist klargeworden, daß nicht ich, sondern die Afrikaner planen und bauen sollen, was sie gut tun können, nur anders wie ich. Die Maße sind verrutscht u. der rechte Winkel kat keine 90°, doch ist das so wichtig ?

Mit zwei afrikanischen Mitarbeitern, die ich versuche, in Richtung Mechanik auszubilden, nach dem Motto "learning by doing" haben wir eine selbstentworfene Handpumpe für die Nkandabwe Schule gebaut. Die Teile für die Pumpe haben wir uns auf einer stillgelegten Kohlenmine gesucht. Der Pumpenstengel besteht aus einem Ast. Das Bohrloch ist allerdings nicht sehr tief, u. in der Trockenzeit wird es wahrscheinlich Schwierigkeiten geben. Aber entsprechende Bohrgeräte sind in Deutschland bestellt, die uns die Möglichkeit des Tieferbohrens öffnen.

Die leichteren Lötarbeiten können jetzt schon von meinen Mitarbeitern ausgeführt werden. In der Zukunft werden wir uns in der Werkstatt in Nkandabwe auf Pumpenbauen konzentrieren. Mit dem vorhandenen Bohrgerät sind inzwischen mehrere Bohrlöcher gebohrt worden, die auf eine Handpumpe warten. Ich hoffe, daß meine zambianischen Mitarbeiter in 1 bis 1 1/2 Jahren soweit ausgebildet sind, daß sie die Pumpen selber herstellen können.

Als zweites haben wir ein schon gebautes Handwerkerzentrum in Siabaswi mit Leben erfüllt.

Es besteht aus 7 Räumen mit Vorplatz, denn die Arbeit findet draußen statt. Es arbeiten dort 2 Schuster, 2 Schmiede, 2 Fahrradmechaniker, eine Töpferin, eine Schneiderin, ein Blechschlosser u. ein Schreiner. Sie zahlen 2 Kwacha Miete im Monat, umgerechnet ca. 7 DM.

Vorerst besteht meine Aufgabe darin, die einzelnen Handwerker mit Arbeitsmaterial zu versorgen, da die nächsten Einkaufsorte Choma 130 km u. Lusaka 350 km entfernt sind. Hinzu kommt noch, daß fast alles in Zambia eingeführt wird, mit anderen Worten: viele Sachen sind garnicht zu kaufen u. wenn, dann sind sie irre teuer. So versuchen wir soviel wie möglich mit lokalen Mitteln auszukommen.

Nach zwei Monaten scheint mir, daß sich die Handwerker in ihren neuen Arbeitsräumen recht wohl fühlen. Zweimal die Woche suche ich das Centrum auf. Die Ersatzteile bekommen sie auf Kredit und zahlen es zurück, wenn sie einen Auftrag ausgeführt haben. So erlernen sie auch kaufmännisches Denken. Bislang hat sich dies als eine gute Regelung erwiesen.

Neben der Beschaffung des Arbeitsmaterials sehe ich mich nach Aufträgen um. Für den Schuster planen wir, Sammlungsstellen für kaputte Schuhe einzurichten. Wir haben überlegt, daß ein Shop dafür wohl der günstigste Ort wäre. Für den Schmied und Schreiner bekommen wir vielleicht einen Auftrag der Regierung, um die völlig demolierten Schulbänke und Stühle zu reparieren. Die Kontaktaufnahme ist schon erfolgt u. die Aussichten sind gut.

Ganz vorsichtig versuche ich auch Arbeitserleichterungen anzuregen u. arbeitstechnische Fähigkeiten weiterzugeben.

Nun, diese Schilderungen, wenn auch in groben Zügen, mögen einen Eindruck von meiner Arbeit hier mit den Afrikanern ~~zu~~ vermitteln.

Was könnte ich sonst noch erzählen ?

Oh ja, da fällt mir ein, daß ich heute die erste Gurke aus eigenem Garten geerntet habe. Wir haben alles mögliche ausgesät, u. voller Erwartung gucken wir jeden Tag, ob die Pflänzchen auch größer werden.

Vor 4 Wochen haben wir auch unsere Wiebke in der Kirche zu Kanschindu taufen lassen. Es war sehr eindrucksvoll, besonders wenn ich an die rhythmische Musik denke, aber auch abenteuerlich, da wir auf der Fahrt auf der regennassen Sandstraße steckenblieben. Zum Glück hatten wir unterwegs einen Priester mit seiner kinderreichen Familie aufgegabelt, so daß genug Leute zum Schieben da waren.

So, mittlerweile ist es 22 Uhr geworden, u. ich könnte diesen Brief fortsetzen mit vielen anderen Erlebnissen. Doch ich glaube, für heute lassen wir es genug sein, denn der nächste Rundbrief folgt bestimmt.

Arnold Janssen
P.B. 1xc
Choma, Zambia

Dietrich Leidning

3015 Wennigsen 2
Egestorfer Str. 27 A

11. Februar 1975

Herrn
Siegwart Kriesel
1 Berlin 41
Handjerystr. 19 -20



Betr.: Rundbriefe Zambia / Schlottmann
Bezug: Ihr Schreiben vom 7.2.1975

Sehr geehrter Herr Kriesel !

Viele Dank! Das hat prima geklappt! Wir haben uns sehr darüber gefreut. Schade, können Sie die Bredt'schen Briefe nicht kopieren oder uns zum Kopieren überlassen? Wir senden die Briefe sofort zurück.
Ich habe im Betrieb die Gelegenheit, schnell zu kopieren.

Außerdem möchten wir gerne die in Ihrem kleinen Bericht von der Zambia - Arbeit vom Dezember 1971 angegebene Dia - Serie mit erläuterndem Textbuch kaufen, wenn es möglich ist.

Mit freundlichem Gruß

Dietrich Leidning

Kopie abgesichert am 27.2.75

KG.

ÖA

, 7.2.1975

Fran Freiburg 2. Kf.

Herrn
Dietrich Leiding
3015 Wennigser Mark
Egestorfer Str.27

Sehr geehrter Herr Leiding!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren Brief vom 4.2. mit der Anfrage nach Herrn Schlottmanns erstem Rundbrief.

Wir freuen uns sehr über Ihr Interesse an unserer Arbeit in Zambia. Glücklicherweise haben wir noch ein Exemplar von Herrn Schlottmanns erstem Rundbrief. Außerdem fügen wir eine kleine Informationsschrift aus den Anfängen unserer Zambia-Arbeit bei. Die nächste Ausgabe unserer kleinen Zeitschrift "Gossner-Mission" wird auch wieder eine Zambia-Nummer sein.

Auch Herr Bredt hat am Jahresende einen sehr ausführlichen Rundbrief an seine Freunde verfaßt, den er jedoch von Zambia aus verschickt hat, so daß wir hier keine Exemplare vorrätig haben. Da es jedoch sehr interessant ist, möchte ich Ihnen vorschlagen, direkt an Herrn Bredt zu schreiben (z.B. 1xc, Choma, Zambia). Vielleicht hat Herr Bredt noch welche übrig.

In der Hoffnung, Ihnen mit diesen Informationen gedient zu haben,

bin ich mit freundlichen Grüßen

Ihr

K
(Siegwart Kriebel)

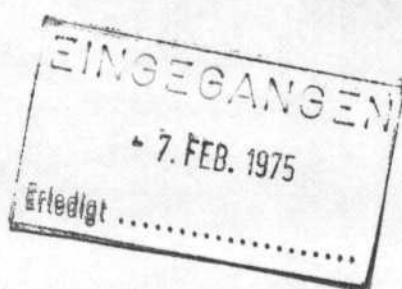
Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 623
Datum 10.2.75
Handzeichen D. O. M.

Dietrich Leidung

3015 Wennigser Mark, 4.2.1975
Egestorfer Str. 27
Telefon 05103 / 2185

An die
Gossner Mission

1 Berlin 41
Handjerystr. 19 - 20



Betr.: Rundbrief Ulrich Schlottmann, Zambia

Sehr geehrte Damen und Herren!

Hierdurch möchten wir Ihnen danken für den Rundbrief Nr. 2 vom 19. Dezember 1974 von Herrn Ulrich Schlottmann aus Zambia.

In diesem Rundbrief wird der erste Bericht nach der Ausreise von Herrn Schlottmann erwähnt. Ist es Ihnen irgendwie möglich, uns diesen Bericht noch zukommen zu lassen? Dafür wären wir Ihnen sehr dankbar.

Bei uns ist folgende Situation: wir waren zu den 10 jährigen Unabhängigkeitfeiern als Staatsgast in Zambia eingeladen, angeregt durch unseren schwarzen Freund, Ministerpräsident des North-Western Bezirks A. Phiri und durch Staatspräsident Dr. Kaunda. Es war eine sehr eindrucksvolle Fahrt und wir sind natürlich sehr interessiert an allen Nachrichten und an der Fortentwicklung in Zambia. Herrn Bredt und Herrn Schlottmann lernten wir während dieser Feierlichkeiten in Lusaka im Hotel kennen. Deshalb sind wir sehr erfreut, wieder von ihnen zu hören und ausführlich ihr Projekt vorgestellt zu bekommen.

Mit freundlichem Gruß,

Dietrich Leidung.

*Der Aufang des Briefes¹ ist wegen der Papierersparnis und
des Gewichtes mit auf die letzte
Seite (Seite 4) geschrieben.*

Auf der Flugreise von Hannover nach Nairobi gab es zwei Schwierigkeiten. Wahrscheinlich war das Reisefieber die Ursache dafür, daß mir schon während der Fahrt im Auto zum Flughafen Hannover sehr unwohl war. Bis Frankfurt habe ich den Flug allerdings gut überstanden, nur nach Frankfurt passierte dann das, was ich unter allen Umständen gerne vermeiden wollte. Wie gut, daß für solche Fälle durch die Papiertüten in den Lehnen der Vordersitze ausreichend Vorsorge getroffen ist. So brachte mir dieser $\frac{7}{12}$ stündige Flug in einer der größten Maschinen der Deutschen Lufthansa nicht die Freude, die ich sei langem erwartet hatte. Der Film, der im Flugzeug gezeigt wurde, und die versch. Musikprogramme, die man wahlweise mit Kopfhörern hören konnte, brachten allerdings etwas Abwechslung.

Auf dem Flughafen Nairobi wurde mir dann die zweite Unannehmlichkeit beschert. Insgesamt waren bei der Gepäckausgabe ~~nicht angekommen~~ 3 Koffer nicht angekommen. Darunter war ausgerechnet auch meiner, der all die Dinge enthielt, die ich zum Leben in Nairobi benötigte. Bei ersten Eintreffen in Ost-Afrika ist diese Erfahrung, daß auch bei einer angeblich so perfektionierten Fluggesellschaft wie der Deutschen Lufthansa nicht alles reibungslos klappt, eine sehr nützlich. Die fehlenden Koffer waren im Gepäck, das nach Johannesburg weitergeflogen werden sollte, untergegangen. Es wurde mir gesagt, daß die Maschine in der nächsten Nacht um 18 Uhr auf dem Rückflug nach Deutschland wiederum in Nairobi landen würde und ich dann meinen Koffer in Empfang nehmen könnte.

Am darauffolgenden Morgen, ~~das~~ war Sonnabend den 4. Oktober 1974, habe ich sofort das Stadtbüro der Deutschen Lufthansa in Nairobi aufgesucht, um den Weiterflug nach Zambia, der für Sonntagabend vorgesehen war, auf Dienstag umbuchen zu lassen. Hier war die einzige Lücke der Reiseplanung, da für die Beantragung des Touristenvisums, ~~nicht am Vortag~~ mit dem ich zunächst nach Zambia einreisen sollte, nicht ausreichend Zeit einkalkuliert war. Der Afrikaner im Reisebüro der Deutschen Lufthansa war sehr freundlich, eine auffallende Erfahrung, die ich bis heute fast immer machen konnte.

Nach Erledigung dieser Umbuchung habe ich selbstverständlich auch die Angelegenheit mit meinem Koffer noch einmal erwähnt und darum gebeten, deswegen beim Flughafen Nairobi anzurufen. Der Mitarbeiter der Deutschen Lufthansa ging daraufhin in einen Nebenraum und kam zu meiner großen Überraschung mit dem Koffer zurück.

Es war eine gute Empfehlung, die Anschriftenliste der Mitarbeiter bei "Dienste in Übersee" (sog. DÜ-ler-Liste) mit auf die Reise zu nehmen. Aus dieser Liste geht hervor, daß etwa 25 DÜ-ler in Kenia im Einsatz sind. So habe ich mich gleich nach meiner Ankunft in Nairobi mit einem Taxi zum NCCK (National Christian Council of Kenia) fahren lassen, um dort Frau Bauer aufzusuchen, die dort seit 1972 arbeitet. Sie bot mir an, in ihrer Wohnung zu wohnen. Das war für sie mit wenigen Schwierigkeiten verbunden, da sie ohnehin schon drei Afrikareisende aus Österreich aufgenommen hatte. Diese Österreicher, die mit einem VW-Bulli von Süd-Afrika nach Europa unterwegs waren, haben mir gute Ratschläge für meinen Aufenthalt in Afrika gegeben und mich außerdem bei der Erledigung aller Formalitäten ausgezeichnet unterstützt. Auch Ihnen möchte ich diesen Bericht zukommen lassen und mich an dieser Stelle bei ihnen und vor allem bei Frau Bauer für das freundliche Entgegenkommen vielmals bedanken.

Bei den ~~kurzen~~ flüchtigen Begegnungen, die ich bisher mit den Afrikanern haben konnte, ist mir eine gewisse Zurückhaltung und Scheu dem Weißen gegenüber aufgefallen. Sicher ist das aus der geschichtlichen Entwicklung dieses Erdteils zu erklären. Ich bin sehr darauf bedacht, ein gutes Buch zu finden, das diese Entwicklung umfassend und mit Sachkenntnis aufzeigt.

Meine ~~völlig~~ offene und vorurteilsfreie Einstellung den Kenyanern gegenüber hat dann allerdings auch zu einer etwas leichtfertigen Haltung geführt. Ich habe nicht bedacht, daß in den Ländern, in denen

Hunger und Armut herrscht, die Neigung zum Diebstahl zwangsläufig einhergeht. Aus meiner Kindheit während der Nachkriegsjahre hätte ich wissen müssen, daß das überall in der Welt so sein kann. In Deutschland hätte ich wissen müssen, daß das überall in der Welt so sein kann. So wurde mir in einem voll besetzten Bus in Nairobi mein Portemonnaie mit einem erheblichen Geldbetrag aus ~~Hosen~~ der Hosen-tasche gezogen. Ich bemühe mich, keine Illusionen über meine Tätigkeit in Afrika zu machen, und für den Hinweis, hier nicht leichtfertig und unüberlegt zu handeln, habe ich zusätzlich teuer bezahlen müssen. Es würde einen besonderen Bericht lohnen, all das zu schreiben, was ich auf den kenianischen Polizeidienststellen erlebt habe, um für meine Weiterreise nach Sambia eine Bescheinigung über den die Geldentwendung zu erhalten. Da jeder nach Kenia einreisende Tourist die Währung angeben muß, die er einführt, war diese Bescheinigung für mich wichtig, da ich in diesem Fall keinen konnte ich nämlich nicht den Beleg vorlegen, den man beim Wechseln des Geldes erhält und bei der Wiederausreise bei sich haben müßte.

Als ich am Dienstagnachmittag auf dem Flughafen Nairobi begann, all die erforderlichen Kontrollen über mich ergehen zu lassen, um die Weiterreise nach Sambia anzutreten, hätte ich die erste Sperre fast nicht passieren dürfen. Mein Name war auf der Flugliste gesondert aufgeführt und der Mitarbeiter der "Zambia Airways" an der Abfertigung machte Anstalten, mich mir den Durchgang zur Flughalle zu verwehren. Wie sich nachher herausstellte, hätte ich die Umbuchung nicht telefonisch durch das Lufthansa Büro, sondern direkt bei der "Zambia Airways" vornehmen müssen. Durch diese telef. Umbuchungen sind angeblich bisher zu viele Schwierigkeiten entstanden. Viele, die solche Flugänderungen vorgenommen haben, haben dann den entsprechenden Flug nicht in Anspruch genommen, ohne ihn sich erneut mit der Fluggesellschaft in Verbindung zu setzen.

Schließlich wurde mir der Durchgang dann doch erlaubt, weil die Maschine nicht voll ausgebucht war. Ich habe das alles etwas ausführlicher berichtet, damit diejenigen Leser, die mich hier eventuell besuchen werden, nicht ähnliche Fehler aus Unwissenheit machen.

Von Nairobi aus habe ich an Albrecht Bruns in Lusaka ein Telegramm geschickt und ihm meine genaue Ankunftszeit am Flughafen Lusaka mitgeteilt. Er hat diese Nachricht erhalten und mich zusammen mit Arnold Janssen abgeholt. Jeder kann sich denken, wie groß für mich die Freude war, mitten im südlichen Afrika endlich wieder gut bekannte Gesichter zu sehen. Albrecht Bruns war etwa 8 Jahre in Indien in der Entwicklungshilfe tätig und arbeitet seit Anfang 1973 in der Entwicklungsplanung in Lusaka. Wir waren zusammen in Suderburg und haben uns dort in der Ev. Studentengemeinde kennengelernt. Arnold Janssen und seine Frau Gretchen habe ich zum erstenmal in Exeter/England in der Sprachschule gesehen und war auch bei deren Aussendung in Ostfriesland Anfang Juli d.J. dabei.

Bevor ich dann das letzte Stück der Reise hier ins Gwembewo Valley antrat, habe ich fast 3 Tage bei Albrecht und Imke Bruns in Lusaka gewohnt. Bei dieser Gelegenheit konnte ich eine Reihe von Formalitäten in der Hauptstadt des Landes erledigen, vor allem mein Touristenvisum auf ein 3 Jahre gültiges Visum entsprechend der Zwischenzeitlich vorliegenden Arbeitserlaubnis verlängern zu lassen. Das alles hat reibungslos geklappt.

Albrecht Bruns hat mich am 11.10.1974 mit all meinem Gepäck, das auch bereits schön in Lusaka angekommen war, hierher nach Nkandabwe gebracht, wo ich nun 3 Jahre leben werde um mit dem Wunsch, einen guten Kontakt zu den Einwohnern dieses Gebietes zu finden.

Das Leben im Camp

In der Nähe des Camps, in dem wir untergebracht sind, liegt eine Kohlenmine. Zum Abtransport der Kohle wurde hier im Gwembetal von einer europäischen Arbeitsgemeinschaft eine Asphaltstraße gebaut,

Für die Unterbringung der Mitarbeiter dieser Arge hat man dieses ~~ein~~ Camp errichtet, das aus etwa 15 Häusern besteht und ganz nach europäischen Bedürfnissen ausgelegt wurde. Als das Gossner-Team hier 1970 mit der Arbeit zur Entwicklung des Gwembetals begann, hat die Regierung in Zambia den Projektmitarbeitern diese Häuser zum Wohnen und zur Einrichtung der erf. Büro- und Lagerräume zur Verfügung gestellt. Diese Häuser im Bungalow-Stil haben etwa eine Wohnfläche von 90 m² und eine gut funktionierende Wasserversorgung mit gutem Trinkwasser. Stromversorgung gibt es hier nicht. Kühl-schränke und Lampen werden mit Paraffin betrieben.

In einem dieser ^{Haus}e ich und seit vorgestern habe ich auch einen afrikanischen Mitarbeiter, der mir hilft, das Haus sauber zu halten, die Wäsche zu waschen und das Essen zu kochen. Ich wurde von den hier bereits wohnenden Mitarbeitern des Gossner-Teams bzw. der Arbeitsgemeinschaft "Dienste in Übersee" in vorbildlicher Weise aufgenommen und ~~erhalte von~~ werde von allen Seiten unterstützt, wie ich es mir besser nicht vorstellen kann.

Die erste Zeit meines Hierseins nun muß ich vor allem mit dem ~~Einrichtung~~ Kennenlernen des vielseitigen Projektes und der Einrichtung meines Hauses vor allem der Küche, nutzen. In dieser Hitze ~~hier~~ geht das ^{oft} nicht so schnell, wie es wünschenswert wäre. Jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, ist es 11²⁰ Uhr, eine Stunde der mitteleuropäischen Zeit ~~voraus~~, und draußen im Schatten zeigt das Thermometer bereits schon 37°C. Die Hitze macht mir etwas zu schaffen und nachmittags wird es noch um einige steigt die Temperatur noch um einige Grade an. Diese hohen Temperaturen lassen sich hier allerdings leichter ertragen, weil die Luftfeuchtigkeit relativ niedrig ist. Wie mir gesagt wurde, wird sich aber auch das bald ändern, da die Regenzeit bevorsteht. So bin ich hier in der klimatisch ungünstigsten Zeit eingetroffen, in der auch die Insektenplage am größten ist. Deshalb habe ich gestern das mitgebrachte Moskitonetz über meinem Bett angebracht und höre nun die Mücken nur noch von ferne und kann nachts in Ruhe schlafen.

Zum Abschluß möchte ich ~~heute~~ noch von zwei Erlebnissen berichten, die ich gestern hatte, und die vielleicht zu den alltäglichen hier gehören werden:

Während ich an diesem Brief schrieb, unterhielt sich mein afrik. Mitarbeiter mit zwei Tongafrauen vor dem Haus und ich merkte, wie sehr sie an dem interessiert waren, was hier im Hause vor sich ging. Ich bat sie hereinzukommen und sie nahmen mit am Tisch Platz. Ihre Babys, etwa 3 Monate alt im Alter von 3 Monaten, hatten sie in Tragetüchern auf dem Rücken. Außerdem war noch ein etwa 3-jähriger Junge dabei.

Meine Schreibmaschine interessierte sie besonders, und sie baten mich, nicht mit dem Schreiben aufzuhören. Vielleicht haben diese Afrikanerinnen noch nie in ihrem Leben eine Schreibmaschine gesehen und können sich eventuell gar nicht vorstellen, wofür einsolches Gerät verwendet wird.

Plötzlich wurde das Baby der älteren Frau unruhig und fing an zu weinen. Es hatte anscheinend Hunger, und für die Mutter war es keine Frage, daß es gestillt werden wollte. Ganz natürlich und wie selbstverständlich legte sie das Kind an ihre Brust und interessierte sich dabei weiter für die Schreibmaschine. Nur für einen Europäer ist ein solch natürliches Verhalten eine Besonderheit.

Das andere Erlebnis hatte ich, als ich gestern abend allein mit einem Landrover zum Schwimmen fuhr. In der Nähe unseres Camps wurde vor Jahren im Tagebau Kohle abgebaut und in der riesigen Grube ist ein See entstanden, in dem wir ohne Gefahren baden können. Das Wasser ist sauber und für afrikanische Verhältnisse kühl und gibt uns in dieser Hitze die notwendige Abkühlung und Erfrischung.

Auf dem Weg zu diesem See hielt mich eine Gruppe von etwa 8 Tongajungen an, um ein Stück des Weges mitgenommen zu werden. Das Fahren in einem Auto ist für diese Kinder noch fast wie ein Traum.

Ich ließ sie alle einsteigen, jedoch ehe ich mich versah, waren kamen aus verschiedenen Richtungen noch einige Kinder, die ich wegen des hügeligen Geländes vorher nicht sehen konnte. Ich wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte und ließ auch diese einsteigen solange, bis der Landrover restlos voll war. Das wurde dann eine interessante Fahrt und all die afrikanischen Kinder mit ihren Schuluniformen freuten sich wie in Deutschland die Kinder zur Weihnachtsbescherung. Das Auto hat insgesamt fünf Türen, aber ich ließ sie alle nur durch eine wieder aussteigen, weil ich sie dabei zählen wollte und ich kam auf die beachtliche Zahl von 19. Es ist durchaus möglich, daß ich noch nicht alle erfaßt habe, so schnell sprangen sie aus dem Auto.

Mit der Schilderung dieser Erlebnisse möchte ich für heute schließen. Ich hoffe, daß ich im nächsten Brief von der Arbeit hier berichten kann und von meinen Aufgaben.

Ich würde mich sehr freuen, wenn ich aufgrund dieses Briefes, der vielleicht dem einen oder anderen unpersönlich erscheinen mag, viel Post aus Deutschland erhalten. Ich bitte jeden Leser, diesen Brief als einen ganz persönlichen Gruß zu werten. Dann wird es mir auch Freude machen, weitere Briefe in dieser Form zu schreiben. Für alle, die mir einen Gruß schicken wollen, gebe ich noch einmal meine Anschrift an.

Ulrich Schlottmann
PB 1XC CHOMA
Zambia

Gossner Service Team

Auch möchte ich darauf hinweisen, daß Briefe auf jeden Fall mit Luftpost geschickt werden sollten. Das muß mit den blauen ~~Merken~~ Aufklebern besonders angegeben werden. Auch spielt das Gewicht hier eine entscheidende Rolle. Deshalb ist es ratsam, die das Luftpost-Briefpapier zu verwenden. Übrigens sind die zwei Briefe, die ich lange vor meiner Ausreise sowohl an A. Bruns als auch an das Gossner Service Team geschickt habe, damit ich vom Flughafen Lusaka abgeholt würde, bis heute noch nicht angekommen. Der Fehler war, daß ich diese Briefe nicht als Luftpostbriefe aufgegeben habe.

Mit herzlichen Grüßen

Euer Ulrich Schlottmann

28. OKT. 1974

Anfang des Briefes

— 1a —

Eingegangen
Erledigt

Ulrich Schlottmann

Nkandabwe, 16. 10. 1974

Zambia

An alle, denen ich versprochen habe, nach meiner Ankunft in Afrika so schnell wie möglich zu schreiben und auch an die, mit denen ich vor meiner Ausreise nicht mehr sprechen konnte, die aber sicher ein Interesse an meiner neuen Tätigkeit haben.

Von meinem Entschluß, an einer Aufgabe in Übersee im Rahmen der Entwicklungsförderung mitzuarbeiten, bis zur Ausreise hier nach Afrika, liegen nunmehr insgesamt genau 4 Jahre. Das ist eine Zeit, die länger ist, als ein Auslandseinsatz überhaupt normalerweise dauert. Da die Dringlichkeit der Entwicklungsförderung von

vielen Seiten in Deutschland oft besonders herausgestellt wird und auch andererseits die Wasserknappheit in den Ländern der Dritten Welt, viele wasserbauliche Maßnahmen erfordern, ~~aber~~ diese lange Anlaufzeit von 4 Jahren für mich unverständlich. Ich bin heute fast 2 Wochen in Afrika und in dieser Zeit ist mir schon deutlich geworden, daß die eigentlichen Probleme der Unterentwicklung in der Dritten Welt nur die einfache Bevölkerung dieser Länder trifft. Darum sehe ich die Hilfe, die durch unseren Einsatz dieser Bevölkerung zugute kommt, als sinnvoll und lohnend an. Da diese Menschen auch keinen Einfluß auf irgendwelche bürokratischen Vorgänge haben, wird sich vielleicht meine Geduld, die ich durch das lange Warten aufbringen mußte, für einige dieser Menschen auszahlen. Das wäre auf jeden Fall mein Wunsch. Ich hoffe, daß ich schon in dem nächsten Brief etwas darüber berichten kann. Heute möchte ich mich auf die Schilderung meiner Einreise nach Afrika und auf das Leben im Camp beschränken.

Die Gossner Mission in Berlin ist so freundlich und schreibt diesen Brief auf Verlauf der Einreise nach Afrika:

Matrikel, damit er verfolgt wird.
werden kann. Auch der Verlauf dieser Briefe wird von mir für mich.

ausführlich mit
Möglichst

bitte

noch einfacher

der Brief habe uns sehr zuversichtlich gestimmt und wir sind sehr dankbar für die schnelle Reaktion. Ich kann Ihnen nur sagen, daß es eine sehr gute Erfahrung war, die Missionen zu besuchen und mit ihnen zu sprechen. Es gab viele interessante Gespräche und wir konnten viel über die Arbeit der Missionen erfahren. Ich hoffe, dass Sie auch eine ähnliche Erfahrung machen werden.

Ich freue mich auf Ihre

NEUIGKEITEN

sehr ehrlich und ehrlich

ICH HABE EINEN NEUEN KONTAKT

mit Ihnen gefunden

mit Ihnen

mit Ihnen zusammen gearbeitet und kann Ihnen sagen, dass es eine sehr gute Erfahrung war, mit Ihnen zusammen zu arbeiten. Ich hoffe, dass Sie auch eine ähnliche Erfahrung machen werden.

ICH HABE EINEN NEUEN KONTAKT

Ulrich Schlotthaus
c/o Gossner Service Team
P. B. 1 X C Choma
Zambia

Zur Ablage

Aktenplan-Nr.

Nkandabwe, 19. Dez. 1973
623

Datum 7.7.75

Landzeichen Rundschau

Hardzeichen

Zeitum

Aktenplan-Nr.

Zur Ablage

Acht Wochen sind vergangen, seit ich den Bericht von der Einreise nach Zambia geschrieben habe. Ich habe darin angekündigt, daß ich in dem heutigen Brief von der Arbeit im sog. "Gwembe-Scuth - Development - Projekt" berichten möchte. Auch wäre es an der Zeit, einiges über die Lebensverhältnisse der afrikanischen Bevölkerung im Gwembetal zu schreiben. Dieser Punkt soll also schon die Ankündigung des Themas für den nächsten Brief sein.

Die Antworten, die ich auf den 1. Rundbrief hin erhalten habe, ermutigen mich, weitere Berichte zu schreiben. Ich empfinde sehr stark, daß ein intensiver Kontakt durch diesen Briefwechsel mit den Verwandten und Bekannten wichtig ist.

Folgendes ist bisher noch unklar geblieben: Nkandabwe heißt das Wohngebiet, in dem einige aus dem Gossner-Team untergebracht sind. Choma ist die nächstgrößere Stadt, mit dem für uns zuständigen Postamt. Unser Projekt hat dort einen "Private-Bag" (P.B.), der wöchentlich zweimal mit dem öffentlichen Bus zu dem kleineren Postamt in Sinazeze gebracht wird. Hier liegt also auch das Camp, von dem ich schon berichtet habe. Sinazeze liegt etwa 5 km und Choma 80 km von uns entfernt. Gwembe ist die Stadt, nach der dieser Bezirk benannt wurde und in der auch die Bezirksverwaltung ihren Sitz hat. Der gesamte Gwembe-Bezirk ist eingeteilt in Gwembe-Zentrum, Gwembe-Nord und Gwembe-Süd. Im letzteren arbeiten wir, und deshalb ist hiernach auch das Projekt bezeichnet.

Die Ursache dafür, daß die Gossner Mission, Berlin, einen Auftrag zur Mithilfe in der Entwicklung des Gwembetales übernommen hat, ist die besondere Notlage der Menschen in diesem Gebiet. Vor fünfzehn Jahren mußten die Tongas den Fluten des großen Kariba-Stausees weichen. In der Nähe der Stadt Kariba wurde nämlich der Sambesi-Fluß zum Zwecke der Stromerzeugung für Zambia und Rhodesien durch den Bau einer Staumauer aufgestaut und erstreckt sich heute bis etwa 300 km oberhalb dieses eindrucksvollen Bauwerkes. Auf den neueren Karten von Afrika und sogar auf den Globen ist dieser größte künstliche See Afrikas eingetragen.

Die Tongas mußten zum Vorteil anderer ihr fruchtbare Land entlang des früheren Sambesi-Stromes verlassen und leben nun am Rande des Karibasees in den höhergelegenen Gebieten. Die Erträge, die sie jetzt von ihren Äckern erzielen, liegen weit unter denen, die sie früher einbringen konnten. Um hier der Not zu begegnen, hat die Gossner Mission 1970, nach Abschluß eines Vertrages mit der zambischen Regierung, die Arbeit in diesem Gebiet übernommen, um mit personeller Hilfe den Afrikanern beim Aufbau einer neuen Existenz zu helfen. In Artikel I dieses Vertrages heißt es: Die Gossner Mission, die ihren Dienst in der Entwicklung des Gwembe-Tales als Teil ihres missionarischen Zeugnisses betrachtet, wird ein Team von Fachleuten auf den Gebieten der Landwirtschaft, Tierzucht, Gesundheit und der Sozialarbeit entsenden, um das Personal und die verschiedenen Dienststellen der zambischen Regierung bei der Entwicklung des Gwembe-Tales zu unterstützen,

Die ersten Verträge, die zwischen der Gossner Mission und den deutschen bzw. holländischen Mitarbeitern geschlossen wurden, sind erfüllt oder laufen in absehbarer Zeit aus. Ich bin hier deshalb als Nachfolger eingesetzt.

Einige Zeit vor meiner Einreise ist ein in England bestelltes Gerät für die Herstellung von kleineren Bohrbrunnen eingetroffen. Dieses Gerät konnte bisher noch nicht eingesetzt werden. Deshalb hatte ich einen leichteren Einstieg in die Arbeit als einige der anderen Mitarbeiter, denn für die Herstellung der Bohrbrunnen haben wir vor einigen Wochen mit einem Versuchsprogramm angefangen. Der Einsatz des Gerätes und die Anleitung des afrikanischen Personals muß zunächst ausprobiert werden. Es ist also als erstes unsere Aufgabe, Erfahrungen beim Bau von Bohrbrunnen mit kleinen Durchmessern zu sammeln. Vieles hängt gerade bei diesen Arbeiten von praktischen Kniffen ab, die hier niemand beherrscht. Im Umgang mit den vorhandenen natürlichen Materialien sind die Tongas äußerst geschickt. Die technischen Dinge jedoch sind weitgehend fremd für sie.

Vor der Nkandabwe-Schule haben wir das erste Bohrloch niedergebracht. Zu unserer großen Überraschung hatten wir schon nach 18 Arbeitsstunden mit sechs Leuten, bei einer Tiefe von neun Metern, den Grundwasserstand erreicht. Da in dieser Tiefe auch grober Fließsand anstand, hätten wir nun Stahl-Mantelrohre in das Bohrloch einbauen müssen, um im Grundwasser weiter voranzukommen. Der Versuch, uns diese Rohre kurzfristig zu beschaffen, brachte das Ergebnis, daß entsprechende Stahlrohre angeblich nirgends in Zambia zu kaufen sind. Damit wäre unser erstes Vorhaben nach zwei Tagen gescheitert gewesen, hätten wir nicht den Versuch unternommen, PVC-Kunststoffrohre zu verwenden. Diese Rohre waren bei der Anlage eines größeren Bewässerungsprojektes übriggeblieben. Der Vorschlag, angebohrte Kunststoffrohre als Mantelrohre im Brunnenbau zu verwenden, hätte unter Fachleuten in Deutschland Gelächter hervorgerufen. Hier hat es jedoch dazu geführt, daß wir das Bohrloch bis zu einer Tiefe von vierzehn Metern vertiefen konnten. Wir mußten die Arbeit einstellen, da wir Stücke des Spitzendes des ersten Rohres erwartungsgemäß im Bohrgut wiederfanden. Die Rohre sind also fünf Meter im Grundwasser, und wir werden hier eine Handpumpe einbauen. Die 400 Schulkinder und das Lehrpersonal mit ihren Familien brauchen dann nicht mehr das Trinkwasser aus dem 100 Meter von der Schule entfernten Fluß heranzuschleppen, zumal dieses Wasser hygienisch nicht einwandfrei ist. Arnold Janssen wird nun einen wasserdichten Brunnenkopf schweißen und die Handpumpe daran aufhängen. Das kostet zusammen etwa 150 bis 200 Kwacha. Das sind umgerechnet 600,- bis 800,- DM. K 100 (400,- DM) wollen die Eltern der Kinder aufbringen. Der Rest soll aus Geldern bezahlt werden, die die Gossner Mission regelmäßig überweist. Da wir in der Zwischenzeit außerdem ein vorhandenes Bohrloch, das von einer europäischen Firma für ihre Mitarbeiter vor Jahren hergestellt wurde, bis zu einer Tiefe von 41 Metern von Holz, Blech und sonstigem Unrat befreit haben und schon zwei weitere Anträge zur Herstellung von Brunnenlöchern vorliegen, werden wir diese Arbeiten weiterführen. Wir benötigen also für jeden Brunnen etwa 200,- bis 400,- DM. Einige aus Deutschland haben mir angeboten, Geld direkt für unser Projekt zur Verfügung zu stellen. Ich war damals etwas unsicher, denn ich konnte eine zweckmäßige Verwendung des Geldes nicht beurteilen. Ich sehe jetzt

die Möglichkeit, diese Spender Die Regelung, daß die Afrikaner sich an der Finanzierung der Pumpen beteiligen, ist erfahrungsgemäß zweckmäßig. Bei einer Schenkung der Anlage hätten sie keine Beziehung dazu und würden es nicht als Eigentum betrachten und entsprechend nicht unterhalten. Bei der jetzigen Regelung werden wir diese Schwierigkeiten nicht haben

Es ist noch wichtig zu wissen, daß die Kosten für das Bohrgerät und sämtliche Löhne für die Herstellung des Brunnens von der Regierung übernommen werden.

Sämtliche anderen Kosten hat der Antragsteller zu bezahlen und da die verbleibende Belastung noch sehr hoch ist, wollen wir auch finanzielle helfen.

Eine weitere Aufgabe, die dem Team übertragen und in die ich eingeschaltet wurde, ist die Wiederherstellung einer zerstörten Flussbett-Brücke. Bei einem außergewöhnlichen Hochwasser während der letzten Regenzeit, in der an einem Tag 200 mm Regen gemessen wurden, ist die 115 m lange Brücke weggespült worden. Wir haben nun den Auftrag, der Bezirksverwaltung eine Bauzeichnung mit einem Kostenanschlag vorzulegen. Die Mehrheit im Team ist der Auffassung, die Brücke sollte in der ursprünglichen Bauweise wieder hergestellt werden. Einige Änderungen in der Konstruktion sind allerdings erforderlich, um eine nochmälige Zerstörung auszuschließen. Das Prinzip dieser Brücke ist derart, daß das Wasser bis zu einer bestimmten Menge durch hintereinanderliegende Durchlässe abgeleitet wird. Beim Überschreiten dieser Wassermenge wird die Brückenfahrbahn überströmt und kann maximal bis zu drei Tagen nicht passiert werden. Wegen des geringen Verkehrs auf dem entsprechenden Weg, ist diese Lösung durchaus vertretbar. Sollte diese Lösung Zustimmung finden, könnten wir die örtliche Bauleitung hierfür übernehmen.

Um jedem Risiko aus dem Wege zu gehen, und vor allem aus politischen Gründen, wollen die Politiker den Bau einer hohen Brücke auf Pfeilern erreichen. Da während der Regenzeit nun einige Dörfer hinter diesem Fluss von der Umwelt abgeschnitten sind und es Anfang dieses Jahres deswegen zu erheblichen Versorgungsschwierigkeiten gekommen ist, wird von den Politikern auf Grund der letzten Erfahrungen wahrscheinlich niemand die Verantwortung für die Brücke in herkömmlicher Bauweise übernehmen. Außerdem ist in dieser Angelegenheit bereits Präsident Kaunda unterrichtet.

Wir werden nur Kostenermittlungen sowohl für die eine als auch die andere Lösung vorlegen und die Entscheidung allein den Afrikanern überlassen.

Als letztes möchte ich nur andeuten, daß wir mit der Planung einer Bewässerungsanlage für ein 17 ha großes Gebiet angefangen haben, 7 ha hiervon sollen allerdings zunächst erst zur Ausführung kommen. Die Vermessungsarbeiten hierfür haben wir in der letzten Woche, noch vor dem großen Regen, abschließen können. Da es sich bei diesem Gebiet um eine dicht bewachsene Buschfläche handelt, mußten wir zur Freilegung der Messungslinien für ein Quadratnetz zunächst etwa 7000 m Schneisen durch das Dickicht schlagen. Etwa 30 % des Busches besteht aus Dornen. Ich habe es zweimal erlebt, daß die Dornen wie Nägel durch die Schuhe meiner Sandalen in den Fuß gedrungen sind.

Die Afrikaner, die hier die Bäume und die Sträucher gefällt haben, haben zum größten Teil barfuß gearbeitet. Ein Paar Schuhe, die zur Arbeit geeignet sind, kosten ca. 8 - 10 Kwacha; der Stundenlohn beträgt 0,13 Kwacha. Die Leute müssen demnach etwa 60 bis 80 Stunden arbeiten, um sich ein Paar Arbeitsschuhe kaufen zu können. Wen wundert es also, wenn sie trotz der erheblichen Verletzungsgefahr lieber barfuß arbeiten.

Ende der letzten Woche habe ich in Choma die Prüfung für den zambischen Führerschein ablegen müssen. Als ich während der Prüfungsfahrt einen unbeschränkten- eingleisigen Bahnübergang erreichte, hielt ich vorschriftsmäßig an, da die Warnblinkanlage rot anzeigte. Der Prüfer gab mir die Anweisung, weiter zu fahren. Nun vermutete ich, er wollte mein Verhalten in dieser Situation prüfen und gab ihm zu verstehen, daß ein Überqueren der Gleise bei rotem Blinklicht wohl verboten sei. Rechts von uns stand der Zug, und der Prüfer gab mir nochmals zu verstehen, daß ich weiterfahren sollte, da der Zug noch nicht in Bewegung war. Ich fuhr daraufhin über die Gleise, und etwa zehn Minuten später hatte ich meinen neuen Führerschein in Händen. Diese Situation am Bahnübergang stelle ich mir in Deutschland vor. Kein Prüfer hätte eine solche Anweisung gegeben. Dieses kleine Beispiel mag andeuten, daß wir in Afrika anders denken müssen.

Mit den besten Wünschen für das Jahr 1975

(gez.) Ulrich Schlottmann.

P.S. Es ist hier in der Einsamkeit Afrikas ein besonderes Ereignis, Post zu erhalten. Darum würde ich mich über Briefe aus Deutschland wieder besonders freuen.

Ulrich Schlottmann
c/o Gossner Service Team
P. B. 1 X C Choma
Zambia

Nkandabwe, 17. 3. 1975

Zur Ablage

Aktenplan-Nr. 623

Datum 7.7.75

Handzeichen Döme

3. Rundbrief

Heute morgen haben einige Afrikaner aus der Bohrtruppe und ich uns auf den Weg gemacht, um die Arbeiten zur Herstellung eines Brunnens in einem abseits gelegenen Dorf fortzusetzen. Um dieses Dorf zu erreichen, müssen wir ca. 10 km mit dem Auto fahren und anschließend noch etwa eine halbe Stunde zu Fuß gehen und dabei drei Flüsse durchqueren. Da Brücken nicht vorhanden sind und die Flüsse z.Z. erhebliche Wassermengen führen, hätten wir diese nur barfuß, bis zu den Knien im Wasser, passieren können. Da wegen des schlechten Wetters ohnehin drei Leute aus der Bohrmannschaft zu Hause geblieben waren, haben wir uns entschlossen, zurückzugehen und wollen morgen unser Glück noch einmal versuchen.

Es ist ebenfalls ein eindeutiges Zeichen für die Unterentwicklung eines Gebietes, wenn bei stärkeren Regen Wege nicht mehr befahrbar sind und Flüsse nicht passiert werden können. In diesem Gebiet haben zum großen Teil wichtige Wege, die größere bewohnte Gebiete miteinander verbinden, nicht einmal eine Schotterbefestigung. Nach stärkeren Regen sind nur noch Fahrzeuge mit Vierradantrieb in der Lage, den Schlamm hinter sich zu lassen. Welch ein Abstand zu entwickelten Ländern, in denen Feldwege asphaltiert werden, damit die Äcker mit modernen Maschinen ohne großen Zeitverlust erreicht werden können.

Viele ähnliche Beispiele könnte man noch aufführen. Wie ich jedoch im letzten Brief erwähnt habe, wollte ich dieses Mal einiges von der Bewölkerung im Gwembe-Tal, den Tongas, berichten.

Schon am zweiten Tag nach meiner Ankunft in Nkandabwe hat mich ein afrikanischer Junge angesprochen. Er fragte, ob er in meinem Garten arbeiten dürfe, um sich dadurch etwas Geld zu verdienen. Ich freute mich über diese Hilfe, denn damals sah es vor und hinter meinem Hause noch wüst aus. Inzwischen haben wir gründlich aufgeräumt und auch etwa zwanzig Bananenstauden gepflanzt und eine Fläche für einen kleinen Gemüsegarten vorbereitet. Die Bananenpflanzen haben sich inzwischen so gut entwickelt, daß daraus bereits ein kleiner Wald entstanden ist.

Maxon Mudenda, so heißt dieser Junge, ist elf Jahre und wohnt etwa zwei Kilometer von uns entfernt in einem afrikanischen Dorf. Er lebt bei seinen Eltern, zusammen mit fünf Brüdern. Sie haben eine ganze Anzahl von Hütten, von denen zwei größere aus Ziegelsteinen und die übrigen kleineren aus Lehm hergestellt sind. Vater Mudenda hat sie halbkreisförmig nebeneinander auf eine Anhöhe gebaut. Neben den Ziegelsteinen hat er hierfür dicke Äste und Lehm zur Herstellung der Wände und langes Gras für die runden-spitzen Dächer verwendet.

Auf dem freien Platz vor den Hütten spielt sich das Familienleben ab. Hier ist auch die Feuerstelle, aus einigen Ziegelsteinen zusammengesetzt. Wenn es regnet oder die Sonne zu heiß scheint, finden sie alle unter einem Dach aus Gras Schutz, das von etwa sechs bis acht Pfählen gehalten wird und am Rande des Platzes steht. Hier hängen auch einige Trommeln, die nicht nur zum Tanz geschlagen werden, sondern auch beispielsweise dann, wenn Leute aus der Nachbarschaft zu

einer Zusammenkunft gerufen werden. Interessant finde ich in diesem Zusammenhang, daß wir in Deutschland auch den Ausdruck kennen: "Laßt uns die Leute zusammentrommeln", wenn aus wichtigen Gründen gemeinsam etwas besprochen werden soll.

Ich habe es schon mehrfach miterlebt, wenn diese Trommeln geschlagen werden, damit die Menschen zu unseren Besprechungen erscheinen. Wenn die Angelegenheit zur Herstellung eines Brunnens diskutiert werden soll, sind beispielsweise mindestens die Bewohner zweier Dörfer beteiligt.

Auf dem Holzfeuer zwischen den Ziegelsteinen kochen die Mütter das Essen. Meistens sieht man, daß sie einen dicken Brei aus Maismehl zubereiten, den sie INSIMA nennen. Dieser Brei ist das Hauptnahrungsmittel der Tongas. Ich habe ihn schon bei der Einreise nach Afrika in Nairobi gegessen und zwar so, wie es bei den Afrikanern üblich ist. Sie nehmen mit den Fingern von einem in der Mitte stehenden großen Teller etwas von diesem Brei und drücken ihn zusammen, damit er nicht auseinanderfällt, wenn sie ihn anschließend ins sog. CISYU stippen. Das kann dünngekochter Kohl sein, Fisch oder was sie auch immer gerne dazu essen. Mir wurde gesagt, daß die Menschen hier den Insima ohne CISYU nicht essen könnten, so wie in Nord-Europa zu den Kartoffeln ja auch noch etwas dazugehört. Es versteht sich von selbst, daß vor und nach dem Essen eine Zeremonie des Händewaschens vor sich geht. Fleisch erhalten die Tomgas in erster Linie von Ziegen und Hühnern. Rinder werden hauptsächlich für den Verkauf gehalten und kommen so der Stadtbevölkerung zugute.

Es ist bei den Tongas üblich, daß die Männer mehrere Frauen heiraten. Da sie an den Vater der Braut einen bestimmten Beitrag zahlen oder ihm sogar Rinder übereignen müssen, um seine Zustimmung zur Heirat zu erhalten, ist diese Angelegenheit nicht zuletzt eine Frage des Vermögens.

So hat z.B. der Vater von Maxon zwei Frauen, die jede für sich in den größeren aus Ziegelsteinen gebauten Hütten wohnen. Die erste Frau hat acht Kinder geboren, von denen eines gestorben ist. Von den sieben Kindern leben vier Töchter außerhalb des Dorfes bei Verwandten und die übrigen drei Jungen sind noch zu Hause und bewohnen eine der Lehmhütten.

Die zweite Frau ist die Mutter von Maxon und hat fünfzehn Kinder zur Welt gebracht. Acht von ihnen sind gestorben und nur noch zwei leben zu Hause bei den Eltern, nämlich Maxon und sein Bruder Falls. Sie haben ebenfalls zusammen eine kleine Hütte, die mir Maxon vor längerer Zeit gezeigt hat. Neben den zwei Betten steht nur noch ein winziger Tisch in dem kleinen Raum und ein kleiner Hocker, damit Maxon und Falls in ihrer Behausung bei Regenwetter Schulaufgaben erledigen können.

Den Lebensunterhalt bestreitet die Familie Mudenda auf eine anspruchlose, aber oft schwierige Weise. Sie leben, so wie es allgemein bei den Bewohnern des Gwembe-Tales üblich ist, von der Subsistenz-Wirtschaft. Sie haben nur soviel Ackerland, wie es bei der extensiven Wirtschaftsweise zur Versorgung der Familie notwendig ist.

Anfang November, in den ersten Tagen der Regenzeit, bestellen vor allem die Frauen das Land mit Hirse, Mais, Sonnenblumen oder Baumwolle. Sie lockern den Boden mit einer kurzen Handhacke nur die Stellen, wo die Saat in die Erde gelegt werden soll. Der übrige Boden zwischen diesen Stellen bleibt unberührt. Das Land haben sie am Ende der Trockenzeit durch Ver-

brennen der verdornten Unkräuter und der Gräser gereinigt. Später während der Wachstumszeit beiseitigen die Tongas das Unkraut ebenfalls mit diesen kurzen Handhacken, eine sehr mühselige Arbeit, wie wir es in den letzten Wochen überall beobachten konnten.

Fortschrittliche Bauern pflügen ihr Land mit Ochsen und einem Stahlpflug und werfen die Saat direkt hinter dem Pflug auf die umgeworfene Scholle.

Wir können also auch in diesem Gebiet feststellen, daß der Schritt, in der landwirtschaftlichen Entwicklung, von der Hackkultur zur Pflugkultur überzugehen, noch nicht überall vollzogen wurde. In einem Bericht habe ich gelesen, daß sogar noch ca. fünfzig Prozent der Bauern das Land mit der Hacke bearbeiten. Für Landwirte, die sich in der Entwicklung der Regenfeldwirtschaft einsetzen möchten, gäbe es hier eine Menge zu tun. Der Begriff Regenfeldwirtschaft wird hier im Gegensatz zur Bewässerungslandwirtschaft verwendet.

Das meiste von dem, was die Tongas zu transportieren haben, tragen die Frauen mit äußerster Geschicklichkeit auf dem Kopf. Säcke mit Getreide oder Mehl und große gefüllte Wassereimer mit einem Gewicht bis zu 30 kg tragen sie auf diese Weise über kilometerweite Entfernung. In vielen Fällen haben sie zusätzlich noch ihr Baby in einem Tragetuch auf dem Rücken.

Als wir vor einigen Tagen auf dem Weg zu unserer Bohrung waren, kam uns eine junge Frau entgegen. Sie hatte in der rechten Hand eine Hacke, in der linken ein lebendes Huhn und auf dem Kopf eine große Schale, in der wiederum mehrere kleine Schalen und Töpfe waren. Nicht das Balancieren der großen Schale auf dem Kopf war ihr Problem, sondern ein kleiner junger Hund, der ihr wegen der unerträglichen Hitze nicht mehr nachlaufen wollte.

Die Tongas leben einfach und ursprünglich und sind deshalb dem natürlichen Leben sehr nahe. Für den in den hochentwickelten europäischen Ländern lebenden Menschen dürfte diese Bevölkerung deshalb sehr interessant sein. Wir als Team haben zu den Afrikanern einen sehr guten Kontakt. Das ist mit Sicherheit auf ihr freundliches Verhalten zurückzuführen. Wenn ich richtig informiert bin, haben die Tongas niemals in ihrer Geschichte jemals einen Krieg geführt.

Gestern nachmittag kam Maxon im stärksten Regen noch einmal zu mir. Er hatte in einem Sack eine Bananenstaude mit dreißig grünen Bananen. Er hatte mir vormittags gesagt, daß seine Mutter diese verkaufen wolle und er sie mir deshalb bringen würde.

Bei dieser Gelegenheit haben wir uns auch über das Geld unterhalten, daß er bei mir durch seine Gartenarbeit verdient. Jeden Tag nach der Arbeit kommt er zu mir, damit ich seine Stunden in ein besonderes Heft eintrage. Wenn ich nicht zu Hause sein sollte, macht es ihm nichts aus, für lange Zeit auf mich zu warten, damit die Arbeitsstunden tatsächlich festgehalten werden. Er betrachtet dieses besondere Heft als sein Sparbuch. Am Ende eines jeden Monats sagt er mir, welchen Betrag er ausgezahlt haben möchte. Der Rest wird ihm wie auf einem Sparbuch gutgeschrieben. Langsam wächst sein Guthaben. Er hat bereits etwa 18 Kwacha gespart, und ich habe ihn gefragt, wofür er später dieses Geld ausgeben möchte. Er antwortete, er wolle sich dafür eine Kuh kaufen. Mit einer Kuh könne er aber nicht viel Geld verdienen, sagte ich ihm. Es stellte sich heraus, daß er ein Kuh-Kalb gemeint hatte, das im Vergleich zu einer Kuh natürlich sehr viel weniger Geld

kostet. Etwa 45 Kwacha muß er dafür ausgeben. Dieses Kalb soll dann in der Viehherde seines Vaters mitlaufen und wenn es groß genug ist und auch ein Kalb hat, will er beides verkaufen. Mit dem so verdienten Geld möchte er sich dann u.a. ein chinesisches Fahrrad anschaffen.

Maxon hat gegenüber seinen Freunden etwas Besonderes an sich. Er trägt ständig eine weiße Perlenkette, die er von der rechten Schulter bis eng unter seinem linken Arm gebunden hat. Ich bat ihn vor längerer Zeit, mir den Sinn dieser Kette zu erklären. Er sagte, er sei vor etwa zwei Jahren sehr krank gewesen und seine Eltern hätten ihn damals zu einem sogen. Medicinmann gebracht, der ihn behandeln sollte. Da Maxon wieder gesund wurde, hat dieser Mann bis heute eine große Bedeutung für ihn. Er hat ihm diese Kette gegeben und daran in Schlangenhaut eingenähte Medicin befestigt. Dieses für Maxon wichtige, aber unbekannte Mittel trägt er nun unter seinem Arm, damit er es nicht verlieren kann. Nach Aussage des Mannes, den Maxon für einen Wundermann hält, käme nämlich bei einem Verlust ein böser Geist und würde ihn erneut mit der früheren Krankheit plagen. So ist diese Kette mit der Schlangenhaut und der Medizin für ihn lebenswichtig. An dem Tragen dieser Kette entscheidet sich für ihn das Gesund- bzw. Kranksein. Ich habe versucht, mit ihm über dieses Problem zu sprechen, und es wurde mir schnell klar, daß er das Tragen der Medizin vorerst nicht aufgeben wird. Es sei denn, der Medicinmann würde es ihm erlauben. Alles in dieser Angelegenheit müsse er, wie er mir sagte, mit diesem Mann abstimmen.

Ich habe in diesem Brief ausführlicher von dem Tongajungen Maxon berichtet. Er ist unter den Afrikanern bisher derjenige, der mir am nächsten steht. Kürzlich fragte er mich, wann ich Geburtstag hätte. Ich erzählte es ihm und wollte nun auch gern seinen wissen. "Ich kann es dir nicht sagen", antwortete er, "denn meine Eltern haben es mir nie erzählt".

Nicht erwähnt habe ich, daß unter den Tongas eine erschreckend hohe Zahl unter ärmsten Verhältnissen leben muß. Sie haben kaum Kleidung und wenig zum Essen. Über diese und ähnliche Probleme ist selbstverständlich auch zu berichten, wenn man etwas über die Bevölkerung im Gwembetal schreibt. Das werde ich später nachholen.

Damit möchte ich für heute schließen. Wie ich im letzten Brief geschrieben habe, ist die Post von allen, die diesen Rundbrief lesen, für mich von großer Bedeutung. Ich stelle fest, daß mit zunehmender Aufenthaltsdauer hier im Busch, diese Verbindung sogar wichtiger wird.

Es haben sich im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Fragen angesammelt, die in Briefen gestellt wurden. Soweit es mir möglich ist, werde ich im nächsten Brief die Fragen von allgemeinem Interesse beantworten.

Mit herzlichen Grüßen !
 (gez.) Ulrich Schlottmann.

P.S. Ich habe die Gossner Mission gebeten, diesem Brief ein Heft über unsere Arbeit in Zambia beizufügen. Es ist nicht auf dem neuesten Stand, gibt jedoch trotzdem einen umfassenden Einblick.

Ulrich Schlottmann
c/o Gossner Service Team
P.O. Box 4
Sinazene
via Choma

Nkandabwe, 11. Mai 1975

4. Rundbrief



Im letzten Brief habe ich ausführlich über den Tongajungen Maxon Mudenda berichtet. Deshalb möchte ich zu Beginn dieses Briefes allen Lesern meinen afrikanischen Mitarbeiter vorstellen. Da die Trockenzeit inzwischen begonnen hat, ist es z.Zt Maxons Hauptaufgabe, die Bananenstauden und das Gemüse, das er Ende Januar ausgesät hat, regelmäßig zu bewässern.

Ich habe Maxon erzählt, daß ich von ihm, seinen Eltern und Geschwistern geschrieben habe. Als ich ihn fragte, ob ich an alle Leser dieses Briefes von ihm Grüße ausrichten solle, hatte er nichts dagegen einwenden.

Dieses Mal möchte ich einiges über die Probleme der Entwicklungsförderung im Zusammenhang unseres Projektes schreiben und anschließend etwas über das Schulwesen in Zambia.

Über ein halbes Jahr bin ich inzwischen im Gwembetal. Umstellungen, die mit dem Wechsel von Deutschland ins südliche Afrika verbunden sind, müßten somit abgeschlossen sein. Ich denke dabei besonders an das Klima, die anderen Lebensbedingungen und das Arbeiten im Projekt, zusammen mit den Afrikanern. Der Reiz des völlig Unbekannten und die Abenteuerlust sind somit zu ihrem Recht gekommen, nachdem ich auch bereits eine Gewöhnung an die neuen Lebensumstände feststellte. Was jetzt noch an Motiven verbleibt, die zu dem Entschluß geführt haben, in einem Entwicklungsland zu arbeiten, sollte maßgebend dafür sein, ob dieser Entschluß richtig war. Ich habe bis heute keinen Zweifel daran. Mir ist nach sechs Monaten der Einarbeitungszeit sogar klargeworden, daß die personelle Hilfe, die wir als Team beim Aufbau einer neuen Existenz für die Tongas leisten, eine Verpflichtung bedeutet.

Inzwischen habe ich durch eigene Erfahrungen gelernt, daß die richtige Beantwortung der Fragen in der Entwicklungsförderung nur möglich ist, wenn man die Menschen kennt, denen geholfen werden soll, und vor allem auch die Umwelt, in der sie leben. Auch würde ich allen Recht geben, die sagen, bei der Entwicklungsförderung handele es sich um ein schwieriges und kompliziertes Gebiet. Die Möglichkeit, als Europäer in dieser Arbeit falsch anzusetzen, ist größer, als hier den richtigen Ansatzpunkt zu finden.

Es ist unmöglich, daß ein aus Deutschland kommender Fachmann von heute auf morgen in der ganz anderen Weise der Afrikaner denken kann. Er wird zunächst die ihm gestellten Aufgaben nicht anders lösen können, als auf die gewohnte europäische Weise. Bezeichnend hierfür ist z.B. die Übertragung der bei uns bewährten Methode, mit möglichst wenig Arbeitskräften und statt dessen höherem Kapitaleinsatz in kurzer Zeit Aufträge abwickeln zu wollen. In einem Entwicklungsland ist die umgekehrte Methode richtig.

In einem Gespräch sagte mir ein aus Deutschland kommender Besucher, in Zambia müßten die Deutschen eine Zeitlang arbeiten, die würden mit Sicherheit aus diesem Land etwas Vernünftiges machen. Daß die deutsche Arbeitsmethode in einem Entwicklungsland innerhalb kurzer Zeit etwas Vernünftiges auf die Beine stellen würde, muß bezweifelt werden.

Aktionen zur Entwicklung von armen Gebieten sind m.E. vernünftig, wenn damit Programme eingeleitet werden, die sich nach etwa drei bis fünf Jahren ohne weitere Entwicklungshilfe selbstständig weiterentwickeln. Dabei müssen sie einen ausreichenden Gewinn für möglichst viele Menschen erzielen und sich in die Entwicklungspolitik des jeweiligen Landes einordnen lassen. Daß diese Aufgabe nicht leicht ist, wird sicher jeder bestätigen. Mit viel Geld allein läßt sich das nicht erreichen. Es besteht im Gegen teil die Gefahr, daß der nicht sorgfältig überlegte Einsatz von Geldern aus den reichereren Ländern die richtige Entwicklung überspringt und damit verhindert. Die Menschen in den unterentwickelten Ländern müssen selbst die Entwicklung miterleben. Das ist ein langsamer Prozeß, zu dem ein Dreijahresvertrag für einen Entwicklungshelfer in keinem Verhältnis steht. Wie sollten die Menschen eine Entwicklung mit durchmachen können, wenn ihnen Errungenschaften anderer Länder übergestülpt werden.

Es ist außerdem eine von maßgeblicher Seite anerkannte Tatsache, daß finanzielle Mittel, die Entwicklungsländern zur Verfügung gestellt werden, zu einem großen Teil nicht die wirklich notleidenden Menschen erreichen. Das sind diejenigen der Dritten und Vierten Welt, die in den ländlichen Gebieten leben oder in den Slums der Großstädte.

Es ist der große Vorteil unseres Projektes, daß wir die ländliche Bevölkerung persönlich erreichen können. Auch die Verwendung der uns von der Gossner-Mission zur Verfügung gestellten Gelder können wir selbst entscheiden.

Die Lösung technischer Aufgaben ist uns sehr wichtig, sie steht in unserer Arbeit jedoch nicht an erster Stelle. Es ist das Ziel, durch unsere Arbeit einzelne Menschen zu erreichen. Letztlich wird die Erfüllung unseres Auftrages hiervon abhängen. Auch liegt hier unsere Chance als Mitarbeiter einer Missionsgesellschaft. Wir stehen nicht unter dem Druck, ausführliche Erfolgsberichte zum festgesetzten Termin vorlegen zu müssen. Es werden auch keine Verwendungsnachweise für das ausgegebene Geld verlangt. Dieser Druck, unter dem viele Entwicklungshelfer anderer Organisationen stehen, hat sicher manche Entwicklung in die falsche Richtung geführt. Es ist eine Gefahr, Erfolgsberichte nach Hause schicken zu wollen. Sie kommen im allgemeinen gut an, und hier und da erwecken sie sogar Eindruck.

Wäre es z.B. unser Ziel, bei der Herstellung der Bohrbrunnen in dem Sinne Erfolg zu haben, in kurzer Zeit möglichst viele Brunnen zu bohren, dann würden wir diese neuangefangene Arbeit anders anfassen. Wir würden in diesem Fall versuchen, ein größeres und neuzeitliches Bohrgerät mit moderner Ausrüstung anzuschaffen. Außerdem würden wir eine gute Transportmöglichkeit für das Personal besorgen und Bohrungen nur in der Nähe von immer befahrbaren Wegen durchführen. Auch wäre uns sehr daran gelegen, nur Leute in der Bohrtruppe aufzunehmen, die entweder schon bei Bohrungen mitgearbeitet haben oder zumindest für eine längere Zeit mit technischen Dingen Berührungen hatten. Unter diesen Gesichtspunkten wäre der Entwicklung von der Basis her wenig gedient.

Das Gossner Service Team hat sich auf eine andere Arbeitsweise geeinigt, die soweit wie möglich derjenigen der Tongas entspricht. Zusätzlich soll versucht werden, neue Arbeitsplätze zu schaffen. Hierbei werden nicht nur diejenigen angestellt, die bereits etwas gelernt haben, sondern vor allem Männer, die ohne unsere Mithilfe wahrscheinlich in absehbarer Zeit niemals in der Lage sein werden, ein bescheidenes Bargeldeinkommen für ihre Familien zu verdienen.

Bei der Durchführung unseres Brunnenbohrprogramms gehen wir beispielsweise folgendermaßen vor:

Das Team hat ein kleines Bohrgerät gekauft, mit dem wir nur im schlagenden Bohrverfahren arbeiten können. Das Prinzip dieses Verfahrens ist einfach und deshalb leicht verständlich.

Die Afrikaner aus der Bohrtruppe gehen zu Fuß zur Baustelle, wenn sie durch uns keine Mitfahrgelegenheit haben. Wir wollen ihnen nichts angewöhnen, was von heute auf morgen wieder geändert werden kann. Außerdem ist dadurch die Möglichkeit gegeben, in abgelegenen Gebieten Brunnen herzstellen zu können. Weiterhin lassen wir den Transport des Gerätes von einer Bohrstelle zur anderen mit Ochsengespannen durchführen. Selbst wenn Landrover oder Lastkraftwagen in diesen Gebieten fahren könnten, ist der Einsatz von Zugochsen sinnvoller. Diese werden hauptsächlich nur zu Beginn der Regenzeit vor den Pflug gespannt und stehen danach für andere Arbeiten zur Verfügung. Die Bauern verdienen sich dadurch etwas Bargeld, was unbedingt gefördert werden sollte. Auch die Bohrwerkzeuge, sowie Zement und Kies zur Betonherstellung, transportieren wir mit von Ochsen gezogenen Karren, vorausgesetzt, die Entfernung lassen es noch zu. Auf diese Idee hat uns übrigens ein Afrikaner gebracht, als unser Mercedes-LKW wegen eines Schadens mehrere Wochen außer Betrieb war. Wenn Europäer nicht in der Lage sind, ihre Arbeit in der Entwicklungshilfe so einfach wie möglich auszurichten, müssen sie auf diese Weise dazu gezwungen werden.

Abschließend möchte ich sagen, daß das Arbeiten in der Entwicklungsförderung eine sinnvolle und schöne Aufgabe ist. Sie bringt trotz der Schwierigkeiten auch Erfreuliches mit sich.

Einige Leser dieses Rundbriefes haben geschrieben, sie möchten etwas über das Bildungssystem in Zambia erfahren. Und außerdem interessieren sie sich für den Gesundheitsdienst dieses Landes. Wie das Landschaftsbild im südlichen Zambia aussieht und welche Pflanzen hier hauptsächlich wachsen, wolle andere wissen.

Ein kleiner Junge hat gefragt, ob ich wohl schon Elefanten oder Löwen in freier Wildbahn angetroffen hätte.

Im Oktober sind wir übrigens an einem sehr abgelegenen Tümpel auf Elefantenspuren gestoßen. Daraufhin haben wir uns zu zweit einige Tage später auf den Weg gemacht, um an dieser Stelle Elefanten zu beobachten. Wir haben nicht bedacht, daß die gewaltigen Spuren dieser Tiere noch nach sehr langer Zeit zu sehen sind, wenn der tonige Boden etwas aufgeweicht war. Wir sind auf einen hohen Baum geklettert und haben auf einem Ast stundenlang vergeblich auf die durstigen Elefanten gewartet. Die Leute aus der Bohrtruppe haben sich darüber amüsiert. Kein Afrikaner würde etwas Ähnliches unternehmen.

Elefanten gibt es hier also und außerdem Flußpferde, Krokodile und Affen. Auffallend ist die Vielzahl unwahrscheinlich bunter Vögel, die in Europa nicht verbreitet sind.

Weiterhin sind vor allem verschiedene Schlangen häufig anzutreffen. Bei den Vermessungsarbeiten für die Planung unseres neuen Bewässerungsprojektes stieß ich plötzlich auf eine lange grüne Schlange, die sich in höchster Gefahr zwei Schritte von mir entfernt sehr schnell aufrichtete und sich dann weg schlängelte. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Baumschlange. Durch dieses Erlebnis habe ich meine Befürchtungen vor diesen Tieren weitgehend verloren. Ich weiß jetzt aus eigener Erfahrung, daß sie sehr ängstlich sind und vor Menschen fliehen.

Durch die Lehrer der Nkandabweschule, bei der wir mit unserem Bohrprogramm angefangen haben, habe ich einiges über das Bildungssystem in Zambia erfahren können.

Als ich vor einiger Zeit in ein afrikanisches Dorf fuhr, begegnete mir ein etwa zehnjähriger Junge. Mit Büchern unter dem Arm war er auf dem Weg zur Schule. Er hielt mich an und fragte, ob ich ihn wohl zur Nkandabweschule bringen könnte. Er würde es nicht mehr schaffen, rechtzeitig zum Unterricht dazusein. Auch würde der Lehrer ihn deshalb schlagen. Ich sagte ihm, ich hätte in ganz anderer Richtung meine Arbeit und könnte seinen Wunsch somit nicht erfüllen. So mußte er seinen langen Schulweg zu Fuß fortsetzen. Er hatte bereits drei Kilometer hinter sich gebracht und noch mindestens fünf lagen vor ihm. Dreißig Minuten des Weges führten davon über eine öde Abraumhalde, die vor Jahren bei der Kohlegewinnung in Nkandabwe entstanden war. Wie fast immer in dieser Zeit brannte die Sonne. Auch hatte dieser Junge wahrscheinlich nichts gegessen. Durch Befragen des Schulleiters wurde nämlich festgestellt, daß etwa 75 % der Schulkinder vor dem Unterricht keine Mahlzeit einnehmen. Weshalb sollte der Schuljunge unter diesen Belastungen nicht einen Weißen, der ein Auto hat, um eine solche Gefälligkeit bitten dürfen. Ich habe bisher nicht gehört, daß die Kinder von den Lehrern geschlagen werden. Diese Begründung benutzte der Schüler, um mir seine schwierige Lage besser verständlich zu machen.

In diesem kleinen Ereignis kommt ein schwieriges Problem der Unterentwicklung im Bereich des zambischen Schulwesens zum Ausdruck. Die weitläufige Besiedlung des Gebietes bringt/die Kinder unzumutbare lange und schwierige Schulwege mit sich. Die jüngsten der Schulkinder sind sieben Jahre alt. Auch ihnen bleiben die bis zu acht Kilometer langen Schulwege nicht erspart.

für

Die Nkandabweschule ist eine "Primary School", vergleichbar mit den deutschen Grund- und Hauptschulen. Sie besteht aus der Unterstufe, die vier Jahre dauert (von Grade I bis Grade IV) und der Oberstufe mit drei Jahren, bis zum Abschluß in Grade VII.

In Zambia besteht für die Unterstufe der Primary School Schulpflicht. Nicht für jedes schulpflichtige Kind gibt es jedoch einen entsprechenden Platz. Überfüllte Klassen in zum Teil unzulänglichen Gebäuden sind die Folge hiervon. Die Nkandabweschule hat zwei Klassenräume, die aus Blechelementen hergestellt sind. Die übrigen Klassen sind Ziegelsteinbauten. Wenn wir unsere Bohrwerkzeuge unachtsam in der Mittagssonne liegen lassen, kann man sie vor Hitze nicht anfassen. Ich erwähne das, um damit einen Eindruck von der Hitze in den Blechbarakken zu vermitteln. Zwar werden für diese Klassen viele Unterrichtsstunden im Freien erteilt, aber auch das kann nur eine provisorische Lösung sein.

Die Lehrer sind zum Teil unzureichend untergebracht. Ich habe im Februar miterlebt, wie ein zur Nkandabweschule versetzter Junglehrer mit seinem Koffer eintraf, um seine neue Stelle anzutreten. Weder ein Haus noch ein Zimmer standen ihm zur Verfügung. So mußte er mit einem Klassenzimmer vorliebnehmen.

Ein Besucher aus Deutschland, der den Unterricht in einer solchen Schule im Gwembetal miterlebt hat, schreibt über seine Eindrücke u.a.:

"Da es morgens immer sehr kühl war und die Sonne noch nicht kräftig genug schien, war es kalt in dem Raum, und die Kinder in ihren dünnen, oft zerrissenen Hemden froren, und viele waren erkältet. Die erste Unterrichtsstunde wurde im Stehen abgehalten, später erwärmte die Sonne den Raum so, daß wir uns alle (bis auf den Lehrer) auf den Betonboden setzen konnten. Trotz dieser äußerst ungünstigen Bedingungen machte dieser junge Lehrer einen ausgezeichneten Unterricht."

An dieser Stelle möchte ich erwähnen, daß während der kühleren Jahreszeit in den Monaten Juni, Juli und August häufig krasse Temperaturunterschiede auftreten. In der Nacht können die Temperaturen bis auf null Grad absinken, während es mittags angenehm warm ist. Diese Zeit ist für Besucher aus Deutschland die günstigste Urlaubszeit.

Am Ende der 7. Klasse in der Primary School müssen die Schüler eine Abschlußprüfung ablegen, verbunden mit der Aufnahmeprüfung für die weiterführende Schule, der sog. "Secondary School". Auch diese ist aufgeteilt in Unter- und Oberstufe. Die Unterstufe besteht aus zwei Klassen, Form I und Form II. Die Oberstufe schließt mit Form V ab. Unter- und Oberstufe werden mit "Junior and Secondary School" bezeichnet. Nach Abschluß der Unterstufe müssen sich die Schüler wiederum einer Prüfung unterziehen. Das Bestehen ist für den weiteren Besuch der Schule ausschlaggebend.

Senior

Die Ergebnisse der Abschlußexamens werden kompliziert bewertet. Nur Schüler mit hoher Bewertungsziffer und den günstigsten Wahlfächern können zur "University of Zambia" zugelassen werden. Schüler mit durchschnittlicher Bewertung sind berechtigt, die sog. Training-Centres und Colleges für verschiedene höher qualifizierte Berufe zu besuchen. Wegen der dünnen Besiedlung des Landes sind die Secondary Schools außerhalb der Großstädte als Internate gebaut, die aufallend einfach eingerichtet sind. Teilweise schlafen in einem Raum bis zu einhundert Schüler. Dennoch erfüllen diese Schulen so gut wie möglich den von ihnen verlangten Auftrag.

Zambia ist ein Staat, der vor zehn Jahren ohne kriegerische Auseinandersetzungen unabhängig wurde. Dr. Kenneth Kaunda, der als aufrechter Staatsmann in der ganzen Welt anerkannt ist, wurde als erster und derzeitiger Präsident gewählt. Seine Regierung steht Problemen gegenüber, die unüberwindbar erscheinen. In vielen anderen Staaten Afrikas ist die Lage noch weitaus schwieriger. Es ist deshalb zu wünschen, daß in den entwickelten Ländern noch mehr Verständnis den Problemen der Unterentwicklung entgegengebracht wird.

Mit herzlichen Grüßen und einem Dank für die freundlichen Briefe, die ich bisher erhalten habe !

Ulrich Schlottmann.

P.S. Durch den Neubau eines Postamtes in Sinazene konnten wir hier ein Schließfach mieten.
Darum die Änderung unserer Anschrift.

Ulrich Schlottmann
P.O. Box 2, Sinazene
Via Choma/Zambia

Nkandabwe, August 1975

5. Rundbrief

Viele Freunde und Bekannte haben mich noch vor meiner Abreise nach Afrika gefragt, wann ich im Urlaub für einige Wochen nach Deutschland zurückkomme. Ich habe meistens geantwortet, dass ich diese freie Zeit wohl gerne zum Kennenlernen afrikanischer Länder nutzen möchte. So habe ich im Juni eine Fahrt nach Tanzania und Kenya unternommen. Eine Mitarbeiterin von "Dienste in Übersee", Fräulein Margarete Huber, die ich vom Vorbereitungskursus für unsere Auslandstätigkeit her kenne, hat diese Reise nicht nur mitgemacht, sondern sie allein geplant und organisiert. Dank ihrer guten Vorbereitungen ist unser Urlaub reibungslos verlaufen. Wenn ich jetzt von dieser Zeit berichte, dann deshalb, weil Ost-Afrika eine Reise wert ist.

Die Reiseroute führte zunächst von Zambia auf der neu gebauten Fernstrasse, der "Tan-Zam", nach Dar-Es-Salaam. Auf dieser ca. 2.000 km langen Strecke konnten wir immer wieder neue Eindrücke von den unendlichen Weiten der verschiedenartigen afrikanischen Landschaft gewinnen. Die gut ausgebauten Asphaltstrassen verlaufen auf weiten Strecken parallel zu der fast vollständig hergestellten Tanzam-Bahn, die mit Hilfe der Volksrepublik China gebaut wird und den Kupfergürtel Zambias mit dem Hafen Dar-Es-Salaam verbindet. Die Fertigstellung dieser Bahn fällt etwa mit der Unabhängigkeit der früheren portugiesischen Kolonie Mozambique zusammen. Die Verbindung des Kupfergürtels Zambias mit der Küste des Indischen Ozeans bei der Hafenstadt Beira ist um ca. 40 % kürzer als die gewählte Strecke nach Dar-Es-Salaam. Für die nun fertiggestellte Bahn hat man sich in den sechziger Jahren auch deshalb entschieden, um nicht von der Kolonie Mozambique abhängig zu sein. Genau zum Zeitpunkt der Fertigstellung des weltweit bekannten Mammutprojektes hat diese Begründung keine Gültigkeit mehr. Der Wettlauf mit der politischen Entwicklung Afrikas wurde in diesem Fall ohne Zweifel von Zambia verloren.

Es lag für uns nahe, Dar-Es-Salaam, die Hauptstadt Tanzanias, mit Lusaka zu vergleichen. Ein kaum zu beschreibender Zustand der Strassen innerhalb der Stadt und zahlreiche dem Verfall preisgegebene Verwaltungs- und Wohngebäude liessen unschwer vermuten, dass Tanzania ein weitaus ärmeres Land ist als Zambia. In der Tat gehört Tanzania zu der Gruppe der 25 ärmsten Länder der Welt. Zambia und Kenya gehören nicht dazu.

Unter Präsident Nyerere versucht Tanzania, die Probleme der Unterentwicklung nach dem Konzept des afrikanischen Sozialismus zu lösen. In Suaheli, der Nationalsprache Tanzanias, heißt hierfür das Schlagwort UJAMAA, das einem auf Schritt und Tritt

begegnet. Man geht von dem Grundsatz aus, dass Entwicklungen auf dem Lande ihren Ursprung haben. Deshalb wird versucht, die ländliche Bevölkerung in Dorfgemeinschaften, den sog. Ujamaa-Dörfern, zusammenzufassen. Die Menschen sollen hier zusammen leben und auf den Feldern, die der Gemeinschaft gehören, zum Gemeinwohl arbeiten. Diese Ujamaa-Dörfer werden vorrangig finanziell unterstützt. Man hat die Zielvorstellung, dass nach absehbarer Zeit der gesamte ländliche Privatbesitz in diesen Dorfgemeinschaften aufgeht.

Es ist bemerkenswert, dass sich das Nachbarland Kenya unter Präsident Kenyatta für eine völlig andere Politik entschieden hat. Es wird hier versucht, der Unterentwicklung auf der Grundlage einer liberalen Wirtschaftspolitik Herr zu werden. Angeblich soll sich Kenya dadurch die Abhängigkeit von ausländischen Konzernen, die in diesem Land investieren, eingehandelt haben. Man sieht die Gefahr, dass sich das kapitalistische System mehr und mehr verfestigt. Die kenyanische Wirtschaft scheint im Vergleich mit anderen Entwicklungsländern effektiv zu arbeiten. Die Hauptstadt Nairobi spiegelt jedoch die Auswirkungen dieses Wirtschaftssystems deutlich wider. In keiner Stadt habe ich den krassen Unterschied zwischen Armut und Reichtum so ausgeprägt gesehen wie hier. Parkähnliche Grundstücke nach englischem Vorbild mit den schönsten Villen liegen im Osten der Stadt und aus Abfallmaterialien aufgestellte Blech-Hütten im Slumgebiet westlich. Diese Stadtaufteilung hat ihren Ursprung in der Kolonialzeit. Die Europäer und Asiaten haben sich in den schönsten Wohngebieten angesiedelt und den Afrikanern den Rest überlassen. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert. Ich wundere mich deshalb nicht, wenn sich die Regierung Kenyas einer wachsenden Opposition gegenübersieht, die als Feindschaft gegen den Staat aufgefasst wird.

An einem Nachmittag haben wir einen Ausflug zu den landschaftlich reizvoll gelegenen Ngong-Hügeln unternommen. Von hier konnten wir einen guten Überblick über Nairobi gewinnen und im Süden die Weite der Maasai steppe bewundern. Wie wir bei unserer Rückkehr erfuhren, wurde wenige Tage zuvor auf den Ngong-Hügeln die Leiche des ermordeten kenyanischen Politikers J.M. Kariuki gefunden, eines der heftigsten Gegner der Politik Kenyattas. Dieser Mann hatte zunächst als Nutznieser der liberalen Wirtschaftsform Kenyas eine grosse Bedeutung erlangt und sich dann der Politik zugewandt. Es fällt deshalb schwer, seinen Tod als einen Unglücksfall anzusehen.

Die Fahrt von Dar-Es-Salaam nach Nairobi führte zunächst zu den Usambarabergen im Norden Tanzanias. Eine während der Kolonialzeit von Deutschen gebaute Schotterstrasse schlängelt sich an den Hängen des Gebirges hinauf, sie brachte uns in ein Gebiet,

das uns vielfach an die Landschaften Österreichs erinnerte.

Unmittelbar vor den Usambarabergen erreichten wir das grösste Sisal-Anbaugebiet Tanzanias. Mit ca. 40 % der Weltproduktion ist Tanzania der grösste Sisalproduzent. Durch die Entwicklung der Kunststoff-Faser hat das Land jedoch gegen eine starke Konkurrenz zu kämpfen. Viele Plantagen mussten bereits aufgegeben werden.

Einen Tag später erreichten wir die Stadt Moshi, am Fusse des Kilimanjaro. Die schneebedeckte Kraterspitze dieses höchsten Berges Afrikas war jedoch ständig in Wolken verhüllt. Nur für kurze Augenblicke, ausreichend für einige Fotos, wurde das gewaltige Gebirgsmassiv vollständig sichtbar.

In Moshi besuchten wir zwei uns bekannte Mitarbeiterinnen der Arbeitsgemeinschaft "Dienste in Übersee". Sie arbeiten in einem grossen, mit Hilfe der EKD gebauten Krankenhaus als Kinderärztin und Apothekerin. Es wurde mir erlaubt, die Ärztin, Frau Dr. Noemi Brunner, bei einer Visite in der Kinderabteilung spät abends zu begleiten. Hierbei habe ich einige besondere Eindrücke gewonnen, die mich anschliessend sehr beschäftigt haben:

Die Kinderabteilung war weit überbelegt. Den Müttern war es erlaubt, bei ihren Kindern im Krankenzimmer zu übernachten. So sah ich eine Mutter zusammen mit ihren zwei Kindern in einem Kinderbett liegen. Ein Kleinkind mit einer schweren Lungenkrankheit musste mit operierten Patienten in der Intensivabteilung untergebracht werden. Auch hier wachte die Mutter an der Seite ihres Kindes.

Die Ausübung einer Tätigkeit in einem Krankenhaus wie diesem in Moshi ist ein schwerer Dienst. Besonders für Europäer kann es eine grosse Belastung bedeuten. Wenn dennoch Menschen aus den entwickelten Ländern diese Belastungen auf sich nehmen, so ist das ein glaubwürdiger Beitrag zur Beseitigung der Not in dieser Welt. Glaubenden Menschen, die unter dieser Not leiden, gilt die Verheissung, dass sie sich einmal freuen dürfen, weil Gott ihnen ihre Last abnehmen wird. Das gilt auch für Noemi.

Von Moshi aus unternahmen wir einen dreitägigen Abstecher zum Ngoro-Ngoro-Krater am Rande der Serengeti. Es wurde der Höhepunkt unserer Reise. Dieser Krater ist nach dem Mono-Lake (USA) der zweitgrösste der Erde und soll eines der berühmtesten Tierparadiese der Welt sein. Nur mit gemieteten Landrovers ist es erlaubt, in den Krater zu fahren, der einen Durchmesser von ca. 20 km hat. Die Chauffeure wissen, wo sich seltene Tiere aufhalten. Der Reiseführer, den wir ständig bei uns hatten und aus dem ich die meisten Informationen für diesen Rundbrief herausgelesen habe, gibt hier folgenden Hinweis:

"Wie die benachbarten Krater im tanzanischen 'Hochland der Riesenkrater' brach er ein, als die Lava aus dem Innern des Vulkans abgeflossen war. Der Krater enthält neben einem kleinen Wald meist offene Steppe und Sümpfe in der Nähe des soda-haltigen Kratersees. Neben Löwen, Leoparden, Büffeln, Fluss-pferden, Wasserböcken, Gazellen und Elefanten enthält der Krater etwa 14.000 Gnus, 5000 Zebras und einen See mit unzähligen Flamingos. Besonders leicht sehen Sie hier Nashörner und Hyänen. Letztere sind insofern ungewöhnlich, da sie sich hier nicht als Nacht- sondern als Tagtiere gebärden. Auch die übliche Beziehung zwischen Löwen und Hyänen ist im Krater teilweise ins Gegenteil verkehrt: Man stellt fest, dass die Löwen hier etwa ein Viertel ihrer Nahrung dadurch bekommen, dass sie Hyänen von Opfern weg-jagen, die diese geschlagen haben."

Auf dem südlichen Kraterrand sahen wir auch das Denkmal für Michael Grzimek, der 1959 beim Zusammenstoss seines Sportflug-zeuges mit einem Geier den Tod fand.

Auf der Rückfahrt nach Moshi hatten wir auf dem Campingplatz am Eingang zu dem ebenfalls sehr sehenswerten Manyara-Park ein Erlebnis besonderer Art. Wir waren beim Einbruch der Dunkelheit gerade im Begriff, uns in der Wärme eines Lagerfeuers niederzu-lassen, als wir zufällig in etwa zehn Metern Entfernung ein ge-waltiges Tier entdeckten. Nicht das leiseste Geräusch war vor-ausgegangen, als es vor uns den Campingplatz überquerte. Es war ein Elefant, der sich wahrscheinlich als Einzelgänger von einer grösseren Herde abgesetzt hatte. Das Ereignis kam für uns so un-vorbereitet, dass ich dem Tier nachlaufen wollte, als es in der Dämmerung verschwand. Von diesem Leichtsinn hat mich Margarete glücklicherweise abgehalten.

Serengeti-, Ngorongoro- und Manyarapark liegen im Maasai-Land. Weite, trockene Grassteppen im Gebiet westlich von Arusha sowie gebirgsähnliche Landschaften bis hin zu unüberschaubar grossen Weideflächen südlich von Nairobi machen den Charakter dieses Landes aus. Auf diesen Weideflächen sind uns riesige Viehherden begegnet. In der Tat sind die Maasai nomadische Viehzüchter. Die Grösse der Herden entscheidet über das Ansehen der Person. Wegen ihrer sehr konservativen Einstellung stehen sie Entwick-lungsplänen der Regierung ablehnend gegenüber. Sie halten an ihren alten Traditionen fest, tragen auffallend eigenständige Kleidung und bunten Schmuck und sind deshalb zu einer willkommenen Touri-stenattraktion geworden. Sie leben jeweils als Sippen in Kraalen, die von Dornenhecken umgeben sind. Für die Nacht wird hier auch das Vieh hineingetrieben zum Schutz gegen die vielseitigen Gefahren.

Die Stadt Arusha liegt zentral und könnte bei einer möglichen wei-teren Einigung der ostafrikanischen Staaten an Bedeutung gewinnen. Die Gründung geht aus einer Garnison der Deutschen hervor, die gegen den Volksstamm der Arusha gekämpft haben. Durch die sog. Arusha-Declaration von 1967 ist diese Stadt neu in das Inter-esse der grösseren Politik gerückt. Die schon erwähnte Ujamaa-Bewegung wurde hier durch Präsident Nyerere für ganz Tanzania als verbindlich erklärt.

Nach unserem dreitägigen Aufenthalt in der modernen Gross-Stadt Nairobi sind wir erneut an die Meeresküste des Indischen Ozeans gefahren. Unser Ziel war Mombasa, die zweitgrösste Stadt Kenyas, mit dem bedeutendsten Hafen Ostafrikas. Die Reise auf der gut ausgebauten Asphaltstrasse wurde durch einen grausamen Unfall überschattet, der sich in der Nacht zuvor ereignet hatte. Ein voll besetzter Bus war bei hoher Geschwindigkeit mit einem Tankwagen frontal zusammengeprallt. Dabei hatte sich das Benzin dieses Tankwagens über den Bus ergossen und Feuer gefangen. Achtundzwanzig Menschen sind dabei verbrannt.

Mombasa kann auf eine sehr lange Geschichte zurückblicken. Als erste Europäer kreuzten um 1500 hier die Portugiesen auf und gerieten in heftige Auseinandersetzungen mit der ansässigen Bevölkerung, die zum grossen Teil aus Arabern bestand. Der arabische Einfluss hat nicht nur Mombasa, sondern den ganzen Küstenstreifen Ostafrikas geprägt. Das war uns schon bereits in Zanzibar aufgefallen, wohin wir von Dar-Es-Salaam aus einen Absteher mit einem kleinen Flugzeug unternommen haben. In Mombasa hört man zu den bestimmten Tageszeiten die Gebetsrufer von den Minaretts der zahlreichen Moscheen. Die engen Geschäftsstrassen der Altstadt mit dem regen Treiben der Händler sind zweifellos orientalischer Stil und deshalb auf dem afrikanischen Kontinent besonders eindrucksvoll.

Auffallend ist ausserdem der relativ hohe Anteil der asiatischen Bevölkerung. Sie sind vor allem am Handel beteiligt. Dieser war bereits vor mehr als eintausend Jahren die Ursache für die Kontakte zwischen den Menschen Afrikas und Indiens.

Die Eingliederung all' dieser verschiedenen Bevölkerungsgruppen in die sich neu entwickelnde afrikanische Gesellschaft bringt erhebliche Schwierigkeiten mit sich. Der entscheidende Einfluss der Europäer auf der Kolonialzeit, die Lebensinteressen der Araber und der Asiaten müssen mit den Freiheitsbestrebungen der Afrikaner auf einen Nenner gebracht werden. Wenn man sich verdeutlicht, dass die Bewältigung dieser Probleme zu denen der Unterentwicklung hinzukommt, fällt es schwer, an eine Lösung zu glauben. Vielmehr scheinen diejenigen recht zu behalten, die sagen, dass die anstehenden Probleme der Erde nicht mehr zu lösen sind.

Wir haben acht Tage in einem Strandhotel Mombasas gewohnt. Dieses Luxus-Hotel gehört zu denen, die in den Prospekten europäischer Reiseunternehmen als touristische Attraktion angeboten werden. Zusammen mit raffinierten Tieraufnahmen aus den Nationalparks und der Andersartigkeit der afrikanischen Bevölkerung täuschen diese Angebote ein paradiesisches Afrika vor. In dem Strandhotel ist mir besonders aufgefallen, dass ausschliesslich Europäer die Gäste waren und sämtliche Dienstleistungen von Afrikanern erbracht wurden. Ein Luxushotel für die Weissen und die armseligen Hütten der Afrikaner liegen hier auf engstem Raum zusammen. Durch einen hohen Zaun sind sie voneinander getrennt. Das ist der Grund, weshalb der Tourismus von vielen

kritisch beurteilt wird. Erfahrungsgemäss bringt er nämlich nicht die erwünschte Völkerverständigung. Vielmehr werden Vorurteile bestätigt und protziges Auftreten auf der einen Seite und Unterwürfigkeit auf der anderen festgestellt. Die Einstellung des Europäers zu den Afrikanern, die Dienstleistungen erbringen, kommt zum Ausdruck, wenn wie selbstverständlich von Küchen- bzw. Gartenboys gesprochen wird, ganz gleich, wie alt sie sind.

Von Mombasa aus haben wir unsere viertägige Rückreise nach Zambia angetreten. Sie führte uns zunächst auf einer Staubstrasse, entlang der ostafrikanischen Küste, bis Tanga in Tanzania. Es war auf dieser Strecke sehr abwechslungsreich, da der Weg durch ausgedehnte Kokosnuss-Wälder führte und wir dabei auch einen Eindruck von der Verarbeitung der Kokosnüsse gewinnen konnten. Von Tanga aus fuhren wir wieder in Richtung der Usambaraberge und kamen bald auf die uns bekannte Tan-Zam-Strasse.

Wegen der gelungenen Ostafrika-Reise werde ich im nächsten Jahr voraussichtlich eine weitere Fahrt unternehmen. Ich habe dann vor, Süd-Afrika kennzulernen. Die Frage stellt sich, wer dann mein Reisebegleiter sein wird. Zu der Zeit wird Margarete Huber mit einem Ulrich verheiratet sein. Das bin jedoch nicht ich, sondern das ist einer, der in Lusaka wohnt.

Mit herzlichen Grüßen,

Ulrich Schlottmann

P.S. Für diejenigen, die etwas über Ostafrika lesen möchten, kann ich den schon erwähnten Reiseführer empfehlen. Er wurde von einem Team bearbeitet und von der Deutschen Afrika-Gesellschaft e.V., Bonn, herausgegeben. Er ist im H. Köllen Druck & Verlag, Bonn, Hohe Strasse 87, erschienen. Titel: OSTAFRIKA, Reisehandbuch Kenya und Tanzania.

Ulrich Schlottmann
P.O. Box 2, Sinazene
Via Choma/Zambia

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 623
Datum 20. 1. 77
Handzeichen P.

Nkandabwe, im August 1976

8. Rundbrief

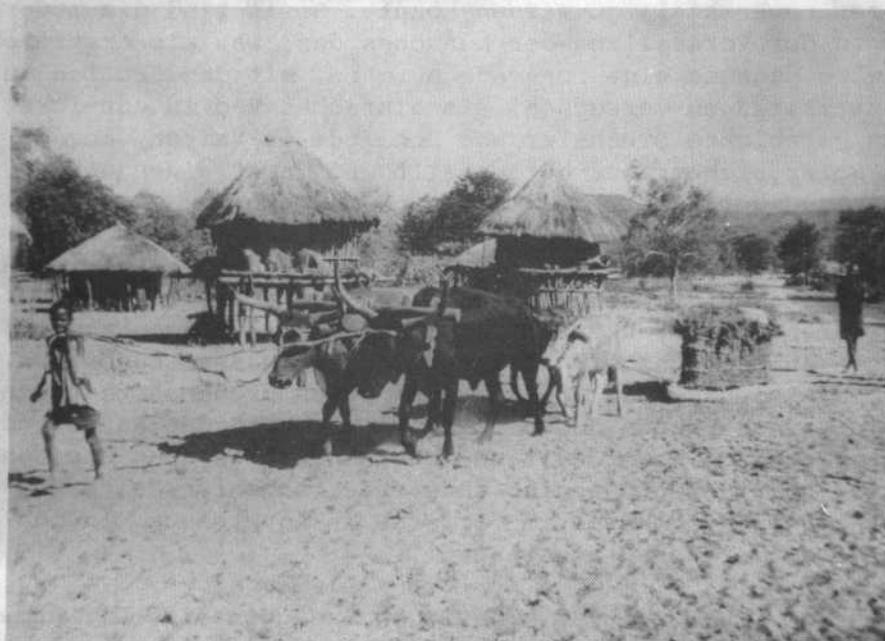
Den Anfang dieses Briefes schrieb ich vor fast sechs Monaten. Damals hatten wir die Arbeiten zur Herstellung eines Brunnens wieder aufgenommen. Es war in einem Gebiet, das in jedem Jahr während der starken Regenfälle von Dezember bis April von der Umwelt abgeschnitten ist.

Ich blieb eine Woche lang bei den Bohrleuten und konnte in dieser Zeit wieder die Erfahrung machen, daß Kontakte zu den Tongas besser hergestellt werden können, wenn man längere Zeit in ihren Dörfern lebt.

Eine besondere Schwierigkeit, mit der die Bevölkerung ständig fertig werden muß, ist mir in jenen Tagen deutlich geworden. Es ist der Transport von schweren Lasten.

Die letzte Regenzeit hat unerwartet lange angehalten. Dadurch sind erhebliche Ernteverluste entstanden. Als die ersehnte Trockenzeit endlich einsetzte, waren alle Bauern mit ihren Frauen und Kindern auf den Feldern beschäftigt, um den Mais und die Hirse zu ernten. Kurz vor Sonnenaufgang verließen sie mit ihren Ochsengespannen die Dörfer, um die ersten Tage der trockenen Jahreszeit intensiv zu nutzen.

Nicht mit Wagen oder Karren wurden die schweren Lasten von den Feldern in die Dörfer transportiert, sondern auf besonderen Schlitten, die aus kräftigen Baumgabeln gebaut werden. Ein Geflecht aus dünnen Ästen, das mit Bast korbatig hergestellt und auf die Schlitten geschickt aufgesetzt wird, ermöglicht den Transport von Lasten bis zu etwa sechs Zentnern.



Die Kräfte, die aufgewendet werden müssen, um dieses Gewicht über die sandigen Wege zu ziehen, erfordern nicht selten bis zu acht Ochsen. Selbst diese sind nicht in der Lage, mehr als eine Ladung pro Tag zu bewältigen.

Den Tongas ist das Rad für den Transport von Lasten nicht unbekannt. Wenn sie es trotzdem nicht verwenden, hat das vor allem zwei Gründe: Einerseits sieht kein Händler oder Handwerker einen Sinn darin, sich in den schwer erreichbaren Gebieten niederzulassen. Die unvorstellbar schlechten Wege und fehlende Brücken über breite Flüsse lassen es nicht zu. Andererseits sind die Kosten für gummi-bereifte Räder, wie man sie in Lusaka kaufen könnte, unerschwinglich hoch.

Nicht Unkenntnis der Bevölkerung ist das Hindernis einer positiven Entwicklung, sondern die massiven Schwierigkeiten, die jeden Ansatz einer weiterreichenden Initiative im Keim ersticken lassen. Auch ist festzustellen, daß die grundsätzliche Voraussetzung für die Entwicklung eines Gebietes, nämlich solche Bedürfnisse der Bevölkerung, die über das Notwendigste hinausgehen, vorhanden ist. In dieser Beziehung jedoch hat die bisher geleistete Entwicklungshilfe in vielen Projekten eine negative Nebenwirkung mit sich gebracht. Den zum Teil noch unter den einfachsten Verhältnissen lebenden Menschen wurde in vielen Bereichen der letzte Stand der Entwicklung demonstriert. Dieser Entwicklungsstand ist jetzt für viele Menschen, besonders für die der jüngeren Generation, erstrebenswert. Er kann aus eigenen Mitteln jedoch nicht finanziert werden.

Erfahrungen lehren, daß auch viele Entwicklungshelfer nicht genügend Interesse zeigen, mit einfachen Mitteln zu arbeiten. Sie kaufen die in anderen Ländern hochentwickelten Geräte und Maschinen, zeigen ihre bewundernswerten Eigenschaften und übersehen das erwähnte finanzielle Problem. Die Bedürfnisse, die auf diese Weise geführt werden, haben keinen Bezug mehr zu den tatsächlichen Möglichkeiten.

Maßnahmen mit angepaßter Technologie dagegen könnten den Menschen eine Hilfe bringen.

Die Transportfrage bietet ein gutes Beispiel. Den Tongas, die in bestimmten Gebieten schwere Lasten auf den vorgeschriebenen Schlitten transportieren, ist nicht unbekannt, daß diese Arbeit mit Lastkraftwagen oder Traktoren schneller und bequemer bewerkstelligt werden könnte. Somit sind die modernen Transportfahrzeuge in der Vorstellung der Menschen das, was als erstrebenswert anerkannt wird. Es wäre dagegen eine lohnende Aufgabe, mit den örtlich zur Verfügung stehenden Materialien zu versuchen, ein einfaches Rad zu entwickeln. In Deutschland haben geschickte Drechsler und Schmiede in Zeiten, an die ich mich noch erinnere, Holzspeichenräder hergestellt und damit einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung geleistet.

Ein anderes Beispiel, bei dem eine angepaßte Technologie eine Hilfe bringen könnte, kann dieses Problem ebenfalls verdeutlichen. In der Nähe von Flüssen kann man während der Trockenzeit beobachten, wie Tonga-Frauen dicht an den Ufern Gemüsegärten anlegen und die Pflanzen mit Flußwasser bewässern. Dazu verwenden sie Eimer, die sie auf dem Kopf tragen. Durch größere staatliche Bewässerungsanlagen sind diese Frauen darüber informiert, daß das Wasser mittels Dieselpumpen leichter gefördert werden kann. Wen wundert es, daß die Wünsche der Menschen sich hierauf ausrichten. Es gibt andererseits mehrere einfache Methoden, um Bewässerungswasser aus Flüssen zu fördern. In Ägypten und Indien werden heute noch diese einfachen Verfahren angewendet.

Auch in unserem Arbeitsgebiet könnte den Menschen eine wirksame Hilfe gebracht werden, wenn die Möglichkeit bestünde, dieses oder jenes einfache Verfahren auszuprobieren.

Wenn der Transport von Lasten für die Tongas ein so großes Problem darstellt, dann gestaltet sich der Personentransport nicht minder schwierig. Die Notwendigkeit, täglich kilometerweite Wege zurücklegen zu müssen, ist für die Mehrzahl der Menschen selbstverständlich. Sei es, daß sie zur Arbeit gehen, oder auf den

Markt, auf dem Weg zur nächsten Klinik sind oder Verwandte besuchen. Oft sind die Entfernungen so weit, daß ein Tag Fußmarsch notwendig ist. Besonders Beerdigungen geben den Menschen Veranlassung, sich in großen Gruppen auf den Weg zu machen, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Da sie sich mehrere Tage in dem Dorf des Verstorbenen aufhalten, um hier mit vielen Verwandten zusammenzuleben, tragen sie die Dinge, die sie in dieser Zeit zum Leben benötigen, mit sich.

Es ist verständlich, daß sie auf diesen langen Wegen bei der ersten Gelegenheit versuchen, per Anhalter mitgenommen zu werden. Das betrifft besonders uns, die wir für unsere Arbeit ein Auto zur Verfügung haben. Erwachsene und Kinder winken ständig und hoffen, auf diese Weise ihr Ziel leichter zu erreichen.

Wenn man bedenkt, daß die Leute teilweise ihr Hab und Gut bei sich haben und nicht zuletzt auch Vieh wie Hühner, Ziegen und Schafe, dann wird deutlich, daß diese ständigen Entscheidungen, entweder anzuhalten oder weiterzufahren, eine Belastung werden können.

Eine Feststellung jedoch ist erfreulich und läßt diese Schwierigkeit leichter überwinden: Die Menschen sind für jede Hilfe sehr dankbar und bringen dies auch zum Ausdruck.

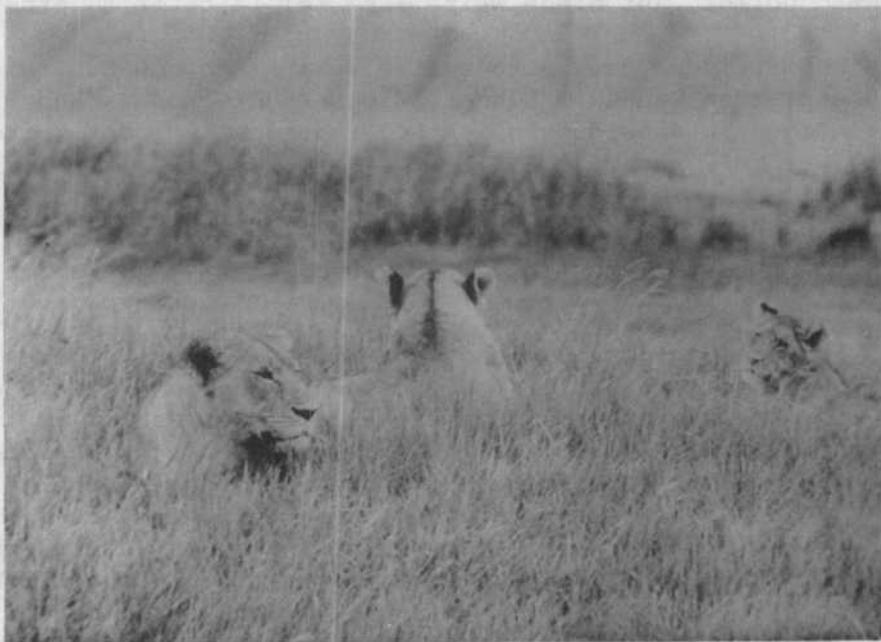
Das Nichtanhalten auf Grund eines Handzeichens eines Soldaten hat drei Afrikaner, die ich in meinem Auto hatte, sowie meinen Bruder und meine Schwägerin, denen ich während ihres Besuchs bei mir ein abgelegenes Gebiet am Kariba-See zeigen wollte, und mich in eine schwierige Situation gebracht. Das Handzeichen bedeutete nämlich nicht die Aufforderung, dem betreffenden Mann eine Mitfahrtgelegenheit zu geben, sondern, wie wir kurze Zeit später erfuhren, eine militärische Kontrolle über uns ergehen zu lassen. Wir befanden uns nämlich unwissend in einem Sperrgebiet. Als wir kurz darauf wegen eines geschlossenen Schlagbaums unsere Fahrt nicht fortsetzen konnten, wurde die militärische Kontrolle mit besonderer Härte durchgeführt. Wir alle waren erleichtert und freuten uns, als wir ohne größeren Schaden die Folgen dieses Mißverständnisses überstanden hatten. Auch wenn Ereignisse dieser Art in jüngster Zeit zunehmend vorkommen, hoffen wir alle, daß der Rhodesienkonflikt endlich ohne Gewaltanwendung gelöst wird.

Mit meinen Verwandten unternahm ich Ende Juli eine Fahrt nach Livingstone, um dort die bekannten Viktoria-Wasserfälle zu besichtigen. Es war ein einmaliges Erlebnis, zu sehen, wie die gewaltigen Wassermassen des Zambezi auf einer unübersehbaren Länge fast einhundert Meter in die Tiefe stürzen.



MUSI-O-TUNJA heißen die Fälle in der Sprache der Afrikaner, was soviel wie "Donnernder Rauch" bedeutet. Auf der Fahrt dorthin sieht man diesen "Rauch" schon viele Kilometer vor dem Erreichen Livingstones über den Fällen aufsteigen. Das lässt den Besucher die Einzigartigkeit dieses Naturwunders von fern erahnen.

Von Livingstone aus besuchten wir das flächenmäßig größte Tierreservat Zambias, den KAFUE-Nationalpark. Auch das war ein Erlebnis besonderer Art, verbunden mit abenteuerlichen Ereignissen. Nach stundenlanger Fahrt durch die abgelegenen Gebiete dieses Parkes konnten wir plötzlich, nicht weit vom Weg entfernt, Löwen beobachten.



Es war unser ausgesprochener Wunsch gewesen, diese Tiere zu sehen, weil Fremde kaum noch diese Chance haben, wir jedoch in der Nacht zuvor von unserer Hütte aus das Brüllen der Löwen hören konnten.

Die unendlichen Weiten Afrikas, und die besondere Tierwelt, wie wir sie auf der Fahrt in den Park erlebten, sind für Europäer kaum vorstellbar.

Für uns, die wir hier arbeiten, und von daher auch mit den Schwierigkeiten des Landes fertig werden müssen, sind diese Erlebnisse in der afrikanischen Natur von großer Bedeutung.

Mit herzlichen Grüßen!

Ulrich Schlottmann

Ulrich Schlottmann
P.O.Box 2
Sinazeze via Choma
Zambia

Zur Ablage
Aktenplan-Nr. 623
Datum 7.3.77
Handzeichen P.

Nkandabwe, 23. Februar 1977

9. Rundbrief

Alle Leser dieses Rundbriefes erhalten dieses Mal wieder einen Bericht über die Arbeit des Gossner Service Teams im Karibatal. Als die Gossner Mission hier 1970 die ersten Mitarbeiter einsetzte, mussten umfangreiche Bauarbeiten für verschiedene Projekte ausgeführt werden. Aus diesen Anfängen entstand eine kleine Maurergruppe, die sich von Jahr zu Jahr erweitert hat und sich nun zu einer Baugenossenschaft zusammenschliesst. Davon handelt der beigeigte Bericht.

Meinen Jahresurlaub verbrachte ich über Weihnachten in Deutschland. Leider reichte die Zeit nicht, um mit allen Freunden Kontakt aufzunehmen. Ich bitte um Verständnis, wenn ich das Versäumte bei meinem nächsten Besuch bzw. bei meiner Rückkehr nach Deutschland nachhole.

Seit langem stand für mich die Entscheidung einer Vertragsverlängerung an. Ich hatte eine Klärung dieser wichtigen Frage während meines Urlaubs erhofft. Nun habe ich mich entschlossen, noch ein zusätzliches Jahr in Zambia zu bleiben, nach dem die Gossner Mission damit ebenfalls einverstanden war. Somit werde ich im Oktober 1978 wieder nach Hause kommen. Ich konnte mich nicht entschliessen, schon in diesem Jahr wieder nach Deutschland zurückzukehren. Ausschlaggebend hierfür ist die Tatsache, dass die Arbeit in diesem Projekt nach wie vor interessant ist. Ich meine auch, dass ich bis jetzt noch in der Entwicklungsförderung am besten mitarbeiten kann.

Ein grosses Problem, das mit der Schaffung von Entwicklungsprojekten durch ausländische Fachkräfte verbunden ist, besteht in der Fortführung des Begonnenen, wenn wir eifrigeren Initiatoren in unsere Heimatländer zurückkehren und die Zambianer mit unseren gut gemeinten und teilweise verwirklichten europäischen Ideen wieder allein lassen. Ich werde deshalb in den vor mir liegenden anderthalb Jahren den Schwerpunkt der Arbeit auf die Lösung dieses Problems legen, das auch für unsere Baugruppe ansteht.

Ich hatte mir zu Beginn des Jahres fest vorgenommen, mehr persönliche Briefe zu schreiben. Nun muss ich zu meinem eigenen Entsetzen feststellen, dass ich es bei diesem Vorhaben habe bewenden lassen. Ich bitte deshalb, diesen Rundbrief wieder als einen persönlichen Gruss aus Afrika zu werten.

Mit herzlichen Grüßen

Ulrich Schlottmann

Ulrich Schlottmann

Nkandabwe, 16. 10. 1974
Zambia

An alle, denen ich versprechen habe, nach meiner Ankunft in Afrika so schnell wie möglich zu schreiben und auch an die, mit denen ich vor ~~meiner~~ Ausreise nicht mehr sprechen könnte, die aber sicher ein Interesse an meiner neuen Tätigkeit haben.

Von meinem Entschluss, an einer Aufgabe in Übersee im Rahmen der Entwicklungsförderung mitzuarbeiten, bis zur Ausreise nach Afrika, sind nunmehr genau 4 Jahre vergangen. Das ist eine Zeit, die länger ist, als ein Auslandseinsatz überhaupt normalerweise dauert. Da die Dringlichkeit der Entwicklungsförderung von vielen Seiten in Deutschland oft besonders herausgestellt wird und auch andererseits seitens die Wasserknappheit in den Ländern der Dritten Welt viele wasserbauliche Maßnahmen erfordern, bleibt diese lange Anlaufzeit von 4 Jahren für mich unverständlich.

Ich bin heute fast zwei Wochen in Afrika, und in dieser Zeit ist mir schon deutlich geworden, dass die eigentlichen Probleme der Unterentwicklung in der Dritten Welt die einfache Bevölkerung dieser Länder betrifft. Darum sehe ich die Hilfe, die durch unseren Einsatz dieser Bevölkerung zugute kommt, als sinnvoll und lohnend an. Da diese Menschen auch keinen Einfluß auf irgendwelche bürokratischen Vorgänge haben, wird sich vielleicht meine Geduld, die ich durch das lange Warten aufbringen mußte, für einige dieser Menschen auszahlen. Das wäre auf jeden Fall mein Wunsch. Ich hoffe, dass ich schon in dem nächsten Brief etwas darüber berichten kann. Heute möchte ich mich auf die Schilderungen meiner Einreise nach Afrika und auf das Leben im Camp beschränken.

Die Gossner Mission in Berlin ist so freundlich und schreibt diesen Brief auf Matrize, damit er vervielfältigt werden kann. Auch der Versand dieser Briefe wird von Berlin aus für mich erledigt.

Verlauf der Einreise nach Afrika

Auf der Flugreise von Hannover nach Nairobi gab es zwei Schwierigkeiten. Wahrscheinlich war das Reisefieber die Ursache dafür, dass mir schon während der Fahrt im Auto zum Flughafen Hannover sehr unwohl war. Bis Frankfurt habe ich den Flug gut überstanden, nur nach Frankfurt passierte dann das, was ich unter allen Umständen gerne vermeiden wollte. Wie gut, dass für solche Fälle durch die Papiertüten in den Lehnen der Sitze ausreichend Vorsorge getroffen ist. So brachte mir dieser 7 1/2-stündige Flug in einer der größten Maschinen der Deutschen Lufthansa nicht die Freude, die ich seit langem erwartet hatte. Der Film, der im Flugzeug gezeigt wurde, und die versch. Musikprogramme, die man wahlweise mit Kopfhörern hören konnte, brachten allerdings etwas Abwechslung.

Auf dem Flughafen Nairobi wurde mir dann die zweite Unannehmlichkeit beschert. Insgesamt waren bei der Gepäckausgabe 3 Koffer nicht angekommen. Darunter war ausgerechnet auch meiner, der all die Dinge enthielt, die ich zum Leben in Nairobi benötigte. Beim ersten Eintreffen in Ost-Afrika ist diese Erfahrung, dass auch bei einer an-

geblich so perfektionierten Fluggesellschaft wie der Deutschen Lufthansa nicht alles reibungslos klappt, sehr nützlich. Die fehlenden Koffer waren im Gepäck, das nach Johannesburg weitergefliegen werden sollte, untergegangen. Es wurde mir gesagt, dass die Maschine in der nächsten Nacht um 1.00 Uhr auf dem Rückflug nach Deutschland wiederum in Nairobi landen würde und ich dann meinen Koffer in Empfang nehmen könnte.

Am darauffolgenden Morgen, am Sonnabend, den 4. 10. 1974, habe ich sofort das Stadtbüro der Deutschen Lufthansa in Nairobi aufgesucht, um den Weiterflug nach Zambia, der für Sonntagabend vorgesehen war, auf Dienstag umbuchen zu lassen. Hier war die einzige Lücke der Reiseplanung, da für die Beantragung des Touristenvisums, mit dem ich zunächst nach Zambia einreisen sollte, nicht ausreichend Zeit einkalkuliert war. Der Afrikaner im Reisebüro der Deutschen Lufthansa war sehr freundlich, eine auffallende Erfahrung, die ich bis heute fast immer machen konnte.

Nach Erledigung dieser Umbuchung habe ich selbstverständlich auch die Angelegenheit mit meinem Koffer noch einmal erwähnt und darum gebeten, **deswegen** beim Flughafen Nairobi anzurufen. Der Mitarbeiter der Deutschen Lufthansa ging daraufhin in einen Nebenraum und kam zu meiner großen Überraschung mit dem Koffer zurück.

Es war eine gute Empfehlung, die Anschriftenliste der Mitarbeiter bei "Dienste in Übersee" (sog. DÜ'-ler-Liste) mit auf die Reise zu nehmen. Aus dieser Liste geht hervor, dass etwa 25 DÜ'ler in Kenia im Einsatz sind. So habe ich mich gleich nach meiner Ankunft in Nairobi mit einem Taxi zum NCCK (National Christian Council of Kenya) fahren lassen, um Frau Bauer aufzusuchen, die dort **seit 1972 arbeitet**. Sie bot mir an, in Ihrer Wohnung zu wohnen. Das war für sie mit weniger Schwierigkeiten verbunden, da sie ohnehin schon 3 Afrika -Reisende aus Österreich aufgenommen hatte. Diese Österreicher, die mit einem VW-Bulli von Süd-Afrika nach Europa unterwegs waren, haben mir gute Ratschläge für meinen Aufenthalt in Afrika gegeben und mich ausserdem bei der Erledigung aller Formalitäten ausgezeichnet unterstützt. Auch ihnen möchte ich diesen Bericht zukommen lassen und mich an dieser Stelle bei ihnen und vor allem bei Frau Bauer für das freundliche Entgegenkommen vielmals bedanken.

Bei den flüchtigen Begegnungen, die ich bisher mit den Afrikanern haben konnte, ist mir eine gewisse Zurückhaltung und Scheu dem Weissen gegenüber aufgefallen. Sicher ist das aus der geschichtlichen Entwicklung dieses Erdteils zu erklären. Ich bin sehr darauf bedacht, ein gutes Buch zu finden, das diese Entwicklung umfassend und mit Sachkenntnis aufzeigt.

Meine vorurteilsfreie Einstellung den Kenianern gegenüber hat dann allerdings auch zu einer etwas leichtfertigen Haltung geführt. Ich habe nicht bedacht, dass in den Ländern, in denen Hunger und Armut herrscht, die Neigung zum Diebstahl zwangsläufig wächst. Aus meiner Kindheit während der Nachkriegsjahre in Deutschland, hätte ich wissen müssen, dass das überall in der Welt so sein kann. So wurde mir in einem vollbesetzten Bus in Nairobi mein Portemonnaie mit einem erheblichen Geldbetrag aus der Hosentasche gezogen, Ich bemühe mich, mir keine Illusionen über meine Tätigkeit in Afrika zu machen, und den Hinweis, hier nicht leichtfertig und unüberlegt zu handeln, habe ich zusätzlich teuer bezahlen müssen.

Es würde einen besonderen Bericht lohnen, all das zu schreiben, was ich auf den kenianischen Polizeidienststellen erlebt habe, um für meine Weiterreise nach Zambia eine Bescheinigung über die Geldentwendung zu erhalten. Da jeder nach Kenia einreisende Tourist die Währung angeben muß, die er einführt, war diese Bescheinigung für mich wichtig. In diesem Fall konnte ich nämlich nicht den Beleg vorlegen, den ich beim Wechseln des Geldes erhalten hätte, und den ich bei der Wiederausreise bei mir hätte haben müssen.

Als ich am Dienstag nachmittag auf dem Flughafen Nairobi begann all die erforderlichen Kontrollen über mich ergehen zu lassen, um die Weiterreise nach Zambia anzutreten, hätte ich die erste Sperre fast nicht passieren dürfen. Mein Name war auf der Flugliste gesondert aufgeführt und der Mitarbeiter der "Zambia Airways" an der Abfertigung machte Anstalten, mir den Durchgang zur Flughalle zu verwehren. Wie sich nachher herausstellte, hätte ich die Umbuchung nicht durch das Lufthansabüro, sondern direkt bei der "Zambia Airways" vornehmen müssen. Durch diese telefonische Umbuchungen sind angeblich bisher zu viele Schwierigkeiten entstanden. Viele, die solche Flugänderungen vorgenommen haben, haben dann den entsprechenden Flug nicht in Anspruch genommen, ohne sich erneut mit der Fluggesellschaft in Verbindung zu setzen.

Schließlich wurde mir der Durchgang dann doch erlaubt, weil die Maschine nicht voll ausgebucht war. Ich habe das alles etwas ausführlicher berichtet, damit diejenigen Leser, die mich hier eventuell besuchen werden, nicht ähnliche Fehler aus Unwissenheit machen.

Von Nairobi aus habe ich an Albrecht Bruns in Lusaka ein Telegramm geschickt und ihm meine genaue Ankunftszeit am Flughafen Lusaka mitgeteilt. Er hat diese Nachricht erhalten und mich zusammen mit Arnold Janssen abgeholt. Jeder kann sich denken, wie groß für mich die Freude war, mitten im südlichen Afrika endlich wieder gut bekannte Gesichter zu sehen. Albrecht Bruns war etwa 8 Jahre in Indien in der Entwicklungshilfe tätig und arbeitet seit Anfang 1973 in der Entwicklungsplanung in Lusaka. Wir waren zusammen in Suderburg und haben uns dort in der Ev. Studentengemeinde kennengelernt. Arnold Janssen und seine Frau Gretchen habe ich zum ersten mal in Exeter/England in der Sprachschule gesehen und war auch bei deren Aussendung in Ostfriesland Anfang Juli d. J. dabei.

Bevor ich dann das letzte Stück der Reise hierher ins Gwembetal antrat, habe ich fast 3 Tage bei Albrecht und Imke Bruns in Lusaka gewohnt. Bei dieser Gelegenheit konnte ich eine Reihe von Formalitäten in der Hauptstadt des Landes erledigen, vor allem mein Touristenvisum auf ein 3 Jahre gültiges Visum, entsprechend der zwischenzeitlich vorliegenden Arbeitserlaubnis verlängern lassen. Das alles hat reibungslos geklappt.

Albrecht Bruns hat mich am 11. 10. 1974 mit all meinem Gepäck dass schon vor meiner Ankunft in Lusaka war, hierher nach Nkandabwe gebracht, wo ich nun 3 Jahre leben werde mit dem Wunsch, einen guten Kontakt zu der Bevölkerung dieses Gebiets zu finden.

Das Leben im Camp

In der Nähe des Camps, in dem wir untergebracht sind, liegt eine Kohlenmine. Zum Abtransport der Kohle wurde hier im Gwembetal von einer europäischen Arbeitsgemeinschaft eine Asphaltstrasse gebaut, Für die Unterbringung der Mitarbeiter dieser Arge hat man ein Camp errichtet, das aus etwa 15 Häusern besteht und ganz nach europäischen Bedürfnissen ausgelegt wurde. Als das Gossner Team hier 1970 mit der Arbeit zur Entwicklung des Gwembetals begann, hat die Regierung in Zambia den Projektmitarbeitern diese Häuser zum Wohnen und zur Einrichtung der erforderl. Büro- und Lagerräume zur Verfügung gestellt. Die Häuser, die alle im Bungalow-Stil gebaut sind, haben etwa eine Wohnfläche von 90qm und eine gut funktionierende Wasserversorgung. Stromversorgung gibt es hier nicht. Kühlschränke und Lampen werden mit Parrafin betrieben.

In einem dieser Häuser wohne ich und seit vorgestern habe ich auch einen afrikanischen Mitarbeiter, der mir hilft, das Haus sauber zu halten, die Wäsche zu waschen und das Essen zu kochen. Ich wurde von den hier bereits wohnenden Mitarbeitern des Gossner Teams bzw. der Arbeitsgemeinschaft "Dienste in Übersee" in vorbildlicher Weise aufgenommen und werde von allen Seiten unterstützt, wie ich es mir besser nicht vorstellen kann.

Die erste Zeit meines hierseins, muß ich nun vor allem mit dem Kennenlernen des vielseitigen Projekts und der Einrichtung meines Hauses, vor allem der Küche nutzen. In dieser Hitze geht das alles nicht so schnell, wie es wünschenswert wäre. Jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, ist es 11.30 Uhr, eine Stunde der mitteleuropäischen Zeit voraus, und draußen im Schatten zeigt das Thermometer bereits schon 37° C. Die Hitze macht mir etwas zu schaffen und nachmittags steigt die Temperatur noch um einige Grade an. Diese hohen Temperaturen lassen sich hier allerdings leichter ertragen, weil die Luftfeuchtigkeit relativ niedrig ist. Wie mir gesagt wurde, wird sich aber auch das bald ändern, da die Regenzeit bevorsteht. So bin ich hier in der klimatisch ungünstigsten Zeit eingetroffen, in der auch die Insektenplage am größten ist. Deshalb habe ich gestern mein mitgebrachtes Moskitonetz über meinem Bett angebracht und höre nun die Mücken nur noch von ferne und kann nachts in Ruhe schlafen.

Zum Abschluss möchte ich noch von zwei Erlebnissen berichten, die ich gestern hatte, und die für mich vielleicht zu den alltäglichen hier gehören werden:

Während ich an diesem Brief schrieb, unterhielt sich mein afrikanischer Mitarbeiter mit zwei Tongafrauen vor dem Haus und ich merkte, wie sehr sie an dem interessiert waren, was hier im Haus vor sich ging. Ich bat sie, hereinzukommen und sie nahmen am Tisch Platz. Ihre Babys, etwa im Alter von 3 Monaten, hatten sie in Tragetüchern auf dem Rücken. Außerdem war noch ein etwa 3-jähriger Junge dabei.

Meine Schreibmaschine interessierte sie besonders, und sie bat mich, nicht mit dem Schreiben aufzuhören. Vielleicht haben diese Afrikaner noch nie in ihrem Leben eine Schreibmaschine gesehen und können sich evtl. gar nicht vorstellen, wofür ein solches Gerät verwendet wird.

Plötzlich wurde das Baby der älteren Frau unruhig und fing an zu weinen. Es hatte anscheinend Hunger, und für die Mutter war es keine Frage, dass es gestillt werden wollte. Ganz natürlich und wie selbstverständlich legte sie das Kind an ihre Brust und interessierte sich dabei weiter für die Schreibmaschine. Nur für Europäer ist ein solch natürliches Verhalten eine Besonderheit.

Das andere Erlebnis hatte ich, als ich gestern abend allein mit einem Landrover zum schwimmen fuhr. In der Nähe unseres Camps wurde vor Jahren im Tagebau Kohle abgebaut und in der riesigen Grube ist ein See entstanden, in dem wir ohne Gefahren baden können. Das Wasser ist sauber und für afrikanische Verhältnisse kühl und gibt uns in dieser Hitze die notwendige Abkühlung und Erfrischung.

Auf dem Weg zu diesem See hielt mich eine Gruppe von etwa 8 Tongajungen an, um ein Stück des Weges mitgenommen zu werden. Das Fahren im Auto ist für diese Kinder noch fast wie ein Traum. Ich ließ sie alle einsteigen, jedoch ehe ich mich versah, kamen aus verschiedenen Richtungen noch einige Kinder, die ich wegen des hügeligen Geländes vorher nicht sehen konnte. Ich wußte nicht wie ich mich verhalten sollte und ließ auch diese einsteigen solange, bis der Landrover voll war. Das wurde dann eine interessante Fahrt und all die afrikanischen Kinder in ihren Schuluniformen freuten sich wie in Deutschland die Kinder zur Weihnachtsbescherung. Das Auto hat insgesamt 5 Türen. aber ich ließ sie alle nur durch eine wieder hinaus, weil ich sie dabei zählen wollte und ich kam auf die beachtliche Zahl von 19. Es ist durchaus möglich, dass ich noch nicht alle erfasst habe, so schnell sprangen sie aus dem Auto.

Mit der Schilderung dieser Erlebnisse möchte ich für heute den Brief beenden. Ich hoffe, dass ich im nächsten Brief von der Arbeit hier berichten kann und von meinen Aufgaben.

Ich würde mich sehr freuen, wenn ich aufgrund dieses Briefes, der vielleicht dem einen oder anderen etwas unpersönlich erscheinen mag, viel Post aus Deutschland erhalten. Ich bitte jeden Leser, diesen Brief als einen ganz persönlichen Gruß zu werten. Dann wird es mir auch Freude machen, weitere Briefe in dieser Form zu schreiben.

Für alle, die mir einen Gruß schicken wollen, gebe ich nocheinmal meine Anschrift an.

Ulrich Schlottmann
c/o Gossner Service Team
P.B. 1 xc
Choma/Zambia

Bitte schickt alle Briefe per Luftpost, da sie sonst sehr lange unterwegs sein würden. (Luftpostaufkleber nicht vergessen!)

Mit herzlichen Grüßen

Euer

gez. Ulrich Schlottmann

Rolf-Wriede-Mission
P/B 3 x c
Choma
Kanchindu School
Zambia

Zur Ablage

Aktenplan-Nr. 623

Datum 7.1.75

Handzeichen D.W.

November 1974

Anlage 11

Um mit Euch in Kontakt zu bleiben, möchte ich Euch ein schönes und ruhiges Weihnachtsfest und ein gesegnetes neues Jahr wünschen. Das für mich diese Feste hier kaum spürbar sind, könnt Ihr Euch vorstellen, wenn Ihr mal im Ausland und dann noch in dieser Hitze alleine ein Fest wie Weihnachten gefeiert habt; dazu kommt noch mein unotodter Lebensstil. - Zwei Wohnungen und viel auf Achse. -

Die Regenzeit 72/73 war so trocken wie seit Jahren nicht, dafür war die Regenzeit 73/74 fast 3mal so viel wie in den normalen Jahren, in denen wir um die 600mm Niederschlag haben.

Durch diese riesigen Wassermengen wurden Teile des Gwembe Tals völlig von der Außenwelt abgeschlossen. Ich konnte z.B. nicht mit dem Auto in die Gegend fahren in der ich teilweise arbeite. Ich konnte von Januar bis Juni die Boote der Distriktverwaltung benutzen, um Kafwambila zu erreichen. Es war nicht nur, daß die Straßen grundlos weich oder tiefe Furchen ausgewaschen waren, - Autos konnten drin verschwinden -, sondern die Brücke über einen der größten Flüsse wurde weggespült, so daß auch jeder Versuch unmöglich gemacht war. Durch zu kommen. Es wurde später eine provisorische Furt gebaut, die jetzt nach dem ersten Regen weggespült ist.

Das schlimme dieser Situation war, die Ernte 73 fiel durch die geringen Niederschläge miserabel aus und unsere Gegend mußte mit Mais beliefert werden, damit die Ernährung der Leute sicher gestellt würde. Es wurden große Reden geschwungen zur Ankündigung der Hilfsmaßnahmen, aber fast nichts geschar, oder viel zu spät. Als das erste mal ein Boot nach Kafwambila kam, es war im März, gab unser Distrikt Governor eine Erklärung im Radio ab, er habe die Situation unter Kontrolle. Das Boot hatte für 2000 Leute 10 Sack Mais. Durchs Radio kam auch, daß Hubschrauber Mais in die Gegend fliegen würden; trotzdem haben die Leute hier nie Mais aus der Luft bekommen, sondern sind mit ihren Eseln 30 - 50 km gezogen, um Mais zu kaufen, und die die keine Esel haben, trugen ca. 30kg auf ihrem Kopf nach Hause. Dieses Jahr hat die Distriktverwaltung 'schon' Anfang November angefangen Mais an die einzelnen Plätze zu fahren und zu verkaufen, an denen die Leute wieder zusätzlich Mais benutzen. Diese Aktion wurde am 17.11. für unsere Gegend gestoppt, da der erste feste Regen die provisorische Furt über den Muka Fluß wegwasch. - Fröhliche Weihnachten und ein guter Rutsch ins neue Jahr für die Leute hier, denn bis dahin werden sie wohl noch alle etwas zu essen haben. -

In diesem Jahr stieg der Lake Kariba auf eine extreme Höhe an und in der letzten Regenzeit überfluteten die Flüsse die Ufergärten und zerstörten so die besten Gärten in den Flusstäler und nahe am See. Dies macht es möglich, daß wieder nicht genügend geerntet wurde, daß Mais ins Tal geliefert werden muß, obwohl von einigen Flächen beste Erträge erzielt wurden.

Ich sitze im Augenblick in Kafwambila (14.12.) und weiß noch nicht wie und wann ich wieder in Kanchindu sein werde, um diesen Brief abzuziehn. Als ich am 5.12. hier hin kam, waren die Straßen noch gut in Ordnung, aber seit 2 Tagen hat es über 140mm geregnet. Die Straßen werden jetzt Sumpflöcher sein und wenn es nicht für 3-4 Tage völlig aufhört zu regnen, auch auf dem Plateau, wird der Muka Fluß so viel Wasser führen, das ich an ein Durchkommen nicht denken kann.

In Siatwinda, wo wir eines unserer Bewässerungsprojekte haben und ich die flanzen- und Düngungsversuche seit 3 1/2 Jahren durchführe,

stieg dieses Jahr das Wasser des Lake Kariba in einige der Versuche so daß sie ertranken. Glücklicher Weise wurden die Reisversuche nicht in Mitleidenschaft gezogen auf denen jetzt das Hauptgewicht meiner Arbeit liegt. Es hat sich in den letzten beiden Jahren herausgestellt, daß in Siatwinda die höchsten Reiserträge in Zambia erzielt werden. An Hand dieser Ergebnisse, -die höchsten Erträge in den Versuchen kamen aus 3000kg/ha-, wurde das Gwembe Valley von 1975 an als die Gegond in Zambia ausgewählt, die das Reissaatgut produzieren soll.

Die anderen Versuche mit Sonnenblumen, Baumwolle, Soyabohnen, Mais, trockne Bohnen und dieses Jahr zum ersten Mal Weizen, sollen Anhaltpunkte liefern, wie man die beste Fruchtfolge in Siatwinda aufbauen kann.

Die Zusammenarbeit mit den Arbeitern in Siatwinda ist weiterhin ein Spaß für mich, obwohl ich viel zu wenig Zeit habe mich mehr um persönliche Kontakte zu kümmern, was ich in den ersten Jahren mehr tun konnte. Obwohl mir diese Arbeit viel Freude bereitete, wird nächstes Jahr diese Versuchsarbeiten an die staatliche Versuchsstation übergeben. Damit wird eine Aufgabe von mir hier in Zambia zum Abschluß gekommen, worüber ich sehr froh bin. Ich werde so lange ich hier in Zambia bin, beratend dabei bleiben, aber nicht mehr die Verantwortung für die Arbeit haben.

Kafwambila ist mein anderer Arbeitsplatz, der von meinem Haus in Kanchindu ca. 90km entfernt ist. (Kanchindu - Siatwinda sind 9km). Ich lebe dort seit 2 1/2 Jahren in einem Wohnwagen.

In diesem Jahr hat sich die Organisation meiner Arbeit in Kafwambila entscheidend geändert. Mr. M. Malyenkukü übernahm den Ein- und Verkauf der Tonga-crfts in in unserem ganzen Arbeitsgebiet und ist damit voll beschäftigt, so daß er nicht mehr mit mir nach Kafwambila kommen konnte. Das zwang mich und gab mir die Möglichkeit neu über meine getane Arbeit zu reflektieren. Mein Ziel war ja immer die Leute mit denen ich arbeite möglichst mit an den Entscheidungen teil haben zu lassen. Während der Zusammenarbeit mit Ba-Mark kam es mehr und mehr dazu, daß wir beiden im Grunde nur noch die Entscheidungen trafen, was getan werden sollte. Da Ba-Mark nicht mehr da war, kam dies deutlich zu Tage.

Es sollte hier in Zambia in jedem Dorf ein Village Productivity Committee (VPC) bestehen und jeder Bezirk sollte ein Ward Development Committee (WDC) haben. Diese Komitees sollten sich hauptsächlich um die Entwicklung im kleinen kümmern, wie ja auch ihre Namen zeigen; so sollte es nach dem Gesetz auss. Leider ist das eine Idee die von den verantwortlichen Leuten (Chiefs und die Distriktverwaltung) selbst nicht verstanden ist; die diese Komitees unterstützen sollten. Es gibt offiziell all diese Komitees seit 1971, aber sie werden nur als Befehlsweitergabestelle von oben her benutzt. Die Leute im Dorf oder Ward sollten eigentlich dort ihre Bedürfnisse formulieren und sich Gedanken über die Lösung der eigenen Fragen und Probleme machen. Ich befinde das als eine hervorragende Idee, sche aber leider, daß sie nicht funktioniert, so lange den Komitees, Mitgliedern nicht etwas mehr geholfen wird, diese Idee zu begreifen und selber Aktionen durch zu führen. Die Distriktverwaltung und unsere Chiefs haben davor wohl etwas Respekt, weil das wirklich zu Beleihungen führen könnte, die nicht in den normalen Verlauf der Verwaltung eingeschlossen sind.

Ich sehe jetzt diese Komitees als den Schlüssel meiner Arbeit in Kafwambila an. Durch regelmäßiges Treffen - alle 2 Monate -, bei denen ich versuche dabei zu sein, werden die anstehenden Probleme angesprochen. Es ist ein langer Prozeß, den ich hoffe einzuleiten. Der Headman jedes Dorfes spielt eine entscheidende Rolle, wie sein VPC arbeit-